Heimat HOHENELBE

Geschichte und Geschichten

Heimat
HOHENELBE

Geschichte und Geschichten

Heimat HOHENELBE

Geschichte und Geschichten

Zusammengestellt von
Wolfgang Fink

Impressum:

© Heimatkreis Hohenelbe / Riesengebirge e.V. - 87616 Marktoberdorf - 2007
Alle Rechte vorbehalten.
Einbandgestaltung: Wolfgang Fink, nach einem Gemälde von Benno Dlouhy.
Gesamtherstellung: Schnitzerdruck, Print und Media GmbH, 87616 Marktoberdorf
Buchbindearbeiten: Norbert Klotz, Jettingen

Inhaltsübersicht

Grußwort des 1. Bürgermeisters der Stadt Marktoberdorf **7**
Zum Geleit. Der Heimatkreis Hohenelbe e. V. **9**
Der Verfasser stellt sich und dieses Buch vor **10**

Erster Teil: Geschichte der Stadt

Hohenelbe – vom Ursprung und aus der Geschichte (1533 bis 1945) **18**
Über Nacht waren sie plötzlich hier (1918) **49**
Wo sind sie geblieben? Schicksal jüdischer Mitbürger **50**
Eine Große Zeit? Rudolf Feistauer erzählt **53**
Kriegserinnerungen von Rudolf Feistauer **57**
Als Kinder in den Krieg zogen. Schüler bei der Flak **72**
Das geistige Leben in Hohenelbe **75**
Hohenelbe pflegte alte Theatertradition **84**
Wir wollen wieder Christen sein! **91**
Aus der Geschichte des Postwesens in Hohenelbe **93**
Ur-Kunden über den Zeitraum von 4 Generationen **97**

Zweiter Teil: Facetten der Stadt

Else Schnabel: An meine Vaterstadt **102**
Rudolf Feistauer: Unterwegs in der Stadt 103 / Impressionen **117**
Feistauer . Flögel . Fink: Industrie und Gewerbe bis 1945 **119**
Willi Hollmann: Der Bauer – Landwirt und Fuhrmann 127
Wolfgang Fink: Die kirchliche Tradition – Erbe der Deutschen **132**
Dekanalkirche . Annabrunn . Klosterkirche . Friedhof .
Gelbes Kreuz und Schreibendorfer Kapelle . Evangelisches Bethaus
Rudolf Feistauer: Schülerjahre in Volks- und Bürgerschule **142**
Wolfgang Fink: Gymnasium / Oberschule **144**
Else Schnabel: Das Sonnenbad. Eine Sommergeschichte **149**
Rudolf Feistauer: Das Bürgerspital 151 / Unser Hohenelber Stadtpark **153**
Else Schnabel: Sag, weißt du noch? **156**
Wolfgang Fink:.Ausflüge und Spiel in und um Hohenelbe **157**
Schreibendorf . Teufelsmühle . Schwimmbad . Segelfliegen .
Fußball . Winterfreuden . Niederhof u. Pommerndorf . Benetzko u. Heidelberg
Maria Hodel und W. F.: Zum kalten Bügeleisen **171**
Wolfgang Fink: Menschen in unserer Stadt. 12 Porträts **174**
Helene Spatzier . Ing. Hans Knoll . Dr. Karl Schneider .
Dr. Erhard Müller . Dechant Johannes Borth . Guido Rotter d. Ä. .
Guido Rotter d. J. . Christiane Rücker . Josef Renner .
Benno Dlouhy . Else Schnabel . Richard Flögel
Hans Knoll: 8 Federskizzen **191**

Dritter Teil: Katastrophe und Neubeginn

Eine düstere Epoche / Die eines nicht natürlichen Todes starben **197**
Sie wurden gezwungen, ihr Grab zu schaufeln **202**
Nördlich der Straße…/…ihr Grab zu schaufeln / Gefangen hinter Kerkermauern
Der alte Glos ./…aus Mangel an Beweisen /. Ein Lichtblick in dunklen Tagen ./
Riesengebirge Juli 1945
Stimmen aus jenen Jahren und danach **212**
Karl Wilh. Fischer. Sein Leben und Wirken **214**
Karl Wilh. Fischer: Gehen Sie wieder auf die Landstraße **216**
Karl von Schreitter: 2 Gedichte
Uwe Hans Schreuer: Die Vertreibung aus dem Paradies **232**
Hugo v. Hofmannsthal / K. v. Schreitter: Heimat und Sprache bzw. 2 Gedichte
Palme: Kein Wort der Klage **248**
Oskar Kober: Acht Jahre hinter Kerkermauern **250**
Edith Drescher-Schwürz: Bauernschlau **255**
Anonymus: Wir sind doch Nachbarn **257**
Emil Goldberg: Gardinenfabrik Fuhrberg **259**
Rudolf Feistauer: Grenzübergang **265**
Wolfgang Fink: Zur zweiten Heimat geworden **268**
Riesengebirgsheimat. Die Zeitschrift **276**
Zitate: "Hohenelbe wieder tschechisch" **278**
Wolfgang Fink: Wer sind die Sudetendeutschen **280**

Vierter Teil: Kaiserpanorama – eine bunte Mischung

Josef Mühlberger: Eine Familiengeschichte **282** / Wolfgang Scholz: Aller Anfang ist schwer **284** / Annelies Sturm: Gedanken nach einer Reise **285** / Annelies Sturm: Töpfergasse 721 **287** / Anni Sturm: Als Großvater die Großmutter nahm **288** / Von der Kutsche zum Automobil **291** / Karl. W. Fischer: Herbststimmung **95** / Schneeschuhfahrten im Riesengebirge **296** / Otfried Preußler: (über Hohenelbe)…nach Ägypten **304** / Else Schnabel: Rübezahl als Quargelmann **307** / Gitta Gnausch: Damals. Als ich von Schreibendorf Milch holte **308** / Ernst Prediger: 6 Geschichten **309** / Otto Hütters Großvater Hollmann: Ei da Stoodt **315** / Helma Megalli: Die erschte Beicht **316** / Amerika-Mizzi: Kindheitserinnerungen **317** / Walter Meißner und Wolfgang Fink: Die Schreckensteiner im Hammerich **320** / Othmar Fiebiger und Vinzenz Hampel: Blaue Berge **322** / Wolfgang Fink: Wer kennt die Straßen, nennt die Namen **324**

Fünfter Teil:
Hohenelbe – Stadt mit Geschichte und Zukunft.

Bilderteil ab **329**

Grußwort des 1. Bürgermeisters der Patenstadt Marktoberdorf

Liebe Leserinnen und Leser,
In diesem Jahr kann die Patenstadt der Hohenelber, die Stadt Marktoberdorf, das 50-jährige Jubiläum des Bestehens dieser Patenschaft feiern. Das 47. Bundestreffen des Heimatkreises Hohenelbe/Riesengebirge e.V., welches turnusgemäß wieder in unserer Stadt stattfindet, bietet den geeigneten Rahmen.
Zu diesem Treffen begrüße ich alle Teilnehmer auf das herzlichste und hoffe, daß sich alle Gäste bei uns wohlfühlen und schöne Stunden in Marktoberdorf beim Austausch von Erinnerungen mit alten Freunden und beim Wiedersehen mit Bekannten verbringen werden.
Dieses Jubiläum wurde aber auch zum Anlaß genommen, das Heimatbuch, welches Sie in Händen halten, zu erstellen. In diesem Buch über Hohenelbe, Ihre Heimat, ist in den verschiedenen Kapiteln über die Geschichte der Stadt Hohenelbe nachzulesen, über die Menschen, ihr Handwerk, ihre Traditionen, über Industrie und Gewerbe. Es finden sich Gedichte und persönliche Geschichten wieder, bereichert durch viele Fotos und Bilder. Einen großen Raum nehmen aber auch die düsteren und schlimmen Jahre der Vertreibung ein, als die Heimat verlassen werden musste und sich die Menschen vom schönen Riesengebirge und ihrer Stadt verabschieden mußten.
Viele von ihnen fanden eine neue Heimat bei uns im Allgäu, in Marktoberdorf. Sie wurden von den Bürgern der Stadt aufgenommen, und sehr schnell konnten sie hier Fuß fassen. Ohne den Mut, den Ideenreichtum und den Fleiß der Vertriebenen wäre unsere Stadt nicht das, was sie heute darstellt: eine blühende, kulturell und wirtschaftlich aufstrebende liebenswerte und lebenswerte Stadt. Heute sind sie und mittlerweile auch schon ihre Kinder und Enkel fest in unserer Stadt und mit unserer Stadt verankert. Dies zeigt sich in vielfältiger Art, wie beispielsweise in einem hohen Engagement bei den örtlichen Vereinen oder auch in der Kommunalpolitik. Sie haben viel zum guten Miteinander in der Stadt beigetragen. Für all dies sage ich meinen herzlichen Dank.
Ich hoffe und wünsche, dass Sie, liebe Leserinnen und Leser dieses Buches, den Inhalt des umfangreichen Druckwerkes tief in sich verinnerlichen werden. Geben sie das Buch aber auch in die Hände Ihrer Nachfolgegenerationen, damit auch diese Ihre Erinnerung an die Heimat Hohenelbe in ihren Herzen bewahren können.
Ich danke dem Heimatkreis Hohenelbe dafür, dass er sich zur Herausgabe dieses Buches entschlossen und auch die hierfür erforderlichen Mittel bereitgestellt hat. Dem Verfasser, Herrn Wolfgang Fink, danke ich für sein Engagement und die vielen Stunden ehrenamtlicher, akribischer Arbeit zur Konzeption des Heimatbuches.

W. Himmer

Werner Himmer
1. Bürgermeister der Stadt Marktoberdorf

Zum Geleit. Ein Buch mit Erinnerungen an unsere ehemalige Kreisstadt Hohenelbe war schon lange der Wunsch vieler unserer Landsleute. Die Realisierung dieser drängenden Notwendigkeit hat in dankenswerter Weise unser Landsmann Wolfgang FINK, Neubiberg-Hohenelbe, möglich gemacht. Er hat in konzentrierter und engagierter Arbeit innerhalb der erstaunlich kurzen Zeit von zwei Jahren ein breitgefächertes Buch zusammengestellt, in dem neben zahlreichen eigenen Beiträgen viele Erinnerungen Hohenelber Landsleute ihren Platz gefunden haben.

Die auf den aus Kärtnten stammenden Böhmischen Berghauptmann Christoph VON GENDORF zurückgehende Gründung (1533) der Bergstadt Hohenelbe auf dem Areal zweier viel älterer benachbarter Dörfer, dem deutschen Gießdorf und dem tschechischen Wrchlab, hatte für die Erschließung des böhmischen Teiles des Riesengebirges grundlegende Bedeutung. Ohne den Bergbau, den Christoph VON GENDORF ins Gebirge brachte, und der doch nicht jene wirtschaftlichen Früchte trug, die man sich erhofft hatte, wäre der riesige Wald der Westsudeten damals nicht erschlossen und besiedelt worden. Einen wesentlichen Anteil an der Urbarmachung und Kultivierung der für eine Besiedelung geeigneten Teile des Gebirges hatten die alpenländischen Holzknechte, die zur Gendorf-Zeit ins Land kamen und da blieben. Deutsche waren es, die den Unbilden des rauhen Gebirges trotzten und dem kargen, steinigen Boden ein Minimum an Lebensnotwendigem abrangen. Und Hohenelbe, die klein bleibende Stadt, war das Zentrum des südlichen Gebirges. Hierher kamen die Gebirgler von den Höhen der Berge und aus den Tälern, um nach stundenlangem Marsch hier eine feierliche Messe zu hören, ihre Toten zu begraben, das Leben der Städter zu sehen, den bescheidenen Atem der Welt zu spüren. Aber Hohenelbe war nicht die Welt! Es war eine Kleinstadt in einem wilden Gebirge. Und doch: Es war eine Heimat – unsere Heimat - , geliebt und unvergessen von allen, denen sie 1945/46 auf schreckliche Weise geraubt wurde.

Der Vorstand des Heimatkreises Hohenelbe/Riesengebirge ist seinem Mitglied Wolfgang FINK und allen an diesem Heimatbuch beteiligten Landsleuten in besonderer Weise zu Dank verpflichtet. Es ist ein Buch der Erinnerung an eine versunkene Zeit, in einer verlorenen Heimat entstanden. Viele, die zu diesem Werk beigetragen haben, sind nicht mehr unter uns. Ihre Beiträge aber wecken die Erinnerung an Persönlichkeiten, die das Leben und die Kultur der alten deutschen Stadt Hohenelbe maßgeblich bestimmt haben.

Erinnerungen über Erinnerungen! Geschichtliches und Erlebtes! Dies alles zu bewahren und weiterzugeben an die Nachkommen, ist die Aufgabe dieses Buches. Wir wünschen diesem mit viel Liebe und Sorgfalt gestalteten Werk eine gute Aufnahme und ein weite Verbreitung bei den Landsleuten.

Heimatkreis Hohenelbe/Riesengebirge, 23. Mai 2007

Christian EICHMANN, 1. Vorsitzender und Hans PICHLER, Kulturreferent.

Rübezahl, der Herr der heimatlichen Berge

Errichtet von der Patenstadt Marktoberdorf und den Vertriebenen aus dem früherem Kreis Hohenelbe im Riesengebirge. Gestaltet von Hans Horst Beckert, Schongau. Feierlich enthüllt am 16. September 1984 beim 24. Bundestreffen der Riesengebirgler.

Wer den Rübezahl sehen will, der möge nur hinaufgehen auf die Buchel in Marktoberdorf. Dort steht er, spähend dorthin, wo das Riesengebirge und Hohenelbe liegen.

Unter Verwendung eines Textes von Prof. Dr. Hans Pichler

Der Verfasser stellt sich und dieses Buch vor.

Unter den noch lebenden ehemaligen Hohenelbern bin ich altersmäßig wohl ein durchnittlicher Zeitgenosse. Geboren 1928 und aufgewachsen in der Elbestadt, erlebte ich deren Geschichte aus der Perspektive eines sehr jungen Menschen bis zur Jahreswende 1944/45. Abgesehen von einem unfreiwilligen Aufenthalt im Herbst 1945 sah ich Hohenelbe und unser Riesengebirge erst 36 Jahre später wieder. Seitdem habe ich mir den Wunsch, die Orte meiner Kindheit neu zu erleben oder näher kennenzulernen, öfter erfüllt.

Die dadurch geweckten Erinnerungen und die Freude, die ich vielfach empfand, wollte ich anderen mitteilen. Mit meiner Familie, mit Kindern und Kindeskindern begann ich, und nun ist der immer noch große Kreis der alten Hohenelber dran, jetzt sind ihre Abkömmlinge und alle Freunde des Riesengebirges angesprochen, sofern wir sie erreichen. Deshalb ist dieses Buch entstanden.

Dem Leser steht es selbstverständlich frei, an jeder beliebigen Stelle den Weg zu betreten, der durch dieses Buch führt. Ich empfehle, der Markierung zu folgen, weil vieles des am Anfang Erwähnten zum Verstehen des Späteren notwendig ist. Viele Autoren sind hier mit eigenen Beiträgen vertreten oder haben passiv mitgewirkt, indem sie Schriftliches hinterlassen haben. Aus der Fülle des Gesammelten habe ich das Geeignete herausgegriffen und in vier große Textblöcke eingeteilt.

Die Geschichte der Stadt Hohenelbe, soweit sie durch fast fünfhundert Jahre zu überblicken ist, steht am Anfang. In geraffter Form ergänzen sich Auszüge aus verschiedenen Quellen zu einem lebendigen Bild früherer Zeiten. Je näher die Ereignisse an die Gegenwart rücken, desto mehr Details sind, dank vorhandener Gedenkbücher, in der Schilderung enthalten. Gerade diese scheinbar banalen Einzelheiten sind wichtig zum Verständnis der tragischen Entwicklung in diesem Grenzland zweier Volksgruppen, eines langen Prozesses, der schließlich zu den Geschehnissen von 1945 führte.

Bevor aber diese düstere Epoche zur Sprache kommt, bringt das Buch zahlreiche **Facetten der Stadt.** Die hier aufgelesenen und die vielen nicht gefundenen machten jenes „Paradies“ aus, dessen Verlust Uwe Hans Schreuer im dritten Buchteil beklagt. In einer kleinen Stadt haben auch kleine Dinge ihr Gewicht. Sie alle zusammen bilden die besondere Atmosphäre eines solchen noch überschaubaren Gemeinwesens.

Was der dritte große Abschnitt bringt, soll nicht dazu führen, alte Vorurteile zu stärken oder schmerzende Erinnerungen wachzurufen. Aber diese tragische Phase gehört wesentlich zur Geschichte unserer Stadt und ihrer ehemaligen Bewohner. Indem **Katastrophe und Neubeginn** in unmittelbarer Folge geschildert werden, eröffnet sich der Ausblick in eine neue Epoche, sowohl für die weit verstreut lebenden Hohenelber, wie auch für die nun tschechische Stadt Vrchlabí an der Hohen Elbe. Schon bevor an einen Neubeginn für die

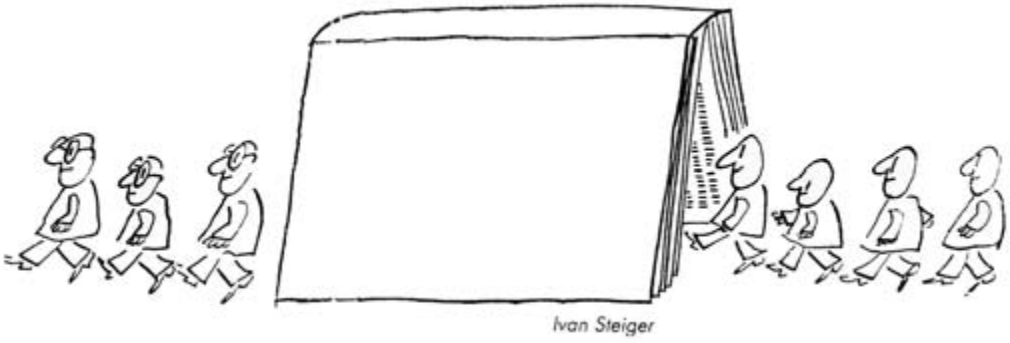
aus der Heimat Vertriebenen zu denken war, gab es hie und da Lichtblicke, Begegnungen zwischen „Menschen“. Ich bin sehr froh, auch einige positive Episoden inmitten des Unmenschlichen gefunden zu haben. Gern hätte ich hierzu auch Äußerungen aus der Sicht von Tschechen aufgenommen, es bot sich aber nichts Geeignetes an.

Was ich noch gern getan hätte: Ein „Ortsbuch der Freien Bergstadt Hohenelbe“ zu realisieren, das allen Kriterien einer ordentlichen Heimatdokumentation genügt. Das war aber aus Zeit- und Kostengründen und mangels geeigneter Mitarbeiter leider nicht möglich. So gestaltete ich das Buch, wie ich es konnte, mit dem was rundum vorhanden war, zu einem Mosaik aus Bruchstücken, zu einem bunten Strauß aus Blumen, die ich am Weg fand.

So ist denn auch der vierte Hauptteil des Buches eine bunte Zusammenstellung von Texten aus der Feder Hohenelber Autoren, Texten über die Stadt, Anekdoten aus der Stadt und einigen Gedichten. Über dem Ganzen steht **Kaiserpanorama.** Dieser Begriff stammt aus dem Hohenelber Vokabular. Im ersten Rathaus der Stadt, das zuletzt dem „Steinmüller“ Möhwald gehörte, war nämlich ein solches „Kaiserpanorama“. Das war keine Hohenelber Spezialität. In vielen Städten gab es Kaiserpanoramen. Das war die Zeit vor Kinofilm und Wochenschau. Durch Gucklöcher konnte der Besucher eines derartigen Panoramas allerhand Merkwürdiges aus aller Welt bestaunen.

Der Weg durch das Buch kann jetzt beginnen. Der Leser, die Leserin wird da und dort etwas verweilen, um das eigene Wissen dem Gelesenen anzufügen oder den dadurch geweckten Erinnerungen nachzuspüren. Damit würde das Buch seinem Zweck gerecht: Verschollenes zu heben, Vergessenes zu beleben und für einige Zeit festzuhalten oder es gar an Jüngere weiterzugeben.

Neubiberg, im Juni 2007 Wolfgang Fink



“Klärender Durchgang” „ heißt diese Zeichnung des Tschechen Ivan Steiger

Zum Entstehen dieses Buches haben in irgendeiner Weise beigetragen:

KARL ANTOSCH / SIEGFRIED BACK / MILOSLAV BARTOŠ / JAN BERR / WOLFGANG BÖHM / KARL BRADLER / ERNST BROSCH / INGEBORG BURKERT-LEINGÄRTNER / GUSTAV CORDA / WILHELM DIENELT / EDITH DRESCHER-SCHWÜRZ / PEPI ERBEN / JOACHIM ETTEL / RUDOLF FEISTAUER / OTHMAR FIEBIGER / BEATRIX FINK / BERNHARD FINK / GABRIEL FINK / ELISABETH FINK-SPÄTH / WOLFGANG FINK / RICHARD FLÖGEL / ALFRED FISCHER / GOTTLIEB FISCHER / KARL WILH. FISCHER / HEIDI FISCHER-GEIST / ROLAND GALL / EMIL GOLDBERG / KURT GOLDBERG / HANS GODER / MARGARETE GOTTSTEIN-HANKA / WERNER GOTTSTEIN / HELMA GRAF-MEGALLI / ALBERT HANKE / HERMANN HALLWICH / OTTO HÜTTER / INGE HOLLMANN-ARENZ / WILLI HOLLMANN / WOLFGANG HUMPEL / FRANZ J. JIRASEK / HANS KNOLL / OSKAR KOBER / MIZZI KRAUS / ERNST KRÖHN-GIESSDORF / HELGA KRÖHN-ADLER / JOHANN LAMB / ANDREAS LUH / FRANZ MAHRLA / JOSEF + MANFRED MÜHLBERGER / ERHARD MÜLLER / ANTON NAGEL / PAUL NETTL / ISOLDE PALME / RUDOLF PFEIL / HANS PICHLER / OTFRIED PREUSSLER / ERNST PREDIGER / FRANZ PROSCHWITZER / BRIGITTA REIL-GNAUSCH / JOSEF RENNER / CHRISTINE RÜCKER / BRUNHILDE MOHORN-SANKA / EMIL SCHETZ / MARIA SCHIER-HODEL / NORBERT SCHLEGEL / ELSE SCHNABEL / KARL SCHNEIDER / CHARLOTTE SCHNEIDER / WILFRIED SCHÖBEL-KRÖHN / BENNO SCHOLZ / WOLFGANG SCHOLZ / UWE HANS SCHREUER / KARL VON SCHREITTER / ŠKODA AUTO AG / INGE SCHWANDA-PROCHÁSKOVÁ / LUISE SIROWATKA-CHALOUPSKÁ / HELENA SPATZIER / ANNA STURM / ANNELIES STURM / HANNES OTTO THER / HEINRICH THER / ALOIS TIPPELT / LUTZ VATTER / ANNA WANKA / ERIKA WLASSAK-DIETRICH / FRANZ ZIERIS.

Vielen der hier Genannten kann ich nicht mehr danken. Sie haben uns Bleibendes hinterlassen, das nunmehr einem größeren Leserkreis mitgeteilt oder in Erinnerung gebracht wird.

Wolfgang Fink

Hohenelbe ist die erste Stadt an der Jungen Elbe.
Der Fluß gab der Stadt den Namen.
Wohl hat er das eigentliche Gebirge
in 23 Kilometer langem munteren Laufe bereits durcheilt,
aber noch drängen sich im Osten und Westen
Berge und Höhen an ihn heran.
Das Gemeinwesen, urkundlich 1357 zum erstenmal genannt, konnte sich nur in der Längsrichtung Nord-Süd ausdehnen.
Ein Dorf war es,
dessen Name **Gießdorf** auf den einstigen Bergbau hinweist.
Darum fehlt der Siedlung,
die erst 1533 von dem obersten Berghauptmann Böhmens,
Christoph Gendorf, zur freien Stadt erhoben wurde,
das Gepräge jener Städte,
die zur Zeit der Kolonisation angelegt wurden.
Vor allem fehlt der mit Lauben gesäumte Ringplatz,
wie ihn andere Riesengebirgsstädte haben.

Und doch ist Hohenelbe eine schöne Stadt.
Sie hat einen Vorzug, den keine andere im Riesengebirge
in diesem Grade besitzt:
unmittelbar am Fuß der herrlichen Berge liegt sie,
die im Sommer mit ihren unermeßlichen Wäldern
auf sie herabblicken

Dr. Karl Schneider

Huhnalbn

Kei Stadtla kenn ich, dos mir asu
Ei´s Harz gewochsn is wie du.
Vom Rapprich bis zom Schleißabarg,
Vo d´ Weißboch bis zom Jankabarg,
Wu ich ols Kend bin remgeronnt,
Is jedes Platzla mir bekonnt:

Am Ölbarg, wu ich traurig wor,
Bem Annabronn, wu olla Johr
Die erschtn Veilchn imma blühn,
Die oldn Leut spoziean giehn...
Vom Klusta of d´ Braatsaach zu,
Am Stodtpark dum, wu sich zo Ruh
Die Liebespoorlan imma setzn
On ei die Bänk die Nooma schnetzn...
Dos schiene Schlooß, da Park dabei,
Wu ma dreimol ei d´ Woch darft´ nei.
Am Rothaus hängt da Glocknstrong
Vom Termla roo, unbendich long,
Zo gudaletz is ha noch honna
Am Rothaus em a Bain gebonna.

Die meistn Häusa - wie ma sprecht -
Die kriechn jetz a neu Gesecht.
Of oldn Krekn, lohm on müd,
Dazweschn moncha Giewl stieht.
Wenn a schunn schief on holb zafolln,
Die Nastlan tun ma doch gefolln.

Wu bei a Fanstan uf d´ Strooß
Amol d´ Urgrußvota soß,
Eh wieda fufzich Johr vagiehn,
Wan grußa, schiena Häusa stiehn
Vo Amerika bis Bremen noo.
Danochet sein ma längst ne do,
Denn olla giehn am hölzan Haus
A letztn Waag - bem Klusta naus.

Alfred Fischer

Rathaus

Zum nebenstehenden Mundartgedicht des Oberlehrers Alfred Fischer bedarf es für den im Hohenelber Dialekt nicht geübten und für den mit der Stadt nicht sehr vertrauten Leser einiger Erklärungen.

Braatsaach = Brettsäge, Sägewerk

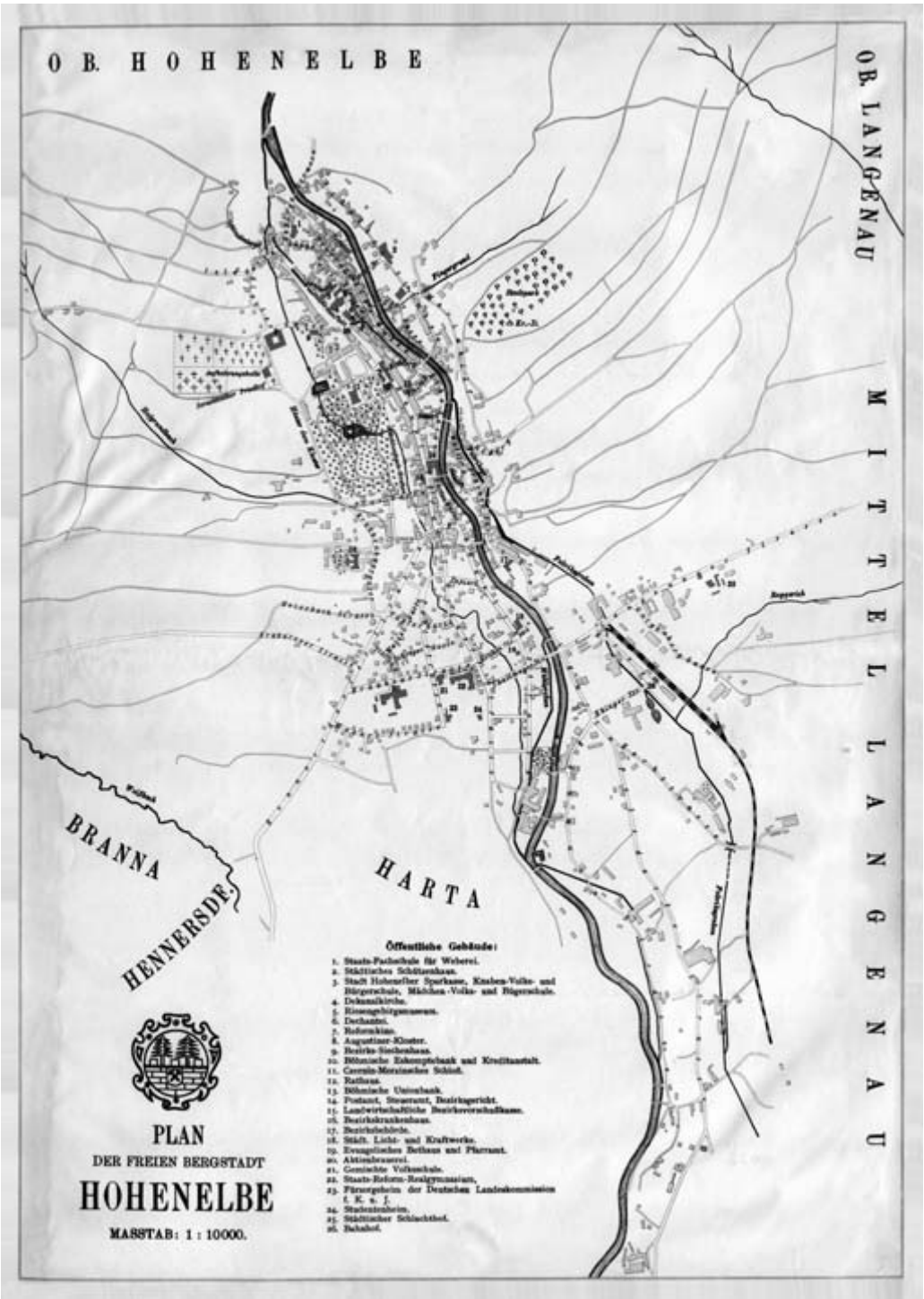
dum = droben

da Glockenstrong = ein „unbändig langes“ Seil an der Giebelseite des Rathauses. Es hing von der Feuerglocke herab, die sich oberhalb der Fenster des 2. Stockes befand. Das Strangende war um einen Laubenpfeiler geschlungen.

Amerika = Hotel Amerika, in der Gebirgsstraße oberhalb der Kirche

Bremen = Hotel Bremen, an der Bahnhofstraße, nahe der Steinernen Brücke

bem Kluster naus = beim Kloster hinaus, der Weg zum Friedhof hinter dem Kloster


OB. HOHENELBE
OB. LANGENAU
MITTEL LANGENAU
BRANNA
HENNERSDE
HARTA
Öffentliche Gebäude:
1. Staats-Fachschule für Weberei.
2. Städtisches Schützenhaus.
3. Stadt Hohenelber Sparkasse, Knaben-Volks- und Bürgerschule, Mädchen-Volks- und Bürgerschule.
4. Dekanalkirche.
5. Riesengebirgsmuseum.
6. Dechanthof.
7. Reformkirche.
8. Augustiner-Kloster.
9. Bezirks-Siechenhaus.
10. Böhmische Ersparnißbank und Kreditanstalt.
11. Czernin-Morzinsches Schloß.
12. Rathaus.
13. Böhmische Unionbank.
14. Postamt, Steueramt, Bezirksgericht.
15. Landwirtschaftliche Bezirksvorschußkasse.
16. Bezirkskrankenhaus.
17. Bezirksbehörde.
18. Städt. Licht- und Kraftwerke.
19. Evangelisches Bethaus und Pfarramt.
20. Aktienbrauerei.
21. Gemischte Volksschule.
22. Staats-Reform-Realgymnasium.
23. Pfarrgebäude der Deutschen Landeskommission f. K. u. J.
24. Stadtsparkasse.
25. Städtischer Schlachthof.
26. Bahnhof.
PLAN
DER FREIEN BERGSTADT
HOHENELBE
MASSTAB: 1 : 10000.

Erster Teil

Geschichte der Stadt

Hohenelbe

Vom Ursprung und aus der Geschichte der Stadt

Eine Melange, angerichtet von Wolfgang Fink

Zur Zubereitung des folgenden Beitrags über den Werdegang der Stadt an der hohen Elbe - Hohenelbe - dienten vor allem diese Quellen:

Franz Jos. Jirasek: Heimatkunde des Hohenelber Bezirkes, 1915
Hermann Hallwich: Gründung der Bergstadt Hohenelbe, 1882
Karl Schneider: Aus der 400jährigen Geschichte... , Festschrift 1933
Ernst Kröhn-Gießdorf: Streifzug durch die Geschichte... ,
Riesengebirgsheimat, Hefte der Jahre 1956 bis 1960
Josef Renner/Karl Schneider: Hohenelber Heimatbüchlein, 1949
Franz Proschwitzer, Chronik von Hohenelbe, 1914
Franz Schöbel: Die Herren v. Wrchlab, Riesengebirgsjahrbuch 1965
Ernst Kröhn: Gemeinde-Gedenkbuch der freien Bergstadt Hohenelbe
Gedenkbuch der Knabenvolks- und Bürgerschule 1938-44

Aus alter Zeit

„Eine Cella bzw. ein Filial-Kloster an der oberen Elbe, um das Jahr 1290 gegründet, war nach dem Geschichtsschreiber Dr. Hermann Hallwich Ursprung der Stadt Hohenelbe. Die erste Ansiedlung ihrer Bewohner reicht jedoch bis in noch frühere Zeiten zurück.“ Mit diesen Worten beschreibt Ernst Kröhn, der letzte deutsche Gemeindeschreiber und Standesbeamte, die Frühgeschichte seiner Stadt Hohenelbe. Seine zahlreichen historischen Schriften und Erzählungen zeichnete er mit dem Namen Ernst Kröhn-Gießdorf. Dieser Zusatz zum Familiennamen war ihm gewissermaßen Programm und Verpflichtung. Denn „wo die Elbe aus dem engen Gebirgstal zum erstenmal in eine breite Niederung tritt, entstand in unbekannter Zeit eine Siedlung: Gießdorf“ (Schneider). Die erscheint in den vor 1400 verfaßten Urkunden zwar unter dem slawischen Namen Wrchlab - als das Kirchdorf Wrchlab, zum Unterschied von dem Klösterchen gleichen Namens (dessen Standort bei Mönchsdorf/Arnau vermutet wird) - aber der sich damals rasch entwickelnde Bergbau, ausschließlich in deutschen Händen liegend, ließ die Bezeichnung Gießdorf gebräuchlich werden.

Nach dem Flurnamen Wrchlab, das heißt „an der oberen Elbe“, nannten sich die Besitzer des Dorfes und seiner Umgebung „die Herren von Wrchlab“. Über ihre Herkunft ist nichts bekannt, aber spätestens ab 1359 waren sie Eigentümer oder Lehensmannen des bescheidenen Dorfwesens. Der letzte Ritter von Wrchlab, Wenzel, wird 1530 erwähnt.

Als um 1414 die Raubzüge der Hussiten begannen, wurde die Entwicklung der Gegend super Albeam - an der oberen Elbe - unterbrochen. Nach Proschwitzer erreichte der Hussitenterror im Jahr 1424 unsere Heimat: „Am 3. März lagerte Žižka - der menschenmordende Taboritenführer, wie ihn Hallwich nennt - vor Arnau und berannte es mit gewohnter Heftigkeit. Seine Angriffe wurden zurückgeschlagen. Als Žižka einsah, daß er gegen die Stadt nichts vermochte, eilte er, seinen Mut an Mönchen und Nonnen zu kühlen. Er zerstörte das Kloster zu Mönchsdorf und das zu Starkenbach. Ebenso wurde auch das Kirchdorf Wrchlab oder, wie es damals schon hieß, Gießdorf, mitsamt Kirche und Feste dem Erdboden gleichgemacht, sodaß mit dem Jahre 1424 Hohenelbe auf lange Zeit aus der Geschichte verschwindet. Durch die Hussiten ist alles, was die Entstehung des Ortes bezeugte, Urkunden, Bücher u. dgl., vernichtet“ so stellt es Dechant Proschwitzer dar. Das bestätigt auch Schneider: „Alles wird zerstört, Hammerwerke, Hochöfen werden vernichtet. Damals sind etliche Deutsche geflohen, haben sich in die Wälder gerettet. Sie haben die Heimat erhalten. In die Städte und Dörfer um das Gebirge zieht tschechischer Adel als Neuherr und Besitzer ein. Er ist den Erfordernissen der Zeit nicht gewachsen. So bricht er nach kurzer Zeit wirtschaftlich und moralisch zusammen. Die Adeligen überfallen, erschlagen einander, daß ihre Stücke in Backtrögen von der Straße getragen werden“.

Woraus der Geschichtslehrer und Archivar diese Details so drastisch zitiert, wird schwer festzustellen sein. Franz Schöbel, der die Zeit der „Herren von Wrchlab auf Hohenelbe und ihre Nachfolger...“ erforschte, weiß zwar über endlose gerichtliche Auseinandersetzungen in jenen unruhigen Jahrzehnten zu berichten, nicht aber über derart blutige Gewalttaten. Nun - es ist ja auch schon über 500 Jahre her. Bald darauf wird „Ordnung in die Gegend durch den Deutschen Christoph von Gendorf gebracht, der 1534 als Herr in Hohenelbe einzieht, in kurzem das gesamte Gebiet Ostböhmens mit Ausnahme von Arnau und Braunau sein Eigen nennt. Gendorf kam 1528 nach Böhmen, Ferdinand I. betraute ihn mit der Verwaltung der Joachimsthaler Münze und machte ihn bald darauf zum Berghauptmann fast des ganzen Landes“ - schreibt Karl Schneider. Und weil uns seine Schilderung gar so lebendig die damalige Feudalzeit vor Augen führt, zitiere ich Schneider weiter:

„Er, Gendorf, ist gerade 33 Jahre alt. Als braver Beamter des Königs inspiziert er die Bergwerke Böhmens, wohl auch Schlesiens. Dabei schaut er wohl rechts und links und erwirbt zunächst die Bergrechtsame im Riesengebirge (1533), ja überall dort, wo er und seine Erben künftiglich im Königreich Böheimb und der Kron auf eigen Grund und Boden ein Bergwerk aufmachen wollen. Alle Beamten kann er auf diesen Gruben selbst ernennen und erhält von den Untergewerken als Abgabe ein Drittel des geförderten Erzes, aber auch ein Drittel des geschmolzenen reinen Silbers und Goldes. Auf seinen Gründen kann er nach freiem Ermessen Bergflecken oder Städte bauen. Die Unterthanen haben ihm zu gehorchen. Dafür sind diese von jeglicher Art von Steuer frei. Nur in großer Not kann der König auch sie zu Kriegsdienst und Abgabe heranziehen, doch darf der Bergbetrieb keinen Schaden dadurch erleiden.“

Ein Bergstädtlein namens Hohenelbe

Von Karl Schneider erfahren wir weiter:

„Schon am 12. März 1533 hat Gendorf die Herrschaft Elbegebirge von Johann Tetauer von Tetau für die Summe von 3750 Schock b. Gr. samt allen Zugehörungen, Gerechtsamen, Nutzungen, Oberherrlichkeiten und dem Patronatsrechte erworben, und mit dem 6. Oktober desselben Jahres hat er die kgl. Bestätigung einer neuen Stadt in den Händen, die er an Stelle des verbrochenen Dorfes Gießdorf aufbauen will und die er Hohenelbe, die Stadt an der obersten Elbe, bezeichnet“.

Derartige Privilegien wurden damals vom Landesherrn für treue Dienste vergeben.
„Die Waldgrafen des Gebirges, der Burggraf von Trautenau, das waren Beamtentitel, nicht das, was die späteren Jahrhunderte darunter verstehen. Diese Waldgrafen nennen sich nach dem Gebirge, das ihr Verwaltungsgebiet ist, equites vrchlabienses. Und dem Gebirge gibt die Elbe ihren Namen, der Fluß: es heißt eben Elbegebirge oder vrchlabe. Vrch bedeutet hier Höhe und labe die Elbe. Noch im Anfang des 19. Jahrunderts ist dieser Name gebräuchlich, wenn auch nicht mehr für das gesamte Gebirge, denn dafür hat sich seit dem 16. Jahrhundert die Bezeichnung Riesengebirge eingebürgert.“

Mit der Erhebung zur Stadt erhielt Hohenelbe ein Wappen sowie das Recht, ein Siegel in grüner Farbe zu führen. Das Wappen ist ein Schild in zwei Felder geteilt; In dem oberen weißen Felde zwei grüne Tannen, im unteren roten Felde zwei gekreuzte Berghämmer.
(Hallwich bzw. Proschwitzer)

Aus der Festschrift zur Vierhundertjahrfeier der freien Bergstadt Hohenelbe 1933 zitiere ich nun längere Passagen von Karl Schneider. Eine Prosa zum Genießen:

„Gendorf brauchte für sein erkauftes Herrschaftsgebiet einen Mittelpunkt. Denn zeitlose Zeit herrschte auf den Höhen, kein Glockenschlag einer Kirche, kein Axthieb störte die Stille des Waldes, nur Sturm und Alter brachen die Bäume.Der Wald rückte damals noch bis hart ins Tal herein und hüllte die Berglehnen ein, über die Bäche und Wildwässer den Weg zur Niederung nehmend. Straßen gibt es keine, Spinnfäden gleich ziehen einsame Bauern- und Jagdwege. Zu Pferd muß alles genommen werden oder zu Fuß.

Die neue Stadt erst sollte ein Ausgangspunkt für neues Leben werden. Dazu gehörte die ganze Schaffenskraft eines Mannes, wie es eben Gendorf war, der in das Jahrhundert der Conquista, der Eroberung, taugte. Nur ihm, dem Freund des Königs, konnte es gelingen, auch das nahe Schatzlar und selbst Trautenau zu erwerben. Sein Kraftgefühl drückte sich am deutlichsten in seinen Bauwerken aus. So baut er das alte Burggrafenschloß in Trautenau neu, bessert die verbrochenen Mauern dieser Stadt, errichtet den neuen Kirchturm, deckt die Stadttürme, führt Trinkwasser in die Stadt und sorgt, daß die Mühlen an der Aupa wieder klappern.

Völlig neu entsteht Hohenelbe, seine eigene Stadt. 1546 ist hier sein neues Schloß vollendet, eine machtvolle Behausung eines gewaltigen Zwingherren, der seine Zeit verstand und sie zu beherrschen suchte. Damals waren größere Teiche um den Bau, einzig Zugbrücken ermöglichten den Zugang. Aus der Bauzeit des Schlosses ist in seinem Innern der prunkvolle Kachelofen erhalten mit dem Wahlspruch Friedrichs des Weisen von Sachsen, dem Gönner und Schützer Luthers: Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. Gendorf war, wie die anderen Herren des Landes, Anhänger Luthers. Seine Stadt braucht eine neue Kirche, die alte ist zerstört, verbrannt, eine Ruine. Jetzt also wird sie neu gebaut. Ringsum liegt der Friedhof. Mitten drin in den Häusern liegt sie und gliedert sich dem Gesamtbilde der Stadt ein.“

Der Prunkofen von 1545 im Schloß Hohenelbe mit dem Wahlspruch Friedrichs des Weisen von Sachsen, dem Gönner und Schützer Luthers: „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit“

Christoph v. Gendorf, geb. 1487 zu Greifenberg in Kärnten, gest. 1563 zu Hohenelbe (nach der Silbermedaille von 1549)

Kröhn zählt für das Jahr 1557 außer der Kirche, dem Schloß und einer Schule noch „40 Häuser in Zeile, Brauhaus, Badestube und Siechenhaus als Eigentum der Stadt“. Weiter heißt es bei Schneider: „Der Menschen Zahl war in dieser neuen Stadt lächerlich klein. Für das Jahr 1550 kommt man auf 220 Einwohner. Noch 1600 sind es knapp 450. Diese Zahl bleibt über eine lange Zeit. Aber mit Nachdruck wird auf Handel und Gewerbe geachtet, heißt es doch ausdrücklich, daß sich da allerhand Handwerker ansiedeln sollen. Man erkennt die Bedeutung der Gewerbe für die Lebensführung in der Stadt, man versorgt die Dörfer, man exportiert. Bald belieferten die Leineweber und die Tuchmacher

große Handelshäuser in Nürnberg. Wer mochte damals ahnen, daß die Leinengewebe aus Hohenelbe schon im 18. Jahrhundert Welthandelsartikel sein würden, daß noch bis ins 20. Jahrhundert Hohenelbe mit diesem Artikel führend sein wird.“
So weit Karl Schneider.

Zurück zu Christoph von Gendorf:
„Am 6. August, freitag vor Laurenti, ist in gott verschiden der her auf Hohenelb, seines alters im 66. jar und in die newe capel in die gruft gelegt worden“.

Die Erben Gendorfs führten das Werk des Stadtgründers fort. Mirschkowsky heißt nun der Grundherr (männliche Nachkommen fehlten). Man hat verdient, die Stadt war reich. Sie hat sich das erste Rathaus gegenüber der Kirche ausgebaut (1591).“

Das erste Rathaus. Es steht noch heute am Kirchenplatz, an der Einmündung der Klostergasse / Husová

Noch einmal davon gekommen

Wilhelm Mirschkowsky von Stropschitz kam als Protestant während der ersten Jahre der konfessionalen Auseinandersetzungen, die wir den 30jährigen Krieg nennen, in Schwierigkeiten und verkaufte 1624 die Herrschaft Hohenelbe an Albrecht Eusebius von Waldstein. Die Stadt an der Elbe gehörte jetzt zum Herzogtum Friedland und war fürstliches Lehen. Krieg wurde um den Ort nicht geführt, „selbst Kriegsgeschrei drang nur von fern an seine Gemarkung“ (Sch.). Doch Wallenstein bedachte bei Heeresaufträgen seine Städte und unterstützte deren Handwerke. Und zu dieser Zeit bestand in Hohenelbe eine Rohrschmiede, in der Wallensteins Geschütze und Musketen gefertigt wurden.

Das Wallensteinsche Besitztum war in dieser unruhigen Zeit eine terra felix, ein glücklicher Landstrich. Aber die Not rückte dann doch an die Stadt Hohenelbe mit Wallensteins Tod. Jetzt lernen auch die Hohenelber den Krieg kennen. Gelegentliche Einquartierung, Kriegskontributionen von Freund und Feind sind keine Seltenheit. „Nach der Ermordung Wallensteins im Feber 1634 zu Eger wurde die Herrschaft Hohenelbe laut hh. Entschlie-

ßung dem k. k. Generalfeldwachtmeister Freiherrn Rudolf von Morzin zur Belohnung für geleistete Kriegsdienste erblich verliehen.

Die vorwiegend protestantische Bevölkerung war bisher nicht mit Gewalt zum katholischen Bekenntnis genötigt worden. Auch Wallenstein, ein Katholik seiner Zeit mit Leib und Seele, war gegen jeden Zwang in Glaubenssachen. Friedland und Reichenberg und die übrigen Kammergüter des Herzogtums waren daher zu seinen Lebzeiten protestantisch geblieben (Hallwich). In Hohenelbe ändert sich mit Rudolf Morzin zunächst nichts daran. Erst nach seinem Tod (1646) verfuhr dessen Bruder Paul nach dem Grundsatz: Cuius regio illius et religio, d. h. die Untertanen müssen sich im Glauben nach dem Herrschaftsbesitzer richten. Die einen konvertierten, andere wanderten aus, einige leisteten Widerstand. Mit Hilfe von 50 Musketieren unter dem königlichen Kommissär Schönfeld wurde der Aufstand unterdrückt.

Schneider: „Hohenelbe ist nach dem Dreißigjährigen Krieg zusammengebrochen, verschuldet. Was an öffentlichem Gut zu verkaufen ist, wird veräußert. Das Badehaus aus Gendorfs Zeiten muß ebenso dran glauben wie das schöne Provianthaus, das Mirschkowsky der Stadt schenkte, in dem Korn und Mehl gestapelt wurden, in dessen Kellern Weinfässer standen. Jetzt ist alles leer! Von den 94 Häusern sind etliche wüst, 480 Menschen siedeln hier noch. 420 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, haben zwischen 1650 und 1655 das Herrschaftsgebiet verlassen und sind ins Luthertum entwichen.“

Das Geschlecht der Morzin hat Hohenelbe über 150 Jahre als Herren vorgestanden, bis 1783. Die Morzins haben die Stadt aus dem Zusammenbruch errettet, denn es waren zum großen Teil schöpferische Menschen. Hohenelbe dankt ihnen Bedeutendes. So ist schon der zweite Morzin, Paul, ein Neugründer, Verwalter einer zerfallenden Herrschaft, die er mit allen Privilegien als Eigentum 1648 nur bestätigt erhält, wenn die Bürger und Inwohner „der heiligen, allein seligmachenden katholischen Religion zugetan“ sind. Was blieb Paul Morzin also übrig, als den königlichen Willen durchzusetzen? Aber er hat sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die Herrschaft wirtschaftlich in die Höhe zu bringen.

Es geht wieder aufwärts

Die Stadt wird in straffem Merkantilismus zusammengefaßt, vom Schloß aus kaufmännisch gelenkt. Die gesamte Einwohnerschaft des Herrschaftsgebietes muß spinnen. Das gesponnene Garn war auf das Schloß zu bringen, von wo es zum Weben wieder ausgegeben wurde. 1667 stellt Paul ein Grundstück nahe dem Fluß zum Bau einer Papiermühle zur Verfügung. Matthias Kießling zieht damit in der Stadt ein, eine Familie, die eine bestimmende Rolle spielen sollte. Der Stadtherr baut als erster ein steinernes Haus (später die Nr. 322 in der Neustadt: Das „Finkbäcker-Haus“), läßt darin eine Schönfärberei einrichten - bisher wurde jegliche Leinwand in Nürnberg veredelt - und um Feuersgefahr zu bannen,

verkündete Paul Morzin 1674, wer steinerne Häuser bauen will oder wenigstens steinerne „Kucheln“, bekommt Kalk und Ziegel um den halben Preis. Bei allen Handlungen sorgt der Graf selbst für alles. Sogar die Gräfin muß mit zugreifen. Aller Handel geht durch das Schloß: Flachs, Fertigware, Eisen, auch das Getreide. „Kein Mensch sollte sich unterstehen, einig Körndel fremdes Korn zu kaufen“. Zucht und Ordnung, Wohlstand ziehen ein. Doch vor Seuchen und Naturkatastrophen konnte der nicht schützen. 1860 herrschte die Pest in Schlesien, Trautenau und Hohenelbe. 1693, „den 21. August, sind Viel Million tausend Heuschrecken allhier geflogen, daß man den Himmel kaum sehen können vndt sindt auf die 2stunden hierumbgeschwörmet. Vndt Wo sie sindt sitzen geblieben, sehr großen schaden gethon, in dem sie alß Vom grundt Weg gefressen, getreidt, graß Vndt laub von den Baymen.“

Gegenüber dem Gasthaus „Wiener Neustadt“ stand das erste Steinhaus der Stadt.
Das Foto ist von 1982. Heute ist dort eine Baulücke.

Nach diesen Jahren der Schicksalsschläge stiften die gräflichen Herrschaften die Marienstatue an der Kirche, die sogenannte Pestsäule. Sie „ist 10 Ellen hoch, besteht aus einem einzigen Steine…von Langenaw aus dem Steinbruch hiezu gebracht worden“. Die Gräfin errichtete noch eine kleine Pestsäule an der Einmündung der Krankenhausgasse in die Hennersdorfer Straße. Sie stand bis 1945 gegenüber der Turnhalle.

Zur Jahrhundertwende um 1700 schreibt Schneider: Das Herrengeschlecht wird müde... Die Grafen kümmern sich nicht mehr um ihren Besitz. Die Beamten regieren. Maximilian Graf Morzin leitete immerhin den Bau eines Augustiner- Eremitenklosters ein. Das war 1705. Ein Jahr später folgte ihm sein Bruder Wenzel als Stadtherr nach und setzte den Bau des Klosterkonventgebäudes fort. 1713 wurde die Klosterkirche begonnen. Erst 1735 war sie vollendet. Im Schloß verfeinert man die Lebensführung, feiert prunkvolle Feste. Die Stadtbewohner sind mehr und mehr auf sich und die Schloßbeamten angewiesen. Die Schwierigkeiten des Grafengeschlechtes werden größer. Und die Stadt? Ganz still, ohne besondere Fürsorge wächst sie gerade in dieser Zeit! Sie baut ein neues Rathaus (1732-35). Straßenteile um die Kirche werden gepflastert (1738), die Dechantei wird gebaut (1739). Um diese Zeit müssen 2000 Menschen hier gelebt haben. Hohenelbe hat ein städtisches Aussehen gewonnen.

In den 80er Jahren, unter dem letzten Morzin Xaver Josef, geht nun die 250 Jahre währende Feudalherrschaft zu Ende. Die Bewohner von Hohenelbe sollen „ aus der niederträchtigen Leibeigenschaft befreit werden“ (am 3. Jänner 1783). Aus der Herrenstadt war eine freie Stadt geworden. Hohenelbe hatte es danach keineswegs leicht. Des Kaisers Josef I. Verfügungen (von den Ideen der Aufklärung bestimmt) haben tief in das Leben der Stadtbewohner eingegriffen. Alle Äußerungen christlicher Mystik, Wallfahrten, Prozessionen, Bruderschaften, auch die berühmten Hohenelber Passionsspiele wurden verboten. Und Krieg an der deutschen Grenze gegen Frankreich, gegen Napoleon! 23 Jahre - mit geringen Unterbrechungen - wurde Krieg geführt. Hohenelbe ward dadurch von Menschenverlust, Geldsteuer und Krankheit heimgesucht. Die Stadt war nicht vermögend, aber jetzt mußte man erst recht bescheiden werden. 1809 mußte alles Kirchengut an Gold und Silber, aber auch das der Bürger abgeliefert werden.

Hohenelbe - Hauptstraße erste Hälfte 19. Jahrhundert

Doch selbst in dieser Notzeit hat der gemeinsame Bürgersinn ein neues Bürgerspital zur Aufnahme verarmter Bürger aufgebaut (1815). Später war dort das Riesengebirgsmuseum untergebracht. Die ersten 50 Jahre ihrer Selbständigkeit brachten der Stadt bittere Not und Armut. Die Leinen- und Baumwollfabrikanten verloren viele ausländische Abnehmer. Überall herrschte Unruhe. Die Erwerbslosigkeit nahm zu. Dagegen konnte auch die

Revolution von 1848 nicht helfen. Ja, sie war sogar das Signal für die Abtrennung der Ortsteile Oberhohenelbe und Harta. Trotzdem wuchs Hohenelbe dann in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Arbeit und mählichen Wohlstand. Daran änderten auch die Kriegsereignisse von 1866 nichts. Den deutsch-französischen Krieg 1870/71 erwähnen die Chronisten überhaupt nicht. Wohl aber gab es immer wieder Seuchen zu melden in diesen Jahrzehnten, mit vielen Toten. Dazu kamen Naturkatastrophen, vor allem Hochwasser.

Aber es war eine dynamische Epoche, eine voller Umwälzungen. Es war die Zeit der Industrialisierung. In Hohenelbe, das sich seit 1853 „Freie Bergstadt“ nennen durfte, tat sich eine Menge. 1886 begann man, die alte Dekanalkirche abzutragen und den sie umgebenden Gottesacker auf das Gelände westlich der Klosterkirche zu verlegen. 1889 war die große neugotische Kirche vollendet und Bischof Josef Joh. Hais weihte sie ein. Aloisia Gräfin Czernin-Morzin, Enkelin des letzten Grafen Morzin, hatte einen Großteil der Baukosten übernommen. Durch sie wurde auch der Bau eines Siechenhauses für 17 alte Leute ermöglicht.

Krieg und politischer Umsturz

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts schien sich der Aufwärtstrend zunächst fortzusetzen. 1908 faßte die Stadtvertretung den Beschluß, die lang ersehnte höhere Schule zu gründen, ein Reformrealgymnasium. Schon gegen Ende des nächsten Jahres zogen die ersten Schüler dort ein. Dann aber kam 1914. Noch „im Sommer wurde die Hauptstraße der Stadt bis zum Sparkassengebäude mit Granitwürfeln und Pecheinguß gepflastert. Am 28. Juli brach der Weltkrieg aus.“ 1916 mußten 5 Kirchenglocken abgeliefert werden. Der Klosterkirche erging es ähnlich. Im November 1918 war der Krieg zu Ende, aber es war auch vorbei mit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Am 8. Dezember besetzte tschechoslowakisches Militär die Stadt, und vom Kirchturm wehte die Flagge des neuen Staates. Fünf Jahre später hat man ein Kriegerdenkmal errichtet mit den Namen der 216 im Weltkrieg gefallenen Männer aus Hohenelbe.

Von den Geschichtsschreibern verabschiedet sich einer nach dem anderen: Mit dem Zusammenbruch 1918 beendet Dr. Karl Schneider seine Beschreibungen „aus der 400jährigen Geschichte der Stadt Hohenelbe“. Auch die Chronik von Proschwitzer geht nur bis 1914 oder 16, danach hat sie Josef Renner fortgesetzt bis zum Ende des 2. Weltkriegs. Er, Josef Renner in Kempten, war es auch, der in der Monatszeitschrift „Riesengebirgsheimat“ die Beiträge von Kröhn-Gießdorf und einigen anderen über das Geschehen nach 1918 einem breiten Leserkreis zugänglich machte. Heute, im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, können nicht einmal die ältesten Landsleute mit eigenen Erinnerungen daran anknüpfen, von jüngeren Lesern, die das Buch hoffentlich finden wird, ganz zu schweigen. Daher raffe ich manches aus diesen Jahren zwischen 1918 und 1945 zusam-

men, anderes wieder kann dank vorhandener Aufzeichnungen ausführlich **„unter die Lupe genommen“** werden. Vielfach sind es Tagesereignisse, die dem Leser eine gute Vorstellung der jeweiligen Lage vermitteln.

Nach dem Ende der Kampfhandlungen im Spätherbst 1918 war die k. u. k. Monarchie, zu der Böhmen ja gehörte, auseinandergebrochen. Mitteleuropa mußte sich neu formieren oder es wurde formiert. In dieser Zeit der Ungewissheit geschah vieles hart an der Grenze oder außerhalb der Legalität. So wurde auch die Tschechoslowakische Republik schon am 28. Oktober 1918 ausgerufen, bevor noch die Siegermächte detaillierte Vorstellungen einer Neugliederung formuliert hatten. In dem 14-Punkte-Programm des US-Präsidenten Wilson hieß es lediglich: „Den Völkern Österreich-Ungarns ...ist die Möglichkeit zur ungehinderten und autonomen Entwicklung einzuräumen.“ Dieses Recht forderten die 7,3 Millionen Tschechen und etwa 2,5 Millionen Slowaken nun ein, aber auch 3,5 Millionen Deutsche beanspruchten für sich das Selbstbestimmungsrecht.

Die von Deutschen bewohnten Randgebiete Böhmens und Mährens waren aber inzwischen durch tschechisches Militär besetzt. Und als für den 4. März 1919 der neu gewählte deutsch-österreichische Nationalrat in Wien zusammengerufen wurde, wollten sich auch Delegierte der Sudetendeutschen daran beteiligen. Doch die tschechischen Besatzer verboten Wahlen und Ausreise. Die Parteien der Deutschen, voran die starke Sozialdemokratische Partei, riefen für diesen Tag zu friedlichen Demonstrationen und zum Generalstreik auf. Und so geschah es dann auch in allen größeren Städten der deutschsprachigen Gebiete. In Arnau, Aussig, Eger, Karlsbad, Mies und Sternberg griff das tschechische Militär die Demonstranten mit Schußwaffen an. Am schlimmsten war es in Kaaden, wo allein 20 Tote auf dem Pflaster lagen, darunter Frauen und Kinder. Insgesamt sollen so an diesem Tag 54 Deutsche durch Gewalt gestorben sein.

Warum das hier so ausführlich behandelt ist? Hohenelbe war doch davon nicht direkt betroffen. Immerhin aber das nahe Arnau. Und alle Deutschen in der ČSR. Mit diesen Schüssen vom 4. März 1919 ist das Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen auf das Schwerste belastet worden. Und in die so vergiftete Atmosphäre hinein wurde im Vertrag von St. Germain am 10. September 1919 die endgültige Zuordnung der Sudetengebiete zur Tschechoslowakischen Republik festgelegt. Die utopische Ankündigung einer neuen Schweiz war vergessen, das Masaryk-Wort von der Entgermanisierung bestimmte in den folgenden zwei Jahrzehnten das Handeln der in Prag Regierenden.

Und damit sind wir auch wieder in der Stadt Hohenelbe. Auch hier war es zu Konfrontationen zwischen der Staatsmacht und der deutschen Bevölkerung gekommen. Ein Beispiel ist die von Dr. Erhard Müller geschilderte Episode um das Kaiserdenkmal vor der Bürgerschule „Über Nacht waren sie plötzlich hier“.

Hohenelbe will deutsch bleiben

Dazu meldet sich noch einmal der Geschichtslehrer Prof. Schneider (diesmal mit einem Zeitungsartikel in einer Lübecker Zeitung aus dem Jahr 1951) : Die sudetendeutschen „Mitbürger“ in der ČSR wurden in den Jahren nach dem März 1919 aus vielen Bereichen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zurückgedrängt. Ihre Siedlungen wurden durch gelenkte Zuwanderung gemischt, entdeutscht. Die Bodenreform brachte ihnen einen Verlust von 600 000 ha Land. Etwa 31% des Deutschen gehörenden Bodens wurde beschlagnahmt und Tschechen übergeben. Die 23% Deutschen im gesamten Staatsgebiet der ČSR erbrachten über die Hälfte aller Steuern. Aber bei Staatsaufträgen fielen die deutschen Unternehmen steil abwärts. Von 18,1% im Jahre 1933 auf 7,7% in 1937. Unternehmer sperren ihre Fabriken zu, deutsche Arbeiter werden brotlos.

Dr. Karl Schneider fährt fort: “Auf kulturellem Gebiet das Gleiche. Deutsche Lehrer werden abgebaut. Die Zahl deutscher Schulen verringert sich. Zweitausend Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen dürfen nicht mehr eingeführt werden. Eine Zensur wird aufgezogen wie im 17. Jahrhundert oder dann in der Zeit vor 1848. Der Weg von 1919 nach 1945 war ein wenig glücklicher.” - Soweit Karl Schneider 1951.

Was der Professor da für das gesamte Siedlungsgebiet der Deutschen in Böhmen- Mähren sagt, trifft auch für Hohenelbe zu. Mit dem Wachstum der Wirtschaft war es nach dem Weltkrieg vorbei. Um die Bewahrung deutscher Kultur und Eigenständigkeit war man schon lange besorgt, auch in der Monarchie. Jetzt aber ließ die fortschreitende Entrechtung und spürbar zunehmende Tschechisierung der Sudetengebiete eine nationale Bewegung innerhalb der deutschen Bevölkerung entstehen, quer durch die verschiedenen politischen Parteien.

Das Gauturnfest des Jahres 1924 unter der Lupe

Eine spektakuläre Demonstration des deutschen Volksteiles im Riesengebirge war das „17. Gauturnfest des Aupa-Elbe-Turngaues in Hohenelbe vom 12. bis 14. Heumond 1924. Der Festplatz, ein herrlicher Besitz des Turnbruders Max Ehinger, nahm die 25.000 Besucher mit Leichtigkeit auf und gewährte für Turnen und Spiel, Verpflegung und Unterhaltung hinreichend Raum. Über 1.000 Turner und Turnerinnen zeigten ihr Können.“ (Andreas Luh, Deutscher Turnverband in der Ersten Republik). Dieses Buch enthält den Bericht einer Turnerzeitung vom 15. August 1924, aus dem ich hier zitiere:

„Mit freudigem Herzen erwartete man die lieben Gäste. Die Bewilligung zum Beflaggen der Straßen in deutschen oder in den Stadtfarben war dem Veranstalter versagt worden. So haben denn Tausende fleißiger Hände Sträußchen, Kränze und Blumengewinde geschaffen. Sonntag früh sah man die alte Bergstadt geschmückt mit frischem Grün, und als

am Nachmittag unsere liebe Turnerjugend mit klingender Musik in Begleitung der Turner durch die Stadt marschierte dem Festplatze zu, da schloß sich Jung und Alt an, um bei der Eröffnung des Festes ja nicht zu fehlen. Unter der Leitung des Bezirksjugendwartes Franz Adolf zeigten Knaben und Mädchen der Schuljugend Freiübungen, darauf folgten der Neunkampf der Alten, der Fünfkampf der Turner und das Schlagballspiel."

Begrüßungsabend im Schützenhause: „Gausprechwart Guido Ehinger begrüßte die Gäste, insbesondere die Turnbrüder aus dem Reiche. Namens der alten Bergstadt sprach Bürgermeister Hollmann markige Begrüßungsworte." Der Abgeordnete Dr. Lehnert nannte sodann die deutsche Turnerschaft die „waffenlose Armee des niedergebrochenen Volkes, die Hoffnung auf eine bessere und schönere Zukunft ." Er wolle nicht politisch sprechen, „aber wenn der Präsident dieses Staates als Wahlspruch sich erwählte: Die Wahrheit siegt, so wollen wir ihm folgen. Seien wir Streiter und Kämpfer der Wahrheit und glauben wir an ihre sieghafte Kraft! Wir stehen im Wettbewerb mit einem selbstbewußten Volke. Nulli secundus! - Keinem nachstehen! soll unser Wahlspruch sein. Wenn jene sich Falken nennen, dann arbeitet, stählt euch, daß ihr einst Adler werdet! Aufwärts zur Sonne, Turner!" - Stürmischer Beifall. -Namens der ausübenden Turnerschaft sprach Oskar Kober, Hohenelbe, über turnerische und völkische Hochziele und mahnte die Jugend, treu zur Jahnschen Turnerei zu halten.

„Den herrlichen Altmeister Jahn stellte man am nächsten Tag auch im Festzug dar, wie er seine Turner zu Treue und Einigkeit mahnt." Sogar den Freiheitsdichter Theodor Körner zeigte man, die Lützower Freischar und Trommler von 1813.

Unbegreiflich, weil als Allegorie für die aktuelle Situation der Deutschen unpassend, erscheint uns auch eine Gedenktafel im Festsaal des Hohenelber Gymnasiums, welche an die im Ersten Welkrieg gefallenen Schüler erinnerte. Auch hierbei wurde Körner zitiert mit dem „heroischen" Spruch

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht.

So ein Text in einer Schule! Ausgewählt und dauerhaft angebracht nach diesem grausamen langen Krieg! Und zwanzig Jahre später hat man uns Jungen wieder mit solchen Parolen auf den Krieg vorbereitet. Heute kann man das als leeres Pathos empfinden, damals aber wirkte solche Sprache ganz konkret..

„Ein weihevoller Augenblick!" heißt es denn auch weiter über dieses Turnerfest „Kirchenglocken, Böllerschüsse und sieben Musikkapellen". - Und abends? "Dr.Lehnert richtete zu Herzen gehende Worte an die versammelte Menge und gedachte des Bürgermeisters

der Stadt, der in seiner völkischen Pflicht gefallen (das heißt, nüchtern gesagt, daß Bürgermeister Hollmann während des Festmarsches plötzlich vom Tod ereilt wurde.) „Augenblicke der Stille! - Dann folgten Siegerverkündigung und Verteilung der Preise.“

Das war aus dem Bericht der Turnerzeitschrift anno 1924. Das nächste Zeitdokument führt uns in die Dreißigerjahre. Aus den darin beschriebenen Tagesereignissen sind hier die wichtigsten Fakten eines jeden Jahres dargestellt.

Das Gemeinde-Gedenkbuch 1933 bis 1937

Über die nun folgenden Jahre bis Ende 1932 fehlen Aufzeichnungen von Zeitgenossen. Allenfalls einige Randereignisse aus dem kirchlichen Bereich sind da und dort erwähnt. Wir wollen uns daher dem „Gemeinde-Gedenkbuch der freien Bergstadt Hohenelbe“ zuwenden, das der damalige Städtische Kanzleigehilfe Ernst Kröhn als amtlich bestellter Chronist über die Jahre 1933 bis 1937 per Hand geschrieben und mit vielen fotografischen Aufnahmen ausgeschmückt hat. Das Buch umfaßt 400 Seiten. Ein Faksimile-Druck befindet sich im Riesengebirgsmuseum Marktoberdorf. Das Original ist im Archiv in Hohenelbe.

Ausschnitt aus dem Titelblatt des Gemeinde-Gedenkbuches

Oster-Reiter vor Hotel Stadt Wien

Festwagen “Bauernhochzeit“

Das Jahr 1933 unter der Lupe nach Ernst Kröhn

Das Jahr begann mit einer Tragödie im Gebirge. Zwei Skifahrer, Georg Vrbat und Miroslav Maschek aus Reichenberg, starben in einem heftigen Schneesturm auf der Goldhöhe den Erfrierungstod. Die Nachricht löste rege Anteilnahme aus.

Am 29. Jänner, einem Sonntag, vermerkt der Stadtchronist von Hohenelbe: „Die Nacht zum 17. April“, Schauspiel von Zilahy durch die Liebhaberbühne. Von besonderen politischen Ereignissen kein Wort! Unbeachtet blieb also die mit der Machtübernahme Adolf Hitlers „im Reich“ heraufkommende Umwälzung.

Die Bewohner des Elbetales hatten die nächsten Tage auch andere Sorgen: Ein starker Dauerregen hatte eingesetzt. Die Flucht der Wintersportler aus dem Gebirge war die Folge. Auf den mit tiefen, vereisten Spuren bedeckten Straßen standen Wasser und Verkehr. Regen und linde Witterung führten schließlich zur Schneeschmelze auch im Gebirge. „Die gewaltigen Wassermassen in der Elbe unterspülten die dicke Eisschicht. Die Schollen wurden mitgerissen, stauten sich und brachen danach mit erhöhter Gewalt wieder los. Wege, Brücken und Wehre wurden stark beschädigt oder gar mitgerissen. Der Schaden war groß.“

Noch größer war die existentielle Not großer Teile der Bevölkerung. 1933 war schon das vierte Jahr der schweren Wirtschaftskrise. Eine verbotene „Hungerdemonstration“ in der Hauptstraße wurde von der Gendarmerie zerstreut. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt war schlecht, sehr schlecht. Die Industrie lag zur Gänze darnieder. Handwerker mußten ihre Arbeiter zeitweise entlassen. Die Winternothilfe, seit 1. Dezember tätig, stellte wegen Mangel an Geld und Lebensmitteln ihre Arbeit ein. Der Jahrmarkt Anfang Mai, sonst für Einkäufe aller Art sehr geschätzt, war auffallend schwach besucht.

Auf ein Jubiläum, die „Vierhundertjahrfeier der Stadt Hohenelbe“ will man aber nicht verzichten. Auf äußerste Sparsamkeit und bestes Haushalten in allem mußte man bei den Vorbereitungen bedacht sein. Als Festtage wurden der 7., 8. und 9. Juli bestimmt. Die im Festausschuß unter Vizebürgermeister Gustav Brath behandelten Angelegenheiten mußten stets vor das Forum der Stadtvertreter und damit der verschiedenen Parteien gebracht werden und plötzlich war die so einstimmig beschlossene Vierhundertjahrfeier ein Politikum! Das war Mitte Mai.

Jetzt erwähnt auch der Stadtchronist erstmals die Auswirkungen der Ereignisse im Deutschen Reich: Verdacht, Angst, Haß, „Zersetzungserscheinungen im (deutschen) Volkstum angesichts der beiden gegeneinander eingestellten Völker auf gemeinsamem Staatsboden“, bemerkt Ernst Kröhn und nennt das, im Hinblick auf das Festvorhaben, „einen unglücklichen Zufall der Geschichte“. Dennoch erklangen wenige Wochen später

„majestätisch-friedvoll alle Glocken der Heimatstadt, das Vierhundertjahre-Jubiläum zu künden.“

Zur feierlichen Eröffnung versammelte sich die Stadtvertretung vollzählig im Sitzungssaal des Rathauses. Bürgermeister Dr. Roland Plech, der seit dem Konflikt im Festausschuß die Hauptlast der Vorbereitungen getragen hatte, sagte in seiner Ansprache unter anderem: „Es war im Jahre 1533, da wurde Hohenelbe, das damals noch Gießdorf hieß, auf Betreiben des Ritters von Gendorf, Herrn auf Hohenelbe, zur Stadt erhoben. Die damit verbundenen Rechte und Vorteile waren der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Stadt zu ihrer späteren und heutigen Größe.“

Bedeutung und Größe wurden noch am selben Abend mit einem Fackelzug vorgeführt, an dem sich an die 2000 Menschen mit Lampions und Fackeln beteiligten. „Die Straßen der Stadt glichen einem feurigen Lavastrome, vom Stadtpark her ertönten Böllerschüsse und auf den umliegenden Bergen und Höhen loderten Freudenfeuer auf. Hoch am Turm der Dekanalkirche bildeten unzählige Glühbirnen eine 400, ein weithin sichtbares leuchtendes Zeichen für die Jubelfeier. Riesige Lichtreflektoren ließen Kirche, Rathaus und Schloß in hellem Licht erstrahlen. Dieses und die festlich beleuchteten Fenster der Häuser und die vielen Fahnen boten ein Stadtbild, wie man es nie zuvor so gesehen hatte. In den Straßen wogte die Menge und drängte zum Rathausplatze, wo Dr. Hubert Schrimpl d. J. eine Rede hielt, die mit treudeutschem Volksbewußtsein und tiefer Heimatverbundenheit die Herzen aller entflammte.“ So die Sprache der Zeit.

Samstagmorgen: Die ganze Stadt in Feststimmung, letzte Vorbereitungen, viele Auswärtige fanden sich ein. Ein buntes und bewegtes Bild! Im Rathaus wird die neugestaltete Eingangshalle bewundert, in den Straßen bewegen sich viele, viele Menschen. Abends ab 7 Uhr Platzmusik, bis im Schützenhaus der Begrüßungsabend beginnt. Ehrengäste von nah und fern. Bürgermeister Plech spricht, gibt „der Zuversicht Ausdruck, daß ein friedliches Zusammenarbeiten der beiden Nationen in der Stadt diese über die Hemmnisse der Zeit hinwegführen möge.“ Und er hoffe, „daß es der deutschen Bevölkerung gelingen möge, die Stadt auch für eine ferne Jahrtausendfeier deutsch zu erhalten. Beifall durchrauschte den Saal und die überfüllten Nebenräume“.

Das waren die Originaleindrücke, die der Stadtchronist aufschrieb. Der nun folgende Sonntag brachte noch weitere Höhepunkte: Festgottesdienste, Festpredigten, Festansprachen am Vormittag. Wer es ruhiger haben wollte, besichtigte „den schönen Schloßpark, der für diesen Tag seitens des Besitzers, des Grafen Jaromir Černin-Morzin, für das Publikum freigegeben worden war.“ Das größte Interesse aber der nach mehreren Zehntausend zählenden Festbesucher galt nachmittags dem historischen Festzug. Dieser ließ die 400-jährige Geschichte der Stadt lebendig werden.

Honoratioren der Stadt im Festzug 1933

Ritter zu Roß

Festzug mit Fahnen beim Therhaus

„Das große Volksfest im Schützengarten war, abgesehen vom Turnerfest 1924 auf der Ehingerwiese, das größte seiner Art seit 1914. Im Schützenhaussaale führte die Liebhaberbühne Wallensteins Lager nochmals auf. Draußen spielten Musikkapellen bis in die späten Nachtstunden auf der sogenannten Alm, im Pavillon, in der Weinhalle und zuletzt im Saale zum Tanz. Der Jubel des sonnigen, heiteren Festtages schien nicht enden zu wollen."

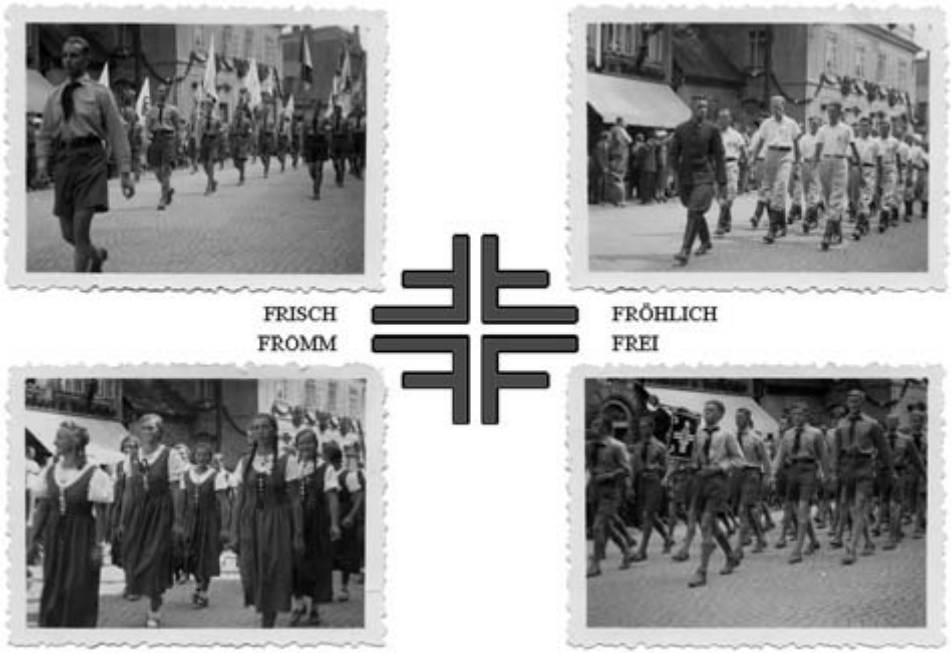
Gerade noch schwelgte der Stadtschreiber unter dem Eindruck des Erlebten, als ihn der Alltag mit seiner grauen Wirklichkeit wieder umfing: „Im Juli ist die Lage auf dem Arbeitsmarkt katastrophal! Die Bautätigkeit ist so gering, daß sich Bauhandwerker mitten in der sonstigen Saison um Arbeitslosenunterstützung und staatliche Ernährungshilfe bewerben müssen. Nahezu alle Fabriken in der Stadt und den umliegenden Ortschaften kamen zum Stillstand. Notstandsbauten konnten nur wenige Arbeitslose beschäftigen und das Elend nicht vermindern." Monatlich leistete der Staat einen Zuschuß von 90.000 Kronen für Ernährungsaktionen des politischen Bezirks Hohenelbe. Die Mittel reichten nicht aus, die Not zu lindern. Eine Hilfsaktion „Winternothilfe" sammelte von Haus zu Haus Geld und Naturalspenden und richtete Speisenausgaben und Lebensmittelgutscheine für Bedürftige ein. Die vorübergehende Einstellung der Arbeit in neun Fabriken der engsten Region um Hohenelbe vor den Weihnachtsfeiertagen war ein weiterer schwerer Schlag für die Arbeiterschaft. „So klingt das Festjahr 1933 für die Stadt in Not und Elend aus."

Das Jahr 1934 unter der Lupe nach Ernst Kröhn

„Der Neujahrstag war wie ein Märztag ... Erschreckende Häufung der Selbstmordfälle in der notleidenden Gesellschaftsschicht ... Täglich werden an 200 Kinder Milch und Semmeln verteilt ... Kinder (armer Eltern) zu Gast am Mittagstisch in rund achzig Familien". Das sind Nachrichten aus den beiden ersten Monaten des Jahres 1934.

Am 1. März begannen eine neue Stadtvertretung und der neue Bürgermeister Pater Blumentritt von der deutschen christlichsozialen Volkspartei ihre Arbeit. Der bisherige Bürgermeister Dr. Roland Plech und eine große Zahl der Mandatsträger hatten wegen des Verbotes ihrer Parteien zurücktreten müssen. „Dank sei dem Altbürgermeister, der, wenn es nach uns gegangen wäre, auch weiterhin Bürgermeister geblieben wäre. Doch wir haben nicht Gesetze zu kritisieren, sondern das durchzuführen, was uns aufgetragen wird" sagte der an Gehorsam gewohnte Ordensmann Pater Blumentritt. Eine weitere Loyalitätsbezeigung gegenüber der Staatsregierung war die Umbenennung des Rathausplatzes in „T. G. Masaryk-Platz".

Das Wetter spielte weiter verrückt: Im April heiße Tage und Nächte, Mitte Juni bis ins Tal Rauhreif am Morgen. Schon viele Wochen lang kein Niederschlag mehr, dafür am 27. Juni Hochwasser! Juli: Gauturnfest des Riesengebirgs- Turngaues in Harta, „Tage deutscher Kraft und Würde“, etwa 10.000 Turner und Besucher auf dem Festplatz beim Hartaer Schlößl.



Aufmarsch der Turner 1934

Wie es begann, so neigte sich das Jahr 1934 seinem Ende zu: „Denn noch knapp vor den Weihnachtsfeiertagen herrschte nicht nur im Tale, sondern auch auf den Bergen warmes Frühlingswetter. Auf den saftig grünen Wiesen und in den Gärten blühten Schneeglöckchen, Himmelschlüssel und Gänseblümchen.“ - Dann endlich, am 24. Dezember, begann es zu schneien.

Das Jahr 1935 unter der Lupe nach Ernst Kröhn

Dieses Jahr beschreibt der Stadtschreiber in der Rückschau als „sehr wandelbar“ und „Die Sorge und die Not / wichen nicht vom Anfang bis zum Ende / Die Kinder ohne Brot / und ohne Arbeit tausend Hände.“ So reimt Herr Kröhn an dieser Stelle seiner Aufzeichnungen..

In den ersten drei Monaten „wurden täglich 450 Portionen Suppe mit einem Stück Brot an Bedürftige ausgegeben. Bis über eine Stunde weit kommen die armen Leute!“ klagt der Chronist. An staatlicher Hilfe erhält die Stadtgemeinde für die Arbeitslosen 12.000 kg Kohle und 200 kg Zucker. Die Sudetenbühne spielt mehrmals zugunsten der Hilfsaktionen „Brüder in Not“ und “Sudetendeutsche Volkshilfe“. Am 9. März zogen etwa 150 Arbeiter (Kröhn schreibt: Kommunisten) mit lauten Rufen „Wir wollen Arbeit, Brot und Freiheit“ vom Staffelberg bis zum Bezirksgericht. Dort wurden sie von 30 Mann Gendarmerie auseinandergetrieben.

„In Not erstirbt die Stadt / der Industrie gewes´ne Stätte“, reimt der Chronist weiter, und Hohenelbe wird zu dieser Zeit erstmalig ein „Industriefriedhof“ genannt. Am 1. Mai findet - trotz ausdrücklichen Verbotes – eine Kundgebung der sudetendeutschen Heimatfront im Schützenhause mit einer Beteiligung von über 2000 Mitgliedern statt. Hier und bei anderen Wahlvorbereitungen „wird ein auffallend starkes Anwachsen der Heimatfront auf Kosten der übrigen politischen Parteien festgestellt.“

„Einer der letzten deutschen höheren Beamten, Herr Rat Anton Gerl, wurde aus den Diensten der Bezirksbehörde Hohenelbe in einen tschechischen Bezirk versetzt“, bemerkt der Schreiber mit Sorge. Und „mit Rücksicht auf Gesetze und Verordnungen sieht man sich genötigt, in tschechischer Sprache eingereichte Eingaben in dieser Sprache zu erledigen. Kundmachungen der Gemeinde werden ab sofort zweisprachig sein. Tschechische Wähler werden in den Wahllisten mit Namen und Berufsbezeichnung in tschechischer Schreibweise eingetragen“.

Am 3. Mai vormittags: In der Kanzlei des Postdirektors in Hohenelbe sitzt der 48 Jahre alte Leiter des Telefon- und Telegraphenamtes, Postrevident Theodor Müller, einem Vorgesetzten aus der Postdirektion Königgrätz gegenüber. Nach 32 Jahren im Staatsdienst und 25jähriger Tätigkeit am Postamt Hohenelbe soll der Beamte in die tschechische Stadt Pardubice versetzt werden. Das würde er nicht überleben, soll er tags zuvor gesagt haben. „Als der Kommissär ein Protokoll über diese Besprechung verfaßte, stieß sich Müller sein Taschenmesser in die Brust und sank tödlich getroffen vom Stuhle. Müller war verheiratet und Vater zweier Knaben.“

Am Tag darauf weilte Konrad Henlein, der Führer der sudetendeutschen Heimatfront, in Hohenelbe. Mit etwa 7000 Zuhörern war das eine der größten politischen Kund gebungen, die die Stadt je erlebte.

Die Wahlen für Abgeordnetenhaus und Senat erbrachten in Hohenelbe 78 % der Stimmen für die Sudetendeutsche Heimatfront, die Vorläuferin der Sudetendeutschen Partei (SdP). Der Rest verteilte sich zu gleichen Teilen auf zwei Rechts- und zwei Linksparteien. Auch die Landes- und Bezirksvertretung wurde zu zwei Drittel von der SHF dominiert. Die Revanche blieb nicht aus: Bei einer Versammlung von Verkehrsexperten wurde die

Autobusstrecke von Starkenbach nach Benetzko und nicht von Hohenelbe nach Benetzko aktiviert. Das wird in deutschen Kreisen als planmäßige Verlegung der wirtschaftlichen Entwicklung in den tschechischen Nachbarbezirk verstanden.

Diese wurde ohnehin immer düsterer: Die Jutespinnerei Strastny an der Langenauerstraße brannte im Mai 1935 ab. Vom Werksgebäude blieben nur die Umfassungsmauern stehen. Zuletzt arbeiteten dort 330 Menschen. Weitere 150 Arbeitsplätze gingen Firma Noga (früher Goldmann) verloren. Der Betrieb wurde eingestellt. Mencik, die große Baumwollspinnerei, läßt ihren Betrieb für mindestens drei Monate ruhen, nachdem sie schon vorher nur eine Schicht mit 100 Arbeitenden gefahren war, die aber jetzt die ohnehin große Zahl der Arbeitslosen vermehren. Für diese wurden zum Winteranfang 28.700 kg Kartoffeln zugewiesen. Es begann wieder die Ausspeisungsaktion. Am Jahresende war jeder siebente Bewohner der Stadt auf Arbeitslosenunterstützung angewiesen, die Familienangehörigen eingerechnet. Beobachtungen der Schul- und Fürsorgeärzte an Kindern in notleidenden Familien ergaben, daß diese Kinder im Wachstum zurückbleiben und nur zu geringen körperlichen Leistungen fähig sind. Abnahme der Aufmerksamkeit, der geistigen Regsamkeit und der Lernfähigkeit seien weitere Folgen.

Im ganzen politischen Bezirk Hohenelbe war die Situation ähnlich. Deshalb trafen sich Vertreter von 19 Gemeinden und formulierten eine Eingabe an die Staatsregierung: Der ganze Bezirk Hohenelbe möge zum Notstandsbezirk erklärt werden mit der Konsequenz, daß längst fällige öffentliche Arbeiten in Angriff genommen und dadurch Verdienstmöglichkeiten geschaffen würden, daß zusätzliche Ernährungshilfen für die notleidenden Familien der Arbeitslosen eingeleitet würden. Nichts geschah! Das Ministerium für soziale Fürsorge erklärte, Notstandsgebiete kenne man nicht.

In Prag war man indes mit dem Präsidentenwechsel beschäftigt. „Präsidentenbefreier“ Thomas Garrigue Masaryk machte seinem bisherigen Außenminister Dr. Edvard Beneš Platz. Natürlich sandte auch der Stadtrat im Namen der Stadt Hohenelbe Glückwünsche an den neuen Präsidenten.

An Lokalereignissen ist erwähnenswert: Oberlehrer i. R. Gustav Brath, ein profilierter Kommunalpolitiker, erster Herausgeber des Jahrbuches des Deutschen Riesengebirgsvereins (1911) ist im April gestorben. Bürgermeister P. Blumentritt feierte sein 25jähriges Priesterjubiläum. Guido Rotter d. Ä. wurde 75. „Dem Gründer der deutschen Studenten- und Schülerherbergen, dem Schöpfer der Wintermarkierungen in unserem Riesengebirge, dem Pionier des Wintersportes, dem langjährigen Vorsitzenden des österreichischen und mitteleuropäischen Skiverbandes und Vorsitzenden des deutschen Alpenvereines“ sind über 6 Seiten des Gemeindegedenkbuches gewidmet.

„Sehr wandelbar“ war auch das Wetter in diesem Jahr 1935. Mitte Mai fand der bekannte Skifahrer Donth aus Schüsselbauden die Leichen zweier Offiziere der tschechischen

Armee, die in der Sturmnacht vom 2. auf den 3. Feber zwischen Martins- und Elbfallbaude von einer Lawine verschüttet worden waren. Der Winter war sehr hart, stürmisch und schneereich. Es gab viele Tote im Gebirge. Das Prager Landesamt leitete daraufhin eine Verstärkung der Rettungstrupps in Spindelmühle, Johannistal und Harrachsdorf ein.

Im Mai gab es starken Frost. „Die jungen Blätter und Knospen liegen wie hingestreut am Boden“. Ende des Monats dann Hagelschlag mit Schlossen wie Taubeneier. Im August Dürre, schwere Schäden in der Landwirtschaft. Selbst das Unkraut stirbt. Vielerorts herrscht Mangel an Trinkwasser. 10. September: „Auf der Schneekoppe minus 2 Grad. Mehrfach Schneefälle. Vom Tal aus erscheint das Gebirge schon in winterlichem Gewande.“

Das Jahr 1936 unter der Lupe nach Ernst Kröhn

„Mit Rechtsbefugnis vom 1. Jänner (ist) Herr Prof. Dr. Karl Schneider zum Konservator des Staatsdenkmalamtes Prag, desgleichen für die Naturdenkmäler im Verwaltungsbezirk Hohenelbe ernannt.“ ... und ... „Dr. vet. Alfred Fink wird als städtischer Tierarzt angestellt.“ ... „Einige Freunde guter Hausmusik unter der Leitung des Kapellmeisters Viktor Kastner dürfen sich ab 8. Jänner Hohenelber Musikverein nennen. Obmann ist Josef Schier, Gastwirt in Hohenelbe.“

Das sind einige Nachrichten vom Jahresbeginn 1936. Katastrophenmeldungen wie im Vorjahr bleiben zunächst aus. Bis auf eine (Anfang Feber!): Winter bisher fast ohne Schnee, Pleite für Gebirgsbauden. - Schnee gab es erst zwei Wochen später.

Am 29. Feber (1936 war demnach ein Schaltjahr) feierte P. Wilh. Josef Schuster, Prior des Augustinerklosters Hohenelbe, sein 40. Priesterjubiläum. Pater Schuster stand seit 1907 dem Kloster vor. „Er ist eine markante Gestalt und ein ebenso ausgeprägter Charakter, von wahrhaftem Wesen, nüchterner Auffassung und tief religiösem Gemüte. Er hat hier seine zweite Heimat gefunden, Ansehen und Freunde erworben. Der Prior ist ein Naturfreund, ein trefflicher Gärtner und Bienenzüchter und ein ebenso guter Landwirt. In mustergültiger Weise meistert er alle weltlichen Obliegenheiten des Klosters.“

Auch die Liebhaberbühne der Ortsgruppe des Bundes der Deutschen feierte: Auf 100 Jahre konnte sie zurückschauen. Als „Dilettantenverein“ 1836 gegründet, gelangte die Laienschauspielergruppe zu einer überregionalen Bedeutung. Lesen Sie mehr darüber im zweiten Teil dieses Buches!

Der Tod von Josef Möhwald, genannt „Staanmüller“ weil Prokurist im Kalkwerk Kratzer, ehemaliger Vizebürgermeister etc. ist dem Stadtschreiber Ernst Kröhn Anlaß, die Geschichte des katholischen Arbeitervereins und dessen Liebhaberbühne zu beschreiben.

Auch das folgt im nächsten Buchteil. Kröhn erwähnt aber hierbei auch das erste Rathaus der Stadt, dessen letzter Eigentümer dieser Josef Möhwald war. Es ist das Haus Klostergasse 1 (heute Husová). 1591 gehörte es noch einem Tischlermeister namens Held. Die Gemeinde Hohenelbe - knapp sechzig Jahre vorher zur Stadt erhoben - kaufte es als ihr Rathaus. Bis 1737 wurde dort amtiert, dann war das neue Rathaus fertig. Das alte Haus kam wieder in Privathand, zuletzt in die des katholischen Arbeiterführers, Kommunalpolitikers und Leiters einer Laienbühne Josef Möhwald, welcher dort das „Kaiserpanorama" einrichtete. Möhwald war eben ein musisch begabter Mensch.

Im März 1936 begann der deutschvölkische Turnverband mit Vorbereitungen zum Bau seiner Turnhalle. Der Entwurf stammte von Baumeister Otto Hütter. Im Wettlauf mit den deutschen Turnbrüdern strebte der tschechische „Sokol" nach einer eigenen Turnhalle und einem Narodní dům. Der Verein ersteigerte im Mai die stillgelegte Weberei Goldschmidt & Söhne, um so „auf den Trümmern eines deutschen Industrieunternehmens einen Mittelpunkt für die tschechische Grenzbevölkerung entstehen zu lassen, eine neue Sokolfeste im Gebirge", zitiert Kröhn aus einer tschechischen Zeitung.

Zu solchen nationalen Bestrebungen paßt eine Zeitungsmeinung vom 11. März: Die böhmische Baude auf der Schneekoppe war unter die Enteignung gefallen und hätte folglich in die Hände des Staates oder einer tschechischen Touristikorganisation gelangen können. „Weil sich aber auf unserer Seite kein Interesse zeigte" - schreibt das tschechische Blatt - „wurde die Baude dem bisherigen Pächter, einem Deutschen, zugeteilt. So wurde die einzigartige Gelegenheit vertan, auf dem Gipfel des höchsten Berges Böhmens die tschechische Fahne zu hissen. Der Staat müßte unter allen Umständen danach trachten, daß das Riesengebirge einschließlich der Schneekoppe tschechisch werde."

Mitte September fand eine Grenzlermanifestation der Tschechen aus dem Riesengebirge statt. Der als deutschfeindlich bekannte Abgeordnete Dubitzky sprach über nationale und wirtschaftliche Forderungen der Tschechen im Grenzgebiete. Seine scharfen Äußerungen verhinderten wahrscheinlich die vorgeschlagene gemeinsame Staatsfeier zum 28. Oktober (Staatsgründung). Die Vertreter der deutschen Parteien und Vereine beschlossen die gesonderte deutsche Feier. Diese verlief in würdiger Form im vollen Saal „Wiener Neustadt". Der Hohenelber Musikverein spielte die Ouvertüre zu „Rosamunde" von Schubert, die Liedertafel trug das Lied „Heimat" vor, Prof. Karl Schneider hielt die Festrede und alle sangen zum Schluß „Wo ist mein Heim, mein Vaterland", die tschechoslowakische Staatshymne. An dieser erstmalig als „offizielle Staatsfeier" anerkannten Veranstaltung nahmen auch der Bezirkshauptmann Dr. Jaroslav Macoun und weitere tschechische Vertreter der politischen Behörde teil. Die tschechische Presse urteilte darüber: „Die Feier war tadellos, aber sie kam nicht von Herzen". Der politsche Horizont war eben schon grau bis bedrohlich. Zu den bisherigen Luftschutzmaßnahmen kamen Verdunkelungsübungen und ein Fotografierverbot in nahezu allen Ortschaften des Riesengebirges. Die in Hohenelbe neue Staatspolizei bezog das für sie gemietete Haus Nr.22 in der Hauptstraße.

Die Notstandsmaßnahmen für die Armen liefen wie zu jedem Winteranfang an. - Das war Hohenelbe im Jahre 1936.

Das Jahr 1937 unter der Lupe nach Ernst Kröhn

Gleich nach Jahresbeginn vermerkt der Stadtschreiber in der Chronik zwei Hilfsaktionen für mehrere hundert Arbeitslose, Arme und Bedürftige. Nach einem warmen Essen erhielt jeder „Familienerhalter“ eine Lebensmittelzuteilung. Die trostlose wirtschaftliche Lage zwingt viele auf Erwerb Angewiesene, auswärts Brot und Verdienst zu suchen, vor allem in Deutschland. Es gab auch Arbeiter, die nach Spanien gingen, um dort in der roten Armee im Bürgerkrieg mitzukämpfen. Die Stadt Hohenelbe ernennt den Erstpräsidenten der Republik zu ihrem Ehrenbürger. Thomas G. Masaryk feierte am 7. März seinen 87. Geburtstag.

Der zivile Luftschutz kontrolliert die ordnungsgemäße Durchführung der im Vorjahr aufgetragenen Entrümpelung der Dachböden. - Zu Pfingsten fiel Besuchern des Gebirges auf, daß die Grenze zu beiden Seiten des Kammes sehr streng kontrolliert wird. - Die Kablikbrücke wird umgebaut. Zur Kostendeckung legt man eine Brückenmaut fest: Auto 1 Kč, Motorrad oder Fuhrwerk 0,50 Kč, das Stück Treibvieh 0,20 Kč. Argepartner eines Trautenauer Bauunternehmers ist die im Ort ansässige Firma Hütter & Beranek.

Am 1. Mai fand eine Kundgebung der Sudetendeutschen Partei SdP statt, die alle bisherigen Massenveranstaltungen übertraf. Das wiederholte sich kurz danach beim Besuch Konrad Henleins in Hohenelbe. Der bei solchen Anlässen übliche Aufmarsch mußte auf behördliche Anordnung ohne Musikkapellen auskommen. Wenige Tage zuvor hatte der Stadtrat dem „Sokol“ Hohenelbe die Baubewilligung zu einer Vereinshalle mit Narodní dům erteilt. Die tschechischen Turner, die sich „die Falken“ nannten, finanzierten den Bau durch den Verkauf von Maschinen und Inneneinrichtungen der billig erworbenen Goldschmidt-Fabrik. Kurze Zeit vorher hatte der Deutsche Turnverband seine Turnhalle fertiggestellt. Schon seit 14. März bestand ein Festausschuß, der das diesjährige Bundesfest vorbereiten sollte. „Bund“ ist hier die Kurzform für „Bund der Deutschen in Böhmen“. - Zur Lokalpolitik zählt auch eine Wirtschaftskonferenz am 13. Juni, zu der Fürsorgeminister Ing. Kečas aus Prag erwartet wurde. „Wo sonst nur einige Waggons die gähnende Leere des hiesigen Bahnhofs unterbrechen, wurden schon am Vortag verschiedene Zuggarnituren von anderen Stationen angerollt, die bis nach der Abreise des Gastes auf den Nebengeleisen blieben. So bot der Hohenelber Bahnhof den Anblick wie beim größten

Feiertags-Reiseverkehr. Der Herr Minister hatte schon bei seiner Ankunft einen guten Eindruck von unserer Stadt gewonnen“, stellt ein kritischer Beobachter zynisch fest.

Darauf folgte die Sonnwendfeier am 21. Juni. Sie begann unter großer Beteiligung mit einem Platzkonzert der Turnerkapelle und mit Liedern des Gesangsvereins Liedertafel. Vom Masarykplatz ging es „in geschlossenem Zug durch die Stadt zum Feuerplatz beim Gelben Kreuz. Tausende Volksgenossen umstanden den Holzstoß. Als das Lied *Stimmt an mit hellem hohen Klang* verklungen war, züngelten die Flammen im Holze. Die Feuerrede hielt Herr Lehrer Zinnecker. Als die Flammen mächtig zum Himmel loderten, sang die Menge begeistert des Riesengebirglers Heimatlied *Blaue Berge, grüne Täler.* Rings auf den Höhen brannten zur selben Stunde 14 Sonnwendfeuer. Beim Schein von Fackeln und Lampions bewegte sich der Zug der Menschen zurück in die Stadt, wo jedes Fenster mit brennenden Kerzen illuminiert war. Am Kriegerdenkmal schlugen aus zwei Schalen mächtige Flammen empor. Stumm zogen die Kolonnen daran vorbei bis zum Platz an der Turnhalle.“ So etwa ist der Wortlaut der Eintragungen in das Buch der Stadtgeschichte.

An alle Hausbesitzer!

Wir ersuchen Sie, anläßlich des „Festes aller Deutschen“ die Beflaggung Ihrer Häuser in folgender Weise vorzunehmen:

a) Entweder nur die Staatsflagge;

b) Staatsflagge und Stahlhelm, wobei die Staatsflagge von dem gesehen links oder höher als die Stahlhelmfahne aufzuziehen ist;

c) oder einstweilen bis zur endgültigen Entscheidung nach Prüfung durch den Festausschuß am Freitag in der Zeit von 3–5 Uhr nachmittags die Stahlhelmfahne allein.

Der Festausschuß hat die Verpflichtung übernommen, daß das Verhältnis aller zu Stadtgebiete gehörigen Flaggen dem Gesetze entsprechend mindestens 1:1 beträgt.

Um diesen Verhältnis genau schließlich zu können, wird erbeten, die Beflaggung von 3 Uhr nachmittags vorzunehmen.

Nach 5 Uhr nachmittags kann das Aufziehen weiterer Fahnen nur wie unter a) und b) angeführt vorgenommen werden.

Wir ersuchen alle Hausbesitzer, unserer Bitte zur Beflaggung zu entsprechen und die notwendigen Weisungen genau einzuhalten.

Es wird außerdem gemacht, daß bei Beflaggung in ungenügender Weise die angeführten Weise die Einschränkungen des Festes gegeben in Kamenitz kommen Strafen.

Der Festausschuß.

Fest aller Deutschen
1937
in Hohenelbe

An alle Hausbesitzer!

Die Beflaggung der Stadt hat ergeben, daß dem gesetzlich bestimmten Flaggenverhältnis 1:1 nicht entsprochen wurde. Es werden daher alle Hausbesitzer, die nur die Stahlhelmfahne gehißt haben, darauf aufmerksam gemacht, daß bis Samstag, den 3. Juli um 10 Uhr vormittags

entweder noch eine Staatsfahne gehißt oder die Stahlhelmfahne bis zum angegebenen Zeitpunkt eingezogen werden muß.

Die Nichtbeachtung dieser Weisung wird nach dem Gesetze als Übertretung bestraft.

Von Festausschuß werden einen Hausbesitzer Tafeln zur Papierstempel in den Geschäftsräumen beigestellt. Diese Stempel sind, falls das Haus mit anderen Wimpeln oder mit Fahnen geschmückt ist, an bevorzugter Stelle anzubringen, wobei auch hauptsächlich der Wimpel den Bestimmungen des Flaggengesetzes entsprechen muß.

Wir bitten dringend, sowohl im eigenen als auch im Interesse eines angeführten Feiertages um genaue Einhaltung unserer Weisung.

Wir rechnen mit dem nachbarlichen Entgegenkommen aller Hausbesitzer und hoffen gleichzeitig für die höchste Schmückung der Häuser.

Der Festausschuß.

Schon zwei Wochen später notiert der Chronist ein weiteres Großereignis: Das Fest aller Deutschen, die Veranstaltung des „Bundes“, von der schon die Rede war. Fachlehrer Hermann Burkert hatte den Willkommensgruß verfaßt:

Hoch an der Elbe liegt das Städtchen,
an mächt´ger Riesenberge Fuß,
es bietet euch zum Bundesfeste
den herzlichsten Willkommensgruß.

Oh, seid gegrüßt von nah und ferne!
Uns eint des Schicksals gleiche Not;
doch Gott und eigner Kraft vertrauen,
sei uns ein heiliges Gebot.

Nicht klagen, sondern rüstig schaffen
an unsrer Zukunft frohgemut!
Auch soll das große Fest uns mahnen,
zu schirmen teures Ahnengut.

Den deutschen Geist, den echten guten,.
ihn pflegen wir im deutschen Bund.
Den Geist, der aus dem Licht geboren,
ihn mache auch das Fest uns kund!

Drum seid willkommen, Schwestern, Brüder,
im Reich des Berggeists Rübezahl,
hier, wo die Wälder dunkel blauen
und heimlich rauscht die Elb´ ins Tal!

Die Festordnung nennt für den Freitagabend einen Fackelzug durch die beleuchtete Stadt, für den Samstagabend die Festaufführung „Die versunkene Glocke, ein deutsches Märchendrama“ von Gerhart Hauptmann. Sonntags 6.30 Uhr war Weckruf im Zeltlager, um 7.30 Uhr Morgenfeier, Vormittags Trachtenbummel und Öffentliche Kundgebung, danach Festzug und schließlich Volksfest. 19 Uhr Schlußappell.

Die Zeit der Feste war vorüber. Im November setzten wieder die Aktionen der „sudetendeutschen Volkshilfe“, des „Bundes der Deutschen“ und anderer Organisationen ein. Von den 914 Kindern, die in diesem Jahr die deutschen Volks- und Bürgerschulen besuchten, wurden 160 mit Schuhen bedacht. Im katholischen Vereinshause „Wiener Neustadt“ entstand eine „Heimstätte für jugendliche Arbeitslose“. Hier wurden Jugendliche im Alter zwischen 14 und 20 Jahren unter pädagogischer Leitung tagsüber beschäftigt gegen eine reichliche Ganztagsverpflegung.

Am 26. November doch noch eine „deutschvölkische Veranstaltung, die Weihe und Übergabe der Fahnen an die Bezirks- und Ortsgruppen der Sudetendeutschen Partei im Schützenhause. Mit Fahnenzug an der Spitze marschierten die 2.500 Teilnehmer zur Kundgebung auf dem Masarykplatz. Dort sprachen vor mehr als 4.500 Zuhörern Senator Weller und Dr. Jorak. Als letztes meldet der Stadtschreiber Ernst Kröhn die Errichtung eines Staatspolizeiamtes in der Hauptstraße, bestehend vorläufig aus dem Leiter Dr. Georg Daniel, einigen Kanzleikräften und nicht uniformierten Polizisten. „Die Agenda des neuen Amtes umfaßt: ...“ Ende! Aus! Es folgen nur noch leere Blätter! Das war im Dezember 1937, kurz vor Weihnachten.

Die Jahre 1938 und 1939

waren Jahre gewaltiger Veränderungen in unserer Riesengebirgsheimat. Das Ziel der großen nationalen Bewegung der Deutschen, der fortschreitenden Benachteiligung, Verarmung und Entrechtung, sowie der zunehmenden Tschechisierung in den Grenzgebieten der Republik Einhalt zu gebieten, schien verfehlt. Wer kann es den enttäuschten Menschen verübeln, daß sie ihre Blicke auf das wiedererstarkte Deutsche Reich richteten? Nicht das NS-Deutschland war ihre Sehnsucht. Es hätte auch ein demokratisches Deutschland sein können. Was sie suchten, war Schutz vor Willkür und Unrecht.

So kam es zur Sudetenkrise von 1938. Der Notstand in unserer Stadt,von andauernder Arbeitslosigkeit verursacht und gekennzeichnet, nahm im Mai „durch den Ausbruch einer neuen hussitischen Ära (E. Kröhn-G.) weiter zu. Die Gebirgsbewohner waren von neuen Bodenenteignungen betroffen und mußten zusehen, wie knapp neben ihren Bauden Bunker gebaut und Geschütze in Stellung gebracht wurden. Viele Männer aus Hohenelbe

wurden zu Schanzarbeiten an der Landesgrenze gezwungen. Die Kriegspsychose stieg schon im Frühjahr rapid an, als Österreich dem Reich einverleibt wurde. Der Friede stand auf Biegen und Brechen. Doch noch einmal legte sich der Sturm, bis sich dann im September der nationale Haß zu Parolen steigerte wie „Mit den Köpfen der Deutschen werden wir die Straßen pflastern.“ Damit waren vor allem die Köpfe jener Männer gemeint, die sich dem Militärdienst in der tschechoslowakischen Armee entzogen und sich an einsamen Orten des Gebirges versteckt und als „Grüne Armee“ formiert hatten, um im Ernstfall nicht gegen Deutsche Soldaten kämpfen zu müssen. Erst mit dem Münchner Abkommen löste sich die Spannung langsam. Endlich marschierten deutsche Truppen über den Spindlerpaß ins obere Elbetal. Diesen Tag beschreibt ein Lehrer im Gedenkbuch der Knabenvolks- und Bürgerschule Hohenelbe wie folgt:

... um 5 Uhr früh zogen die letzten tschechischen Truppen durch die Stadt. In den Nachmittagsstunden wurde bekannt, daß deutsche Truppen, die Hirschberger Jäger, um 12 Uhr mittags die Grenze am Spindlerpaß überschritten haben und im Vormarsch auf Spindelmühle sind. Auf diese Kunde hin wurden die ersten Hakenkreuzfahnen gehißt. In schwindelnder Eile wurden die Häuser mit Spruchbändern, Fähnchen, Wimpeln und Kränzen geschmückt. Es dauerte nur wenige Stunden und die Stadt hatte ein festliches Kleid angelegt. Die Hauptfront der Schule zierte ein Spruchband mit der Aufschrift : „Die Jugend dankt dem Führer.“

Die Bilder der tschechischen Präsidenten wurden schon am Vormittag aus den Klassen entfernt. An ihre Stelle brachte man Hakenkreuzfähnchen an. Noch vor dem Einmarsch gab es einige Umbenennungen von Straßen und Plätzen: die Hauptstraße in Adolf Hitler-Straße, die Gebirgsstraße in Konrad Henlein-Straße und der Rathausplatz, der Masarykplatz hieß, in Peter Donnhäuser-Platz. Eine große Menschenmenge hatte sich in den Straßen versammelt. Gegen 1/2 6 Uhr begannen die Glocken zu läuten, und die Fabriksirenen heulten auf. Als die ersten deutschen Soldaten zu sehen waren, brach ein Sturm der Begeisterung los. Die Menschen waren wie in einem Taumel. Unter den Klängen des Egerländermarsches hielten die Hirschberger Jäger Einzug in die Stadt Hohenelbe.

In einer kurzen aber eindrucksvollen Feier auf dem Peter Donnhäuser-Platz begrüßte der Bürgermeister Dr. Karl Wendt die Befreier. Diese waren eingekeilt von den jubelnden Menschen. Ihre Musikkapelle mußte einen Marsch nach dem anderen spielen. Bevor die müden Soldaten in ihre Quartiere gingen, wurden sie noch mit heißem Tee gelabt. Am 10. Oktober fand in der Klosterkirche ein Dankgottesdienst statt. Danach traten die Vereine zu einem Fackelzuge an. Der bewegte sich durch die Straßen der Stadt. Auf den Höhen kündeten Feuer von unserer Befreiung.

Neue Verwaltungs- und Wirtschaftsrichtlinien überstürzten sich. So wurde „der Tschechisch-Unterricht an der Schule eingestellt, da für denselben nach unserer Angliederung an das Reich keine Notwendigkeit mehr besteht.“ Zwischen diesem Erlaß vom 22. Oktober

und dem Jahresende geschahen die Ausschreitungen gegen die jüdischen Einwohner, die Beschlagnahme ihres Besitzes und ihre Vertreibung oder Verhaftung. Aber nicht nur das! Alle Vereine wurden aufgelöst, ihr Vermögen vereinnahmte der Staat. Neue politische Organisationen wurden aufgebaut. Für die Bevölkerung war das ein ungeahnter Wandel gegen alle Tradition, eine gewaltige gesellschaftliche Umstellung.

Man werde sich an das Neue gewöhnen, es sei jetzt alles gut nach der Vereinigung mit den Deutschen im großen Reich, glaubte man. Aber schon im März folgte ein neues militärisches Schauspiel: Die deutsche Wehrmacht marschierte nach Böhmen hinein, „ins Tschechische“, um dort - wie es amtlich hieß - eine alte Ordnung wieder herzustellen“. Das Reichsprotektorat Böhmen-Mähren wurde errichtet.

Doch der Sommer schien eine neue, bessere Zeit anzudeuten. Überall im Gebirge begegnete man nur frohen Menschen aus allen Gauen des Reiches. Die Grenzsteine, die das Riesengebirge durch die Jahrhunderte zweigeteilt hatten, waren zu bloßen Steinen geworden, die niemenden mehr störten. Verschwunden waren die tschechischen Beschriftungen. Nur die häßlichen, verlassenen Bunker standen da.

Mitte August gingen die politischen Wogen wieder hoch. Es drohte Krieg mit Polen. Auf den Anschlagtafeln der Gemeinden wurde das Riesengebirge zur „Gefahrenzone II“ erklärt. Was das bedeutete? Ab dem 1. September war Krieg. Kein Mobilisierungsrausch wie 1914! Kaum beachtet wurden die einzelnen Einberufenen auf ihrem Weg zum Bahnhof. Doch eine große Tragödie hatte ihren Anfang genommen.

An diesem 1. September blieben in ganz Deutschland die Schulen geschlossen. Im Sudetenland verschob sich der Schulbeginn, meldet das Gedenkbuch auf der von 1939/40 einzig erhaltenen Seite.

Die Jahre des Zweiten Weltkrieges bis 1945 am Beispiel der Schulen

Die nächsten niedergeschriebenen Nachrichten betreffen das Schuljahr 1940/41. Es mangelte an Lehrern. Parallelklassen wurden zusammengelegt, die einzige fünfte Klasse der Mädchen wurde mit der Fünften der Knabenbürgerschule vereinigt. In den Sommerferien leisteten die Schüler und die Lehrer Erntedienst. Erstmalig 1940 gab es die so genannten Kartoffelferien, eine Woche lang vom 3. bis 10. Oktober. Kurz darauf trafen die ersten Gastkinder aus dem von Luftangriffen heimgesuchten Berlin ein.

Ab dem nächsten Schuljahr, das erst am 11. September 1941 begann, führten die bisherigen Bürgerschulen den Namen „Hauptschule“. Die Klassenräume quollen über, weil ständig neue Schüler aus der Heimstättte der NS-Volkswohlfahrt (NSV) aufzunehmen

waren. Teilen konnte man die Klassen nicht, weil die Lehrer fehlten. Inzwischen standen deutsche Soldaten tief in Rußland. Die großen politischen und militärischen Ereignisse jener Zeit sind dem Leser wohl bekannt.

Die vorhandenen Niederschriften aus Hohenelbe sind nur Bruchstücke. Deshalb der Zeitsprung hin zum neuen Schuljahr 1942/43 und damit zum 4. Kriegsjahr. Wie schon in den Jahren vorher war es Hauptschullehrer Hermann Burkert, der zum Schulbeginn eindringliche und mahnende Worte an die Schüler richtete, "jederzeit ihre Pflicht zu erfüllen, fleißig zu lernen und fleißig zu arbeiten, damit sie später im Leben die Aufgaben vollbringen können, die das Großdeutsche Reich an sie stellen wird." - Mehr ist offenbar von diesem Schuljahr nicht erhalten. Meistens sind es nur ein oder zwei Blätter pro Jahr. Aber jedes Jahr zu Schulbeginn das gleiche Prozedere: vor dem Schulgebäude Flaggenhissung, dann im Festsaal Eröffnungsfeier mit Ansprache, danach Beginn des Unterrichts.

Mädchen- und Knabenschule (Quelle: Heimatkunde)

Kurz nach Schulbeginn 1943 notiert der Schreiber: „Am 9. September verriet der italienische Regierungschef Badoglio mit seinem Könige Viktor Emmanuel das deutsche Volk an die Feinde Deutschlands, indem er mit diesen einen bedingungslosen Waffenstillstand abschloß. Die italienische Flotte ging zum Feinde über. Später erklärte Badoglio Deutschland den Krieg."

Der Sudetengau galt damals allgemein als „der Luftschutzkeller des Reiches“, da er von Luftangriffen der Alliierten weitgehend ausgenommen blieb. Trotzdem überlegte und organisierte man an Hohenelber Schulen sehr sorgfältig, wie und wo und wie schnell die Schüler im Falle eines Fliegeralarms in Schutzräume gebracht werden können.

Zur Ortung und Abwehr angreifender Feindflieger waren Mitte September 1943 die 1927 geborenen Oberschüler als Luftwaffenhelfer in die Reichshauptstadt beordert worden, mit ihnen ein einziger Hauptschüler, Herbert Schmidt. Der Chronist der Schule erwähnt die am 23. November 1943 in Berlin gefallenen fünf Oberschüler namentlich und beschreibt die feierliche Beisetzung am 5. 12. in Hohenelbe. „Reichsmarschall Hermann Göring und Gauleiter Konrad Henlein hatten Kränze geschickt“.

5. Dezember 1943

Zu Schulanfang und Beginn des 6. Kriegsjahres im September 1944 wurde „mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit von einer gemeinsamen Schulbeginnfeier Abstand genommen“. Was hätte der Redner jetzt auch noch sagen können? Lehrer wurden an die Fronten geschickt, Klassen zusammengelegt. Das gab Platz für verwundete Soldaten. Das Gedenkbuch der Knabenvolks- und Hauptschule Hohenelbe bricht im Oktober ab. Wie desolat die Zustände in den letzten sechs Monaten auch an den Schulen waren, kann man im Kapitel über das Gymnasium nachlesen.

Der lange Krieg nahm ein furchtbares Ende. Kaum schwiegen die Waffen an den Fronten, setzten neue Gräuel ein: Raub, Quälerei, Verhaftung, Vertreibung, Tod. „Jagt und schlagt sie, die Deutschen!“, riefen die Häscher,“Herr, erbarm dich unser!“ die Gejagten.

Über Nacht waren sie plötzlich hier.

Anno 1918. Wieder rollte ein neues Jahr heran, weiße Frühlingswolken zogen über die dunklen Waldberge, und in Feld und Wiese begann es zu blühen. Sommerliche Hitze legte sich über das Land, und über dem Elbtal stand feiner Dunst, der sich gegen das Gebirge zog. Und dann kam der Herbst und mit ihm kamen dunkle Wolken, und es kam der Friede. Die Fähnchen auf den Karten in den Auslagen standen immer noch weit in Feindesland, und so kam es, daß wir es nicht begreifen konnten, wie eines Morgens fremde Soldaten, schwer bewaffnet, in unser Dorf einzogen.

Und in jenen Tagen geschah es, daß ich mit dem Großvater in die nahe Stadt Hohenelbe ging. Er hatte sein schwarzes Gewand an, und ich trug im Knopfloch meines blauen Röckleins ein schmales Bändchen mit den Farben Schwarz-Rot-Gold. Als wir zur Steinernen Brücke im Süden der Stadt kamen, hörten wir aus der Ferne Gejohle. Der Großvater ging neben mir, breit und schwer. In der Hand trug er seinen Stock, der eine scharfe eiserne Spitze hatte. Auf dem Marktplatz bot sich uns ein widerwärtiges Bild. Tschechische Soldaten stachen mit ihren Bajonetten nach den Schildern des Amtsgerichts. Unter Gelächter rissen sie diese von den Mauern, warfen sie auf die Straße und traten darauf herum. Der Großvater blieb nicht stehen. Er sagte nur: „Komm!“ und schritt weiter.

Die Stadt war in Aufruhr. Auf dem Kirchenplatz ein neues Schauspiel. Eine riesige Menge stand um das Denkmal Kaiser Josefs II. geschart. Gellende Rufe, Schreien, dumpfes Murren und aufbrausende Stimmen. Da ein Knall. Ein Stein prallte von der Stirn des Bauernkaisers ab. Jetzt war die Menge nicht mehr zu halten. Sie stürmte auf die Soldaten ein, die sich mit Ketten an dem Denkmal zu schaffen machten. Ein lautes Kommando. Gewehrsalven krachten. Schreiend stob die Menge auseinander. Ich verlor den Großvater aus dem Gesicht. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich spürte noch, wie etwas an meinem Rock zerrte. Ein Soldat hatte mir eine Ohrfeige gegeben und mir das schwarz-rot-goldene Band vom Rockaufschlag gerissen. Mit einem Mal war der Großvater wieder da. Er hatte Tränen in den Augen. Wir gingen miteinander nach Hause. Ich schlich mich auf den Heuboden und weinte. Als die Tränen versiegt waren, starrte ich mit leeren Augen vor mich hin.

Der Großvater ging am nächsten Tage zeitig in der Frühe in die Fabrik. Als er am Abend nach Hause kam, sah er mich mit einem Blick an, der mir sagte: Sei ruhig, Junge, alles wird gut werden! Und dieser Glaube des Großvaters ging mit mir in meine kommenden Tage.

Das ist eine Episode aus Erhard Müllers autobiografischer Erzählung „Am Südhang der Sudeten“. So spielte sich die Machtübernahme nach dem Ersten Weltkrieg ab. Die Überschrift ist aus einer Formulierung von Karl Schneider in seinem Bericht über die analog abgelaufenen Ereignisse im Mai 1945. Dort heißt es: „Man war dies von 1918 gewöhnt. Über Nacht war das tschechische Volk wieder hier. Der Haß tobte sich aus und vollbrachte Ungeahntes.“

Das Denkmal mit Josef II. wurde dann 1923 doch entfernt. An seiner Stelle durfte die deutsche Einwohnerschaft eines zum Gedenken ihrer Weltkriegsgefallenen errichten. Seit dem Umsturz 1945 ist auch dieses verschwunden. Ein tschechischer Archivar suchte neulich vergeblich nach den Namen der 213 Kriegstoten der Jahre 1914-18. Wir konnten ihm dabei leider nicht helfen.

In Arnau jedoch hat man den „Bauernkaiser“ Josef II. jetzt wieder auf den Sockel gehoben, wohl in der Erkenntnis, daß es zu seiner Zeit und für Seine Majestät noch egal war, ob Tscheche oder Deutscher. Alle waren Nutznießer seiner Reformen.

Wo sind sie geblieben?

Erinnerungen an das Schicksal jüdischer Mitbürger

Bis zur Sudetenkrise 1938 gehörten Juden in Hohenelbe selbstverständlich zur Gesellschaft unserer Stadt. Im Vergleich zu den knapp 14 000 Christen der im Kirchensprengel Hohenelbe zusammengefaßten Gemeinden nehmen sich die nur 126 Juden verschwindend gering aus (Zahlen a. d. J. 1915). Aber da sie ein Teil der sozialen Oberschicht waren, bedeuteten sie für die Gemeinwesen dennoch viel. Es waren Fabrikanten, Ärzte, Rechtsanwälte und Kaufleute unter ihnen, jedenfalls hatten sie alle Geld. Das weckte natürlich einen gewissen Sozialneid, aber sonst gab es früher keine Konflikte, im Gegenteil.

So war zum Beispiel Dr. Schnitzer in der Flurgasse nicht nur bekannt als guter Arzt, sondern auch als Wohltäter. Unzählige bedürftige Patienten hat er unentgeltlich behandelt. Schnitzer setzte sich vor dem Einmarsch der deutschen Truppen nach Prag ab, wie auch der Rechtsanwalt Jelinek. „Mit Jelineks Sohn habe ich die Volksschule besucht“ bemerkt dazu Rudolf Feistauer, Jg. 1923, „und die Doris Laskus, die Tochter des Löwit-Prokuristen, war mit mir zusammen im Kindergarten. Wir spielten auch manchmal im Garten ihrer Familie. Es waren angenehme Leute. Herr Laskus hat sich 1938 das Treppenhaus hinunter in den Tod gestürzt.“

Was war geschehen? Am 9. Oktober zogen Truppenteile der deutschen Wehrmacht durch die Stadt. Hohenelbe gehörte nun mit den Sudetenländern zum Deutschen Reich. Wir waren „befreit“ - glaubten wir. Bei vielen aber machte sich die Angst breit, das Bangen um ihr Eigentum und ihr Leben. Daß diese Befürchtungen berechtigt waren, bestätigte sich schon einen Monat später. Tags zuvor, am 8. November, war in Paris der deutsche Diplomat Ernst vom Rath erschossen worden. Als Täter wurde ein Jude ermittelt. Das war ein willkommener Anlaß auch für unsere neuen Funktionäre der seit 4 Wochen tonangebenden NSDAP, sich darzustellen.

Eine Kundgebung auf dem Rathausplatz löste das Folgende aus: „Ich sehe heute noch den Bauern-Kraus, einen Verwandten des Kreisleiters Pepi Kraus, wie er den auf dem Platz versammelten Volksgenossen in einer flammenden Rede ankündigte, daß Hohenelbe in 8 Tagen judenfrei sein werde. Anschließend zog das Volk die Hauptstraße hinunter vor das Gerichtsgebäude. Dort waren inzwischen einige Juden eingeliefert worden, die versäumt hatten, rechtzeitig ins Innere Böhmens abzureisen. Im 1. Stock waren Fenster geöffnet. Starke Männer packten angsterfüllte Menschen und hielten die zappelnden Gestalten aus dem Fenster, um sie so der johlenden Menge zu zeigen.“ - So erinnert sich Feistauer. Die Bestätigung liefert Benno Scholz, Jg. 1921: „Eine Jüdin, ich glaube, es war die Tochter des Kalbjuden aus Langenau, hatte man verhaftet. Ich komme gerade aus der unteren Stadt zum Gerichtsgebäude. Ich traue meinen Augen nicht. Man hängt sie, festgehalten nur an den Händen, über die Brüstung und zieht sie ein paar Mal rauf und runter. Mir stockte der Atem“.

Gefiel das den Zuschauern? Johlte die Menge oder nicht? Waren die Leute aus freien Stücken gekommen oder hergeführt worden? Die Aussagen darüber sind unterschiedlich. „Wir wohnten jenseits der Elbe auf der Anhöhe unterm Stadtpark. Am Morgen des 9. November hörten wir Geschrei von der Hauptstraße herüber. Mutter sagte besorgt, dort drüben muß etwas Besonderes los sein“ (H. T., Jg. 1929). Also doch Geschrei, Jubel über diesen Skandal?

Ich selber (W. F., Jg. 1928) habe diesen Tag auch in Erinnerung. Ich war gegen Mittag auf dem Heimweg von der oberen Volksschule, als ich beim Gericht eine Menschenansammlung antraf. Die Leute starrten auf die oberen Stockwerke des auf der anderen Straßenseite gelegenen Gebäudes. Ich blieb mit dem Rücken zum Wlassak-Geschäft stehen und wartete, was geschehen würde. Fenster gingen auf, Gestalten wurden sichtbar. Die widerstrebende in der Mitte wurde von zwei Männern gezwungen, sich bäuchlings über die Brüstung zu beugen. Mich schauderte, ich bekam Angst. Die meisten Leute um mich herum reagierten mit Schweigen. Auch ich stand sprachlos vor dieser unglaublichen Rohheit. Stumm blieb es leider auch im Umfeld des damals Zehnjährigen. Wir Kinder wurden mit diesen Erlebnissen allein gelassen.

Später dachte ich viel darüber nach. Fragen kamen auf: Wer waren die Peiniger dieser Gequälten? Waren es Leute aus unserer Stadt oder waren es aus dem Reich Importierte? Was geschah weiter mit den um den 9. November 1938 Festgenommenen? Daß dieses lokale Ereignis ein Teil der deutschlandweiten Pogrome gegen Juden und jüdische Einrichtungen war, erfuhren wir erst lange danach.

Aus dem Bekanntenkreis meiner Eltern ist mir nur eine jüdische Familie in Erinnerung. Mit den Kindern des Textilfabrikanten spielten wir gern in dem großen, schönen Garten neben dem Werkgebäude, während die Eltern irgendwo beisammen saßen. Das war so bis 1938. Zu der Zeit hörte es auf. Dann sagte man uns, die Eisenbergers seien ausgewandert. Auch hierzu stießen mir Fragen erst viel später auf. Aber da war keiner, der sie mir hätte beantworten können.

Ein Schulfreund berichtet mir: „Der wohlhabende jüdische Fabrikant Löwit machte in den 30er Jahren meinen Vater zu seinem Hausarzt (oder sagt man in so einem Fall Leibarzt?). Dem war eine sorgsame Überprüfung seiner fachlichen Fähigkeiten vorausgegangen. Die Tatsache, daß sich Löwit der Verfolgung in der Nazi-Ära nur durch Emigrieren entziehen konnte und daß die Bedrohung und Vernichtung der Juden so ungeahnte Ausmaße annahm, hat das vertrauensvolle Verhältnis des in England lebenden Unternehmers zu dem aus dem böhmischen Riesengebirge vertriebenen deutschen Arzt nicht erschüttert. Er blieb der verläßliche und großzügige Freund der deutschen Familie, als der er sich vor 1938 bereits erwiesen hatte.“ (J. E., Jg. 1928)

Es waren fast durchwegs liberale Juden, die unter uns lebten. Der Wunsch, als Deutsche voll akzeptiert zu werden, war offensichtlich. Jüdische Männer dienten in der Armee, wurden im Krieg mit Tapferkeitsmedaillen geehrt, Ärzte und Anwälte erwiesen sich häufig als Helfer der Armen. Unternehmer boten den Menschen Arbeit und Lohn, Künstler und Wissenschaftler waren Botschafter deutscher Kultur in aller Welt.

Ein gutes Beispiel ist Professor Dr. Paul Nettl. Der schon zu Zeiten der ČSR prominente Musikwissenschaftler wanderte nach USA aus, nachdem 1939 das Reichsprotektorat Böhmen und Mähren errichtet war und ein Jude in Prag auch nicht mehr sicher war vor den Nazi-Häschern. Paul Nettl selbst über seine Herkunft: „Mein Vater Carl Nettl gründete mit seinem jüngsten Bruder Isidor die Firma Nettl in Hohenelbe, die sich mit der Herstellung von Papierwaren, später Wellpappe, beschäftigte.“ Das muß vor oder zur Jahrhundertwende 1900 gewesen sein.

Die in Hohenelbe gebliebenen und beim Anschluß an das Reich 1938 schon hochbetagten Eltern des Paul Nettl wurden in das Konzentrationslager Theresienstadt eingeliefert und sind dort in den Jahren 1941/42 jämmerlich umgekommen. Und sie waren nicht die einzigen Vertreter der Familie Nettl, die dieses Schicksal erlitten.

Trotzdem bekennt der in den Vereinigten Staaten zu hoher Anerkennung gelangte Dr.

Nettl: „Es ist meine schöne Pflicht, vor allem die deutsche Musik der studierenden Jugend und dem Musikpublikum zu vermitteln“.

Nettl hat, wie er in der *Riesengebirgsheimat* 1960 schrieb, vom Tag seiner Ankunft in den USA an nichts anderes getan, als für deutsche Kultur gelebt und gearbeitet. „Es hat mir nichts ausgemacht, daß die Tschechen noch heute behaupten, ich sei ein deutscher Nationalist. Ich habe 70% meiner Arbeiten in deutscher Sprache geschrieben und nach 1945 wieder deutsche Verleger bevorzugt. In meinem Hause wird nur deutsch gesprochen.“

Professor Nettl hat viele Rundfunksendungen für deutschsprachige Sender in den USA und für europäische Sender im deutschen Sprachraum verfaßt oder darin selbst mitgewirkt. „Dieses und meine gesamte Tätigkeit beweisen, daß ich nicht aufgehört habe, deutsch zu fühlen und zu denken.“

Abneigung, Widerwille, Neid, Haß gegen die Juden - woher kam das um 1938/39 so plötzlich? Oder war alles schon lange latent vorhanden? Wurde es durch die politische, gesellschaftliche und ideologische Umwälzung in Hitler-Deutschland nur aufgedeckt? Ein Jahrhundert vor dem Nationalsozialismus, im Jahre 1829, schrieb Johann Lamb, gräflicher Justiziär in Forst, in einer für seine Herrschaft, den Herrn Joseph Grafen von Auersperg, verfaßten Chronik:

„Die Religion ist durchgängig die Katholische, denn die wenigen Protestanten... sind keine Eingeborenen, sondern durchaus Fremde, Ausländer. - So musterhaft das Benehmen auch der gemeinen Volksklasse gegenüber letzteren ist, so groß ist die Abneigung gegen die Juden und der Widerwille gegen dieselben.“

Eine Große Zeit?

Bei der Hitlerjugend in Oberhohenelbe

Von Rudolf Feistauer

Als Hohenelber hatte ich eigentlich in Oberhohenelbe nichts verloren. Aber in der Fachschule für Weberei hatte ich einige Mitschüler aus unserem Nachbarort. Als damals 16-Jährigen interessierte mich auch schon die weibliche Szene, und es gab in Oberhohenelbe ganz hübsche Mädchen.

Zu jener Zeit war die Begeisterung über den Einmarsch der deutschen Soldaten im Oktober 1938 noch ganz frisch. Aber schon merkten wir vielfältige Veränderungen. Alle wichtigen Posten im politischen Bereich wurden mit bislang unbekannten Größen besetzt. Vom Deutschvölkischen Turnverein wechselten die Erwachsenen zur SA, SS und anderen NS-

Gliederungen. Die Jungen bildeten die Hitlerjugend beziehungsweise das Jungvolk, die Mädchen die Jungschar, den Bund deutscher Mädchen BdM und „Glaube und Schönheit“ für solche, die mit 18 davon noch nicht genug hatten. Wir wurden richtig überrumpelt mit Neuem. Die Uniformen taten ein Übriges. Für uns Jungen schwarze Cordhose, braunes Hemd, Schulterriemen, breiter Gürtel mit Koppelschloß, braunes Käppi, allerlei aufgenähte Abzeichen oder gar eine Führerschnur. Und natürlich der Dolch - korrekt: das Fahrtenmesser - an der linken Seite. All das machte aus uns Milchgesichtern ganze Kerle.

Die allwöchentlichen Heimabende und die sonntäglichen Geländespiele hatten es uns angetan. Es gab Sportveranstaltungen, und es wurde viel und laut gesungen. Meine Freunde und ich hatten großen Spaß daran, und so verbrachte ich meine Abende lieber in Oberhohenelbe als zu Hause in der Stadt.

Unser erster HJ-Gefolgschaftsführer war der Ullrich Paul, ein etwas älterer Webschüler aus dem Tampel. Er machte als Führer eine vorzügliche Figur und war mit großem Eifer bei der Sache. Sein Vater war NSDAP-Ortsgruppenleiter.

Durch die gemeinsamen Veranstaltungen der HJ mit dem BdM entstanden auch mehrere „Verhältnisse“. Pauls Freundin war die Tochter vom Förster Herold aus Ochsengraben. Mein Schatz kam aus der „Hölle“ und war 2 Jahre älter als ich. Sie hat mir beim Weikert Willi die ersten Tanzschritte beigebracht, mich aber darüber hinaus nie für voll genommen, gestand sie mir später. Trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb) hielt die Freundschaft bis heute. Der Paul soll gleich anfangs des Krieges gefallen sein.

Damals glaubten wir, es sei eine Große Zeit. Wir waren „daheim im Reich“. Und als der Krieg ausbrach, galt es als erstrebenswert für jeden Jungen, für „Führer, Volk und Vaterland“ zu kämpfen. Was will man 16- bis 18-Jährigen denn vorwerfen? Wir waren ja noch halbe Kinder, hatten weder politischen Verstand, noch klares Unterscheidungsvermögen. Heute, im Zeitalter der Medien gibt es zahlreiche Meinungen und Kommentare. Wir hatten nur den „Volksempfänger“, und daraus tönte nur eine Meinung. Diese war uns Evangelium.

Aber zurück nach Oberhohenelbe in meine Zeit, als ich dort ein Hitlerjunge war. Der Seidel Hans vom Steinweg leitete die Singstunden. Wenn der schwungvoll die Ohrwürmer aus dem HJ-Liederbuch dirigierte, sangen wir alle begeistert mit. Und wenn dann so etwas wie „Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit...“ dran war, dann war es wie in der Kirche. Die Führungsposten beim BdM waren vornehmlich mit Aktiven des ehemaligen Deutschen Turnvereins besetzt. Meine Freundin Elli aus der „Hölle“ war eine an der Spitze der Hierarchie. Sie kam aus einer solchen Turnerfamilie und war den Mädels ein echtes Vorbild. Das hat mir an ihr sehr gefallen. Kurz nach Beginn des Krieges wurde der HJ-Streifendienst ins Leben gerufen. Die Natio-

nalsozialisten führten ein strenges Regiment, besonders jetzt in Kriegszeiten. Jugendliche unter 18 mußten nach Einbruch der Dunkelheit von der Straße sein, durften nur jugendfreie Filme ansehen, keine abendlichen Tanzveranstaltungen besuchen und sich nicht beim Rauchen erwischen lassen. Für die Einhaltung dieser Verbote war der Streifendienst zuständig. Selber noch Jugendlicher unter 18 fühlte man sich da als Elite innerhalb der HJ. Denn wir waren sogar der SS unterstellt und durften an deren Versammlungen teilnehmen.

In Oberhohenelbe waren wir nur zu zweit, der Weiß Rudi und ich. Stolz trugen wir unsere Ärmelstreifen „HJ-Streifendienst". Die Weisungen bekamen wir von der Banndienststelle in Hohenelbe. Unser Vorgesetzter war der Meißner Hans vom Fuchsberg. Mit ihm fuhren wir öfter gemeinsam Streife im abendlichen Oberhohenelbe und fühlten uns als Hüter von Ruhe und Ordnung. Viel war ja nicht los, Kino gab es keines im Ort. Und so radelten wir meistens „ohne besondere Vorkommnisse" die Hauptstraße auf und ab. Anfangs gab es wohl noch Tanzvergnügen beim Weikert Willi. Da standen wir natürlich für „Einsätze" bereit. Dabei kamen wir auch in peinliche Situationen.

Es war nach dem Frankreichfeldzug, da hätten uns urlaubende Soldaten beinahe Prügel verpaßt. „An der Front dürfen wir den Kopf hinhalten, hier sind wir aber zu jung!" Ein anderes Mal im Gasthaus des Richter Gustl am Heidelberg. Der Gustl war ein Cousin meines Vaters. Wir bekamen Wind, daß dort ein Tanzabend angesetzt war. Hatten wir Anweisung bekommen oder taten wir es von uns aus? Ich weiß es nicht. Mit weichen Knien betraten wir den Saal. Volksgemurmel. Der Wirt, der Gustl, blickte böse hinter seinem Schanktisch hervor. Natürlich hatte er mich sofort erkannt. Mir war das Ganze furchtbar peinlich. Keinem von uns war wohl dabei, und so schlichen wir uns lieber. Für Aufmerksamkeit hatten wir gesorgt und „unsere Pflicht getan". Meine Verwandten haben mir diesen Auftritt nie verziehen.

Als der Sohn vom Gasthaus Richter vor einigen Jahren starb, schickte ich einen Beileidsbrief an seine Frau. Eine Antwort kam prompt. Am Anfang stand: Waren Sie nicht beim Streifendienst? Schon damals lag mir die Sache schwer im Magen und mir war die Lust am Streifegehen vergangen. Trotzdem meldete ich mich freiwillig zur Waffen-SS und wurde am 25. Mai 1941 eingezogen. Das Nazi-Regime hat unsere jugendliche Unerfahrenheit skrupellos ausgenutzt.

Kriegsjugend

Wir waren jung
Und wußten´s nicht;
Es fiel der Krieg
Als ein Gericht
In unser Leben ein…

Es sahen
Unsere Augen Not
Und allzu oft
Den bittren Tod;
Das hieß uns stille sein.

Wir hätten oft
So gern gelacht,
Es hat uns keiner
Froh gemacht, drum
Wurden wir so ernst…

Auf Schultern,
Die vom Hunger schmal,
Ertrugen wir
Der Nächte Qual
Vom Feuerschein umloht.

So zürnt uns nicht,
Weil wir so sind:
Erwachsen nicht
Und niemals Kind,
Verschwistert mit dem Tod

Nimmt man vom Baum
Im Frühlingskleid
Denn Früchte schon?
Man lässt ihm Zeit;
Uns aber gab man hin…

Else Schnabl

Kriegserinnerungen 1941 - 1945

Von Rudolf Feistauer.

Vor Jahren schon fragte mich meine Tochter Angelika: Vater, warum bist du ausgerechnet in der Waffen-SS gewesen?

Die Waffen-SS gilt als „verbrecherische Organisation“, egal ob die Leute KZ-Bewacher waren oder an der Front standen. Mein letzter Kriegskamerad, der damals 20-jährige Otto Hargasser aus Erding, hatte 1992 die Verbindung zu mir wieder hergestellt und mir des öfteren geschrieben. Durch seine Briefe zog sich wie ein roter Faden die Betrübnis darüber, daß wir ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS ohne Differenzierung als Verbrecher bezeichnet werden. Er hat sehr darunter gelitten.

Wie es dazu kam.

Als junger Mensch ist man leicht manipulierbar. Ob Kaiser, Papst, Führer, Popstar oder Sportidol - allen wird zugejubelt. Keiner weiß, warum eigentlich? Heute haben wir eine Vielfalt von Medien. Damals, in den 30er Jahren, konnten sich nur wenige eine Zeitung leisten oder gar einen Radioapparat. Später dann hat uns der Goebbels´sche Volksempfänger „informiert“. Kein Wunder, daß unser Horizont begrenzt war. Als die Hitler-Truppen 1938 in unser Sudetengrenzland einmarschierten, war die Begeisterung unbeschreiblich groß. Der Führer wurde als Befreier begrüßt. Daß seine Soldaten unsere Läden leerkauften, weil sie „im Reich“ vieles schon lange nicht mehr bekamen, übersahen wir in dem Taumel. Auch daß unsere bewährten und beliebten deutschen Vereine und alle nationalen Verbände und Parteien aufgelöst wurden, nahmen wir in Kauf.

Ich war damals ein Junge von 15 Jahren und besuchte die 2. Klasse der Fachschule für Weberei. Trotzdem verfolgte ich die täglichen Ereignisse, sah, wie SA, NSKK u. a. Organisationen aufgebaut wurden und die Hitlerjugend den Platz des früheren Turnvereins einnahm. Vor allem sah ich, wie die Leute in diese Gliederungen drängten. - Kaum hatte ich im Sommer 1939 die Webschule abgeschlossen, landete ich in der „Tabakwarengroßhandlung Dreßler“. Schwager Alois war gleich nach Kriegsbeginn eingezogen worden. So holten sie mich, den 16-Jährigen, und ich machte das Geschäft zusammen mit meiner Schwester. Für mich eine sehr lehrreiche und befriedigende Zeit. Ich junger Spund hatte schon eine gewisse Macht. Die Trafikanten hofierten mich, denn von uns bekamen sie die Tabakwaren zugeteilt. Im Herbst 1939 bin ich auch in die Hitlerjugend eingetreten. Und als dann bald der HJ-Streifendienst gegründet wurde, war ich gleich dabei. Für uns Jungen war der Streifendienst eine große Aufgabe. Wir hatten die Tanzveranstaltungen und Kinogänger gemäß dem Jugendschutzgesetz zu kontrollieren und die Einhaltung der abendlichen Sperrstunde. Der Streifendienst stand der örtlichen SS nahe, wir durften an

deren Sitzungen teilnehmen. Dumme Jungen waren wir damals. Ehrgeizlinge. Aber das war auch der Einstieg in die Waffen-SS. Es war nur noch eine Frage des Alters. Ich wollte zu dieser „Elitetruppe“ gehören wie schon viele aus der Oberschicht in unserer Stadt. Das bedeutete einen sozialen Aufstieg. Mit denen gleichgestellt zu werden, das war doch was für einen Jungen aus der Arbeiterschicht.

Mein Vater mußte schriftlich seine Einwilligung geben zu meiner Meldung als Freiwilliger, ich war ja mit 18 noch nicht volljährig. Das Wehrkreiskommando war in Trautenau. Dort wurde ich mit einigen Intelligenzfragen konfrontiert und schließlich angenommen. Das war Anfang 1941. Angesichts der damaligen Blitzsiege herrschte Euphorie, und es meldeten sich viele zu den Waffen. Nicht jeder wurde zur Waffen-SS genommen. Ich jedenfalls fuhr damals zufrieden nach Hause. Im Geschäft bei den Dreßlers war man weniger erfreut, denn nun mußte ein Ersatz für mich her.

Meine Kriegsdienstzeit

Im Frühjahr 1941 erhielt ich die Einberufung. Ich hatte mich am 25. Mai in Nürnberg zu melden. Eine freudige Überraschung, denn dort wohnte Onkel Wenzel. So konnte ich 2 Tage früher losfahren und bei meinen Verwandten in der Mathildenstraße übernachten. Der 25. Mai war ein Sonntag. Ich hatte noch Zeit, vormittags in die Stadt zu gehen. Unterwegs begegnete ich langen Kolonnen Uniformierter, die alle zum Markt marschierten. Der „Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley spricht dort auf einer Kundgebung!“ Er sprach ziemlich laut, aber der Applaus hielt sich in Grenzen. Zivil gekleidetes Publikum war kaum zu sehen.

Rudolf Feistauer als Soldat

Anschließend fuhr ich mit der Straßenbahn zur SS-Kaserne direkt am Parteitagsgelände. Eine imposante Anlage, diese NS-Bauten, auch die Kaserne selbst. Und das alles in wenigen Jahren auf die Beine gestellt! Dieser weite Kasernenbau mit den vielen Gängen und Treppen, ein Eindruck, der einen erschlägt. Ich weiß nicht mehr, ob wir zu 6 oder 8 Mann auf der Stube lagen. Jedenfalls aber mit Blick auf die halbfertige Kongreßhalle. Daß man diese Bauten mit Hilfe von KZ-Häftlingen errichtete, war uns zunächst nicht bekannt. Als wir aber während unserer Ausbildung auf dem Baugelände Kolonnen in gestreifter Kleidung beobachteten, kam uns eine Ahnung. Noch berührte uns das wenig. Halt Kommunisten und Asoziale, die hier ihre Strafe ableisten.

Als erstes klärte uns Scharführer Weichert darüber auf, daß die Waffen-SS eine besondere Truppe sei und wir über den Soldaten der Wehrmacht stünden. Das erfüllte uns mit Stolz. Aber dann schrie er uns gleich an, denn er mußte uns ja erst einmal das Stehen und das Gehen beibringen. Ich hatte die Grundausbildung noch nicht abgeschlossen, noch keinen scharfen Schuß abgegeben, als ich mich schon auf dem Weg nach Polen befand. Bereits nach 3 Wochen waren nämlich Freiwillige gesucht worden für den Einsatz in Polen. Wenn schon freiwillig, dachte ich mir, dann immer freiwillig, und meldete mich. Mein Ausbilder fragte mich zwar: „Warum melden Sie sich denn freiwillig? Ist das Kameradschaft? Ich kann Sie nur warnen.“ Damals wunderte ich mich darüber.

So begann für mich schon nach kurzer Zeit der Krieg. Unser Aufenthalt auf dem Truppenübungsplatz Debica westlich von Lemberg war von nur kurzer Dauer, denn am 22. Juni begann der Rußlandkrieg. Es gab Alarm, und wir mußten uns abmarschbereit machen. Inzwischen war ich schon ein halber Funker geworden. Unser Funkwagen war ein Opel-Blitz mit Allradantrieb, ein viereckiger Kasten auf einem Chassis. Wir gehörten zum Battaillonsstab. Bald fuhren wir in Richtung Norden durch ganz Polen und bezogen nach 2 oder 3 Tagen in Ostpreußen Quartier. Kurz zuvor hatte es noch eine große Aufregung gegeben. Die Kolonne stoppte. Ein Kamerad hatte sich erschossen. Ja, für uns Jungen war der bevorstehende Einsatz doch mit großen Ängsten verbunden. Hier hörten wir schon Kanonendonner. Nicht weit entfernt war die Front. Und wir hatten ja noch keinen scharfen Schuß abgegeben und wußten kaum, wie man ein Gewehr richtig hält. Und wir konnten uns nicht vorstellen, wie es weitergehen sollte.

Keine 8 Tage waren vergangen, da wurde zum Rückmarsch geblasen. Aber nun wußten wir wenigstens, wie unser Haufen hieß. Wir gehörten der 2. SS-Inf. Brig. (mot) an und hatten die Aufgabe, hinter den Fronttruppen her zu marschieren und den „Säuberungsdienst“ zu übernehmen. Was das bedeutete, sollten wir sehr bald merken. Unser Nachrichtenzug war glücklicherweise vollmotorisiert. Wir konnten in unseren Funkwagen fahren. Und so ging es also die ganze Strecke durch Polen wieder zurück in unser Lager Debica. Wir Pimpfe verstanden das nicht. Es mußte wohl höhere Strategie sein.

Einige Tage später setzten wir uns in Richtung Lemberg in Marsch. Die Front war uns vorausgeeilt. In den Wäldern hatten sich die ersten Partisanengruppen gebildet. Sie sprengten Eisenbahngleise, überfielen Fahrzeugkolonnen und ruhende Truppenteile und fügten unserem Nachschub großen Schaden zu. Das war eine Folge davon, wie Hitler mit anderen Völkern umging. Die Slawen galten als „Untermenschen“ und konnten und mußten vernichtet werden. Wer weiß, wie der Rußlandkrieg ohne diesen Rassenwahn verlaufen wäre. Anfangs hatten uns die Menschen dort nämlich als Befreier begrüßt. Erst als sie merkten, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen waren und so unmenschlich behandelt wurden, entschieden sie sich für den vaterländischen Krieg und gingen als Partisanen gegen die Eroberer vor. Nur selten gelang es, solche Gruppen aufzureiben. Zu undurchdringlich waren die Waldgebiete. Es war ein harter, erbarmungsloser und häufig

aussichtsloser Kampf. Gefangene waren sofort zu erschießen. Nach Hitlers Meinung waren das keine regulären Soldaten, sondern „Heckenschützen“. Wir waren immer froh, wenn wir den Befehl zum Weitermarsch bekamen.

Es war im Juli 1941 und ein heißer Sommer. Über Lemberg, diese altösterreichische Stadt, fuhren wir in die Ukraine. Shitomir. Die Stadt lag in Trümmern. Hier hatte es schwere Kämpfe gegeben und es ging das Gerücht um, daß dort die ersten großen Judenpogrome stattgefunden haben. Ich bin sehr froh, daß ich als Funker nie mit solchen Massakern zu tun hatte.

Dieser Teil der Ukraine ist eine fruchtbare Gegend. Erst in Kriwoj-Rok sahen wir Schwerindustrie. In den ländlichen Gebieten waren die Dörfer relativ sauber und gepflegt, die Straßen einigermaßen befahrbar, wenn auch mit „Katzenköpfen“ gepflastert, die Hauptstraßen wenigstens. Aber wehe dem, der auf eine Nebenstraße geriet. Das einzige Fahrzeug, das mit dem Kübelwagen unseres Batt. Kommandeurs in einer solchen Situation mithalten konnte, war unser Funkwagen mit seinem 4-Radantrieb. Später, als die große Regenzeit begann, blieb der Krieg im Schlamm stecken.

Aber noch war August. Nach langem Marsch gelangten wir nach Nikopol am Dnjepr. Die Front verlief zu dieser Zeit bereits im Kaukasus und am Don. Was wir dort sollten, wußten wir nicht. Uns war wie Fußballern auf der Reservebank, nur daß wir nicht den Verein wechseln konnten. Nikopol war unser schönster Aufenthaltsort während des Rußlandeinsatzes. Aber nach einigen Wochen war auch das zu Ende. Denn jetzt ging es nordwärts gegen die Partisanen in Weißrußlands Wäldern. Borrissow, Minsk, Brjansk. Anfangs waren dort hauptsächlich spezielle Polizeitruppen tätig. Als aber die Partisanen immer aktiver wurden, kamen auch reguläre Truppen gegen sie zum Einsatz, nicht nur von der SS, sondern auch Wehrmachtseinheiten. Viele unserer Leute gerieten in Hinterhalte und wurden umgebracht. Andererseits kam es vor, daß ganze Dorfgemeinschaften als Pfand genommen wurden, wenn sie die Verstecke der Partisanen nicht preisgeben wollten. Es war ein grausamer Krieg.

Es war schon spät im Jahr, und wir sollten in einem Dorf in Mittelrußland Winterquartier beziehen. Der Marsch dorthin ließ uns die ganze Trostlosigkeit dieses Landes, aber auch unserer Lage spüren. Hitler, der große Feldherr, hatte geglaubt, mit Rußland noch vor dem Winter fertig zu werden. Als in seiner Schulzeit Napoleon dran war, muß er wohl gefehlt haben.

Der Herbstregen hatte eingesetzt und die Straßen und Wege aufgeweicht. Es war katastrophal, wie die Fahrzeuge im Schlamm stecken blieben. Nachdem wir uns einige Tage so durchgewühlt hatten, kamen wir in einem ganz passablen Dorf, unserem Dorf, an. Als Quartier diente uns ein massives Haus mit mehreren Räumen.

Die Wege des Soldaten Feistauer innerhalb zweier Kriegsjahre

„Wir haben Napoleon geschlagen, und wir werden auch den arroganten Hitler schlagen“.

Das typische Russenhaus war anders: es bestand meistens aus nur einer großen Stube, wo in einer Ecke der umfangreiche Backofen stand. Auf dem schlief die ganze Familie. Nur selten sahen wir ein Bett in der Stube. Den Tisch muß man sich gegenüber im „Herrgottswinkel“ vorstellen. Dort hingen anstatt des Gekreuzigten die bekannten Ikonen.

Wir richteten uns also in diesem unserem größeren Hause für den Winter ein. Unsere Funkanlage kam in ein eigenes Zimmer. Doch von Winterruhe konnte keine Rede sein. Bald hatte unser Battaillon große Ausfälle im Kampf gegen Partisanen. In eine Russenkate wurden reihenweise Verwundete eingeliefert. Auch der junge Battaillonsadjutant lag, schneeweiß im Gesicht, auf einer Bahre. Beide Unterschenkel zerschmettert. Wie üblich, war er auf dem Trittbrett seines Kübelwagens gestanden, als unter ihm eine Mine hochging.

Bald darauf mußten wir uns in Richtung Norden in Marsch setzen. Die Front vor Moskau war zusammengebrochen, da brauchten sie dort jeden Mann. Inzwischen hatte auch der russische Winter mit ganzer Härte eingesetzt. Je näher wir der Front kamen, desto größer war das Chaos. Liegengebliebene Panzer und Lkws an den Straßen, alles eingefroren, unbeweglich. Das Schlimmste war, daß die Truppen keine Winterkleidung hatten, nur das dünne Sommerzeug. Wir froren entsetzlich, als wir endlich in Orel ankamen. Dort hatten wir 44 Grad Kälte. Einmal, als ich auf der Straße einer Russin begegnete, sagte die zu mir: Pan, nos! und deutete dabei auf mein Gesicht. Man merkt es nicht, wenn man partiell zu erfrieren beginnt. Überrall, wo die Haut an den Knochen anliegt, Nase, Schläfen, entstehen weiße Flecken, und man spürt es nicht.

So wurde Weihnachten 1941 ein trauriges Fest. Am Heiligen Abend haben wir einige Kameraden beerdigt. Der Hauptsturmführer hatte Tränen in den Augen. Gerade er, ein Badenser aus Heidelberg, war doch so stolz, daß ihm der Führer einmal die Hand gegeben hat.

Als dann die Front zum Stehen gekommen war, rückten wir in Richtung Kursk. Normalerweise gehörten wir als Funktrupp nicht zur kämpfenden Truppe an vorderster Front. Doch dort bei Tatarinowo - den Namen hab ich mir gemerkt - dort mußten wir uns die Tornistergeräte aufschnallen und einen Angriff der Infanterie begleiten. Das schwere Gerät auf dem Rücken hastete ich an Gefallenen und Verwundeten vorbei. Die ausgebauten Gefechtsstellungen ließen erkennen, daß die Truppen sich hier schon einige Zeit aufgehalten hatten. Aber nun rollten die Sowjets mit ihren T 34 an. Wir duckten uns in einen Schützengraben und sahen, wie sich die Panzer über Gräben und Unterständen drehten, um die darin befindlichen deutschen Soldaten zu erdrücken. Panzerabwehrgeschütze wurden zermalmt. Wir aber hatten Glück, der Angriff ging an uns vorüber. Aber die Verluste auf unserer Seite waren groß.

In diesem Winter war es auch, daß ich mir ein Wachevergehen zuschulden kommen ließ.

Bei einem beißend kalten Schneesturm hatten ein Kamerad und ich während der Nachtwache in einer Kate des Dorfes Schutz gesucht und wurden dabei vom wachhabenden Feldwebel erwischt. Das Verfahren gegen uns lief noch. Erst im Juni wurde als Strafe für das Wachvergehen ein Fronteinsatz fällig, dort, in der Gegend von Kursk. Die Front war festgefahren, es war ein Stellungskrieg mit Gräben und Unterständen geworden. Der Zufall fügte es, daß mein unmittelbarer Vorgesetzter ein Landsmann aus Hennersdorf war. Das war schon einmal ein Vorteil. Ich saß also mit anderen Kameraden im Unterstand oder mußte im Schützengraben Wache schieben. Gut war mir dabei nicht zumute. Die russischen Gräben lagen nur 200 bis 300 Meter weit weg, und man mußte sehr vorsichtig sein, weil Scharfschützen auf jede Bewegung schossen. Vier Wochen dauerte dieser Einsatz. Als ich die Planken unseres Funkwagens wieder unter den Füßen hatte, war ich sehr erleichtert.

Sommer 1942. Nachdem wir eine Zeit lang an verschiedenen Frontabschnitten eingesetzt waren, wurden wir wieder zur Partisanenjagd im Hinterland abkommandiert. Es ging 2- oder 300 Kilometer zurück in die Wälder Weißrußlands. Minsk, Brjansk, das kannten wir schon. Wir, der Funktrupp, hatten da einen relativ ruhigen Job. Die Einsätze unserer Kameraden waren riskanter, verliefen aber häufig wie das Hornberger Schießen. Der Gegner war hier zu Hause und kannte jeden Schlupfwinkel. Diesen Leuten war einfach nicht beizukommen.

Inzwischen waren auch die in der Heimat für uns gesammelten Wintersachen angekommen. Zu spät für viele. In dieser Zeit kam auch Lilli Marlen auf. Wir hörten mit unseren Geräten den Soldatensender Belgrad, jeden Abend um 22 Uhr, und da hatten wir Heimweh.

Im Herbst durfte ich meinen ersten Heimaturlaub antreten, nach fast 1 1/2 Jahren. Die Reisestrecke per Bahn war vorgeschrieben und mit einigen Entlausungseinrichtungen gespickt. Die lieben Tierchen sollte man nicht nach Hause bringen. Im Zug war ein Sammelsurium von Soldaten aller Couleur, ab und zu sogar eine Frau darunter, Wehrmachtshelferin, Rotkreuzschwester oder eine vom Theater. Ein hartes Los für diese Frauen. Über Breslau, Landeshut, Trautenau kam ich schließlich in Hohenelbe an. Voll Stolz trug ich dort meine Uniform mit dem „Gefrierfleischorden“ - der Ostmedaille für den harten Winter 1941/42 - und dem Infanterie-Sturmabzeichen für meinen einzigen kritischen Angriff bei Kursk. Ich lief schnurstraks zu meiner großen Liebe. Und zu Hause: meine 3 Schwestern freuten sich über den kleinen Bruder. Viel zu kurz war die Zeit. Dann saß ich wieder im vollen Urlauberzug. Zurück nach Rußland! Irgendwo in einem Wald bei Smolensk fand ich meine Einheit wieder.

Gegen Ende des Jahres bekamen wir Order, uns nach Norden in Marsch zu setzen. Das war nun neu für uns. Unterwegs sahen wir u. a. das zerstörte Witebsk. Nur noch Ruinen. Marc Chagall stammte von da her. Es ging nach Welikije Luki. Diese Stadt war in

deutscher Hand, aber die Sowjets hatten sie eingeschlossen. Wir sollten helfen, unsere Truppen freizukämpfen. Als wir uns Welikije Luki von Süden her näherten, lagen dort im leicht hügeligen Gelände die toten Landser. Der letzte Angriff war also noch nicht lange vorbei. Das war ausgerechnet am Heiligabend und bitter kalt. Kaum Schnee, aber der Boden hart gefroren. Gräben oder Unterstände gab es nicht. So zogen wir sämtliche verfügbaren Klamotten über und hauten uns eine Mulde. Ich war damals noch keine 20, die meisten anderen auch nicht, und so haben wir es überstanden.

Kaum hatten wir anderntags mit Schanzarbeiten begonnen - denn nach einem schnellen Ende sah das hier nicht aus - da hatten uns auch schon die Russen im Visier. Sie beschossen uns mit der Stalinorgel, einer vor kurzem aufgekommenen Raketenwaffe, 10 bis 12 Geschützrohre, auf einer Lafette gebündelt. Die Geschosse wurden in sehr kurzer Folge nacheinander gezündet und machten einen Höllenlärm. Die Einschläge streuten wie bei einer Schrotflinte. Man wußte nie, wie man dran war. Wir duckten uns halt in einen toten Winkel am Hang und ließen die Geschosse am Gegenhang einschlagen.

In den vom Feind nicht einsehbaren Hang bauten wir unseren Unterstand. In den gefrorenen Boden wurde eine Grube von 3 x 3 Meter und 2 Meter Tiefe gegraben, darüber kam eine Decke von 2 oder 3 Lagen Fichtenstämmen. Zwischenräume stopften wir mit Erdballen aus. Kein Bunker war das, aber wir brauchten wenigstens nicht im Freien zu übernachten, und mit unserem kleinen Kanonenöfchen hatten wir es relativ warm. Das Hauptmöbel war eine 2 geschossige Holzpritsche, auf der wir mit 17 Mann lagen. Später machten wir auch einen Angriff in Richtung auf Welikije Luki mit. Ob der Erfolg hatte, weiß ich nicht mehr.

Nach einigen Wochen setzten wir uns wieder in Marsch. Nach Mittelrußland, also ostwärts. Es gab einen ständigen Austausch von Truppenverbänden. Das war Januar/Februar 1943, in den Tagen als die Schlacht um Stalingrad zu Ende ging. Mit diesem ersten Halbjahr 1943 ging auch für mich der Rußlandeinsatz zu Ende. Mein Vorgesetzter schätzte mich als seinen besten Funker und wollte mich fördern. Er betrieb meine Versetzung auf die SS-Führerschule Metz, zunächst zu einem Vorbereitungslehrgang.

So zog ich also im Juli in Metz ein. Im Kasernenhof war an einer Wand zu lesen: Der Mann kann fallen - die Fahne nie. Metz, diese alte lothringische Stadt, wimmelte zu dieser Zeit von deutschen Soldaten. Die vielen Kasernen, noch aus der Zeit Kaiser Wilhelms II., waren überfüllt. Die mächtige Kathedrale beherrschte das Bild der Altstadt. Drin war ich nie. Gläubiger Christ sein als SS-Mann, das ging damals nicht. Uns junge Spunde hatte man überredet, aus der Kirche auszutreten. Eine einzige Unterschrift, auf eine Namensliste gesetzt, genügte.

Hier in Metz war der übliche Kasernenbetrieb mit Grund- und Waffenausbildung, Geländeübungen, aber auch Exerzieren und viel, viel Theorie. Unser Spieß war ein Klei-

derschrank von Kerl mit einem großen Mundwerk. Als er aber später zum Fronteinsatz gehen sollte, hatte er Schiß. Er war vorher auch noch nie draußen gewesen. Drum wars mir auch fast peinlich, als ich im Oktober vor versammelter Mannschaft das EK II verliehen bekam. Die Auszeichnung hatte man mir aus Rußland nachgeschickt. Ich versuchte, bei der Ausbildung mit Freude mitzuhalten, aber ich war im Grunde kein guter Soldat. Der blinde Gehorsam war nie meine Sache. Ich dachte zu viel, und das ist beim Militär nicht gut. Das Kommandoschreien fand ich lächerlich. Auch für Belehrungen hätte ich mir einen sanfteren Ton gewünscht. Nein, schon deshalb wäre ich kein richtiger Vorgetzter geworden. Das merkte man mir wohl an. Und so endete der Lehrgang für mich mit der Entscheidung: Wiederholen! Feistauer, Sie haben eine gute Haltung gezeigt, aber ... Das war eine große Enttäuschung. Weihnachten war nicht mehr weit, und so fuhr ich in meinen letzten Heimaturlaub. Eine Fahrt in überfüllten Zügen, immer wieder unterbrochen weil feindliche Flieger in der Nähe waren. Oft ging´s nur nachts weiter. Auch zu Hause war es irgendwie bedrückend: viele Geschäfte geschlossen, die Schaufenster leer, die Menschen düster gekleidet, die Fenster abends verdunkelt überall. Die Stimmung bei meinen Besuchen war entsprechend gedämpft.

Trotzdem war es noch einmal eine schöne Zeit um diese Jahreswende 1943/44. Wie hätte ich ahnen können, daß mein nächster Heimatbesuch erst 45 Jahre später sein würde?

Im Januar 1944 war ich wieder zurück in Metz und traf dort neue Kameraden und viele neue Ausbilder an. Und ich quälte mich auch durch den zweiten Lehrgang. Wieder ohne Erfolg. Dieser Lehrgang war im Mai zu Ende. Die Aussicht auf eine Offizierslaufbahn auch.

Aufbruchstimmung. Die Alliierten waren in der Normandie gelandet. Man begann damit, die Schule aufzulösen. Uns brachte man in den Kasematten des Forts „Breslau“ im Osten von Metz unter. Von unserem Berg schauten wir hinunter auf die Stadt. Der Weg dorthin führte an blühenden, duftenden Gärten vorbei. Ich denke an das Café Fenstergucker in der Römerstraße, das Kino, Hans Albers als Münchhausen und so. Bei den Damen kam ich nicht so recht an trotz meiner schicken Uniform. Die merkten schnell, daß ich schüchtern und noch nicht so recht einsatzfähig war.

Es muß im Oktober gewesen sein. Die Alliierten waren vorgerückt und hatten Paris erobert. Ein für uns unrühmliches Ende war vorauszusehen. Der französische Widerstand begann sich zu regen. Und wir brachen von Metz auf, wurden in einen Transportzug verladen und nach Nürnberg in die Kaserne am Reichstagsgelände gebracht. Damit schloß sich - nach beinahe 2 1/2 Jahren - der Kreis.

In Metz war Annemarie zurückgeblieben. Sie war 19 Jahre, blond, etwas mollig, ein noch unbedarftes, unschuldiges Mädchen, einzige Tochter aus einfacher Bürgerfamilie. Wir waren ab und zu miteinander spazieren gegangen, schön sittsam, und Annemarie kam mir

so rein vor, daß ich mich nicht einmal traute, ihr einen Kuß zu geben. Ihre Eltern sahen mich gern. Auch sie mußten bald aus Metz fliehen und landeten in Neudeck im Erzgebirge. Als ich meinen Nürnberger Verwandten in der Mathildenstraße von der bevorstehenden Verlobung mit Annemarie erzählte, waren sie sofort bereit, eine kleine Feier auszurichten. Die Sache wurde ernst, die Erwartungen waren beiderseits groß. Zu Hause in Hohenelbe schneiderte Schwester Mariechen schon das Brautkleid - aus ihrem eigenen.

Nürnberg erlebte zu dieser Zeit schwere Luftangriffe. Im November 1944 hielt sich Annemarie schon in Nürnberg auf und wohnte in der Nähe des Hauptbahnhofs. Es war ein Angriff mit Spreng- und Brandbomben, bei dem die ganze Altstadt vernichtet wurde. Ein ungeheurer Feuersturm wurde dadurch entfacht, mit einem riesigen Sog. Bis zu unserer Kaserne heraus wurde alles arg mitgenommen. Keine Dächer mehr, das Flakgeschütz, das oben gestanden hatte, war verschwunden. Von unseren Baracken standen nur noch die Schornsteine. Und wir - als wir den Keller verließen - hatten nur noch, was wir am Leib trugen: unser Drillichzeug. Alles andere, einschließlich der Papiere, war weg. Nur mit Mühe bekam ich einen Passierschein für die Stadt. Da keine Bahnen fuhren, mußte ich zu Fuß gehen.

Unterwegs sah ich das ganze Ausmaß der Zerstörung. Von den Häusern standen nur noch Wände, teilweise brannte es noch. Aber ich kam in die Mathildenstraße. Und wer war bei meinen Verwandten? Annemarie. Sie hatte den Angriff überstanden. Ein tapferes Mädchen. Zuvor war sie übrigens in unserer Kaserne von einem Arzt auf „Ehetauglichkeit“ untersucht worden. So streng waren auch in der Zeit des sichtbaren Niedergangs noch die Bräuche. Viel gab es nicht beim Verlobungsmahl. Aber mein Onkel hielt eine kleine Ansprache. Danach fuhr Annemarie wieder nach Neudeck im Erzgebirge. Ich lief in meinem Drillichzeug in die Kaserne. Es war das letzte Mal, daß wir uns gesehen hatten.

Im selben Monat noch wurden wir in Richtung „Oberrheinfront“ verlegt, Standort St. Georgen im südlichen Schwarzwald. Harte Strohlager in einer Turnhalle, schlechtes Essen, Stimmung auf dem Nullpunkt, im Gastlokal kein echtes Bier. Bei irgendeinem Limogetränk saßen wir öfter dort und diskutierten die Lage. In St. Georgen gab es Uhrenfabriken. Ich hatte auch bald eine Kuckucksuhr für Annemarie erstanden. Die schleppte ich in den nächsten Monaten im Funkwagen mit, bis ich sie bei unserer „Kapitulation“ am 20. April im Harz zurücklassen mußte. Vielleicht hängt die Uhr heute in Pennsylvania.

Der Jahreswechsel 1944/45 war von Untergangsstimmung geprägt. Luftangriffe waren häufig. Weil der Ort so hoch lag, mußten wir ansehen, wie ringsum die Städte brannten: Villingen, Schwenningen, Rottweil. Und bei uns im Kino sahen wir die Marika Rökk in „Frauen sind doch bessere Diplomaten“. Danach versuchten die einen, sich mit ein paar Schnäpsen in Stimmung zu bringen oder sie wagten gar ein Tänzchen mit den im Lokal anwesenden Mädchen, andere schlichen wieder auf ihr Strohlager in der Turnhalle. Unsere Offiziere logierten im benachbarten Triberg in Privatquartieren. Der „Reichsheini“ (Hein-

rich Himmler) wohnte - als Oberbefehlhaber der Oberrheinfront - in einem Sonderzug, der bei nahenden Feindfliegern in einen der vielen Eisenbahntunnel fuhr.

Viele Tunnel, Brücken und Schluchten erlebte auch ich mit meinem Funktrupp auf der Zugfahrt nach Baden-Baden, wo uns weitere Weisungen gegeben werden sollten. Wir sahen Offenburg in Trümmern. Gefahren wurde nur noch nachts. So kamen wir nur sprungweise von Ort zu Ort über Brühl nach Baden-Lichtental und von dort zum Divisionsstab. Der saß in einem Bergstollen jenseits des Rheins. Wir bezogen bei General Geiger in einem Westwallbunker Quartier. Die Front war relativ ruhig in dieser Zeit im Januar 1945. Für die beabsichtigte Hochzeit mit Annemarie hätte ich Urlaub gebraucht, aber den konnte ich nur bei meiner Stammeinheit in St. Georgen beantragen. Ich fuhr also unter diesem Vorwand zu meiner Einheit zurück, ein damals tödlicher Leichtsinn. Denn dort legte man mein Kommen als Rückzug aus. Den Urlaub bekam ich nicht, und von der für den 30. Januar (Jahrestag der Machtergreifung) anstehenden Beförderung wurde ich ausgeschlossen. Dabei hatte ich noch Glück, daß man mich nicht vor ein Kriegsgericht brachte. An Annemarie schrieb ich nach Neudeck einen traurigen Brief. Das war der letzte Akt in Sachen Ehe. Die Annemarie war wirklich ein nettes Ding, und ich habe heute noch ein schlechtes Gewissen bei dem Gedanken, daß ich sie nach dem Krieg im Stich gelassen habe.

Es war im Januar, als für uns die letzte Etappe des Krieges begann - quer durch Deutschland oder was damals davon noch frei war. Denn die Russen standen schon knapp vor der Oder, Breslau war eingekreist, in Pommern war Kolberg gefallen. Im Westen war Aachen an die Alliierten gegangen. Die Amerikaner standen am Rhein. Wir kamen uns vor wie die Maus in der Falle. Wir schlugen uns bis Stettin durch, dort ging es nicht weiter. Wir waren in Pasewalk, wo Hitler „beschlossen“ hatte, „Politiker zu werden“. Eine richtige Einsatzplanung gab es wohl nicht mehr. Man wurde irgendwohin beordert: Neubrandenburg, die Gegend um Neustrelitz, ja, Penzlin war es! Zum Einsatz kam es meistens nicht. Die Bevölkerung war sehr niedergeschlagen. Man hörte von Greueltaten an Flüchtlingen in den von Russen überrollten Ortschaften. Es wimmelte von deutschen Flüchtlingen, auch aus dem zerbombten Berlin. Hier bei Penzlin sahen wir zum ersten Mal einen Transport von KZ-Häftlingen. Ausgemergelte Gestalten, in Viehwaggons herumgefahren, waren das. Offenbar wußte man nicht, wohin mit ihnen im immer kleiner werdenden Deutschen Reich.

Im Februar 1945 auf Gut Vielen stationiert. Kein Einsatz auch hier, alles ziellos. Wir faßten nur noch das Essen aus der Gulaschkanone und gammelten so herum. Der Gutsherr schlich mit hängendem Kopf durch die Gegend. Wollten, sollten wir hier auf die Russen warten? Doch dann kam Order. Diesmal war Wünsdorf das Ziel, ein Truppenübungsplatz südlich von Berlin. Als wir dort endlich eintrafen, war das gerade nach einem Luftangriff. Es brannte noch an vielen Stellen, in einer Halle explodierten Lebensmittelkonserven mit lautem Knall. In einer halb kaputten Kaserne fanden wir Unterkunft für 2 oder 3 Tage.

Dann ging es weiter Richtung Westen. Weit konnte es ja nicht gehen, es war schon März, die Amis standen tief in Hessen, die Engländer hatten schon das Ruhrgebiet hinter sich gelassen. Vor Halle auf der Autobahn: Tiefflieger! Wir hatten Glück, keine Verluste. Dann durch den Harz. Osterrode, Northeim und schließlich Göttingen. Unsere Aufgabe dort war, die Amerikaner aufzuhalten.

Als ich gerade mit der Quartiermache für meinen Stab beschäftigt war, sprach mich ein höherer Wehrmachtsoffizier an, was ich denn glaube, wie lang dieser Krieg noch dauern werde. Ich war verblüfft über eine solche Frage, dann besann ich mich, daß ein Soldat der Waffen-SS an den Endsieg zu glauben habe, und antwortete ihm entsprechend. Der Mann sah mich mit ungläubigem Staunen an. Er sagte kein Wort mehr.

Was die nächsten Tage folgte, war ein Katze-und-Maus-Spiel. Standen die Amis bei unserer Ankunft noch vor Göttingen, so nahmen sie nun einen Ort um den anderen ein und drängten uns in den Kern des Gebirges zurück. Wir sahen, wie Anfang April das Brockenhaus brannte, und als wir vor Schierke waren, wurde der letzte „Schierker Feuerstein“ verteilt.

Und schon waren die Tiefflieger wieder da! Sie schossen auf alles, was sich regte. Dann folgte ein stundenlanger Beschuß mit schweren Waffen. Das war ihre Taktik. Erst wenn sich kein Widerstand mehr rührte, kamen die Panzer und in deren Windschatten die Infanterie. Uns, die wir weder Flugzeuge noch Panzer hatten, blieb nur die Flucht in Schluchten und Wälder. Laubwälder, um die Jahreszeit noch ohne Laub!

Bald hatte der Feind den ganzen Harz eingeschlossen. Wir saßen in der Falle. Genau am 20. April 1945 schnappte sie für uns zu. Wir befanden uns in einem Waldstück in der Gegend von Blankenberg im Ostharz. Der Spieß gab an diesem Vormittag - wie an des Führers Geburtstag üblich - noch schnell ein paar Beförderungen bekannt. Es war eine Stimmung wie bei einer Beerdigung. Auch diesmal ging ich wieder leer aus. So war ich also nach 4 Jahren Kriegseinsatz, davon lange Zeit als Funktruppführer, nur SS-Rottenführer; das ist Obergefreiter. Aber - was solls? Dann erhielten wir Jungen vom Funktrupp die Weisung, uns mit Panzerfäusten auszurüsten und vom Waldrand aus die auf der Talstraße anrollenden US-Panzer zu beschießen. Wir zogen zwar los, uns dann aber bald wieder zurück, weil wir nicht im letzten Moment noch unser Leben aufs Spiel setzen wollten. Niemand drohte uns mehr mit Konsequenzen. Stattdessen wurden wir in kleine Gruppen zusammengestellt. Wir nahmen unser Marschgepäck auf, ebenso die Gewehre, einer sogar ein MG und wir die Patronenkästen. Schlagt euch durch zur Elbefront! lautete der Befehl.

Wehrmachtsfahrzeug im Rußlandfeldzug

Zeichnung Feistauer 1950

Marsch durch den Harz

Die folgende Schilderung aus den Tagen des Kriegsendes widme ich meinem Kriegskameraden Otto Hargaßer in Eschenstraße 43, 8058 Erding-Pretzen, der mich nach zähem Forschen in diesen Tagen (des Jahres 1992) endlich aufgestöbert hat.

20. April 1945. Führers Geburtstag. Am späten Nachmittag machten wir uns zu viert von unserem Versteck bei Blankenberg aus auf den Weg in die Freiheit. Es war ein wunderschöner Sonntag. In den Wiesen blühten schon die Bäume. Wir liefen in Schützenreihe, also hintereinander, auf Waldpfaden, als sich uns plötzlich ein Wehrmachtsoffizier in den Weg stellte. Ein bayerischer Oberstleutnant war das. Wo wir denn hin wollten, fragte er. Haben Befehl, uns durchzuschlagen! gaben wir wahrheitsgemäß an. Nichts da! Ihr bleibt, bis ich wiederkomme. Der General muß geschützt werden. - Bei uns aber herrschte schon Endzeitstimmung, uns war der General nicht mehr wichtig. Für uns gabs nur einen Weg, den in Richtung Heimat! Also schlugen wir uns in die Büsche und hatten damit Glück. Auch Amiposten konnten wir erfolgreich ausweichen. Doch wir beschlossen bald, nur noch nachts zu marschieren, weglos stur nach Kompaß Richtung Süd. Des schwersten Gepäcks hatten wir uns schon entledigt, die Gewehre aber hatten wir noch behalten. Erst als wir nach weiteren kritischen Situationen noch diese weggeworfen und alle SS-Embleme von den Uniformen entfernt hatten, wagten wir es, am lichten Tag weiterzugehen. Nur rasch aus diesem Gefahrenbereich heraus! An tiefen Steinbrüchen zogen wir vorbei, überquerten Bäche und Flußläufe, stiegen durch unwegsames Gelände - immer nach Marschkompaß. Noch waren wir ja im Harz, aber wo genau? Deutschen Soldaten waren wir bis dahin nicht begegnet. Aber Spuren eines Feldlagers in einem verlassenen Steinbruch hatten wir entdeckt. Dort blieben auch wir einige Zeit. Es war einsam, nur Hundegebell ab und zu, wohl aus einem nahen Dorf. Eines Abends dann ein Rascheln, Schritte, und dann stand ein Mädchen vor uns. Es schien nicht einmal überrascht zu sein, uns hier vorzufinden. Hier habe sie schon einmal Soldaten getroffen und sie danach mit Essen versorgt. Unsere Vorräte waren aufgebraucht, und so nahmen wir ihre Hilfe gern an. Die junge Frau war auch der erste Mensch, den wir zur Kriegslage befragen konnten. Und sie erzählte uns auch, wie sich die Amis bei ihr zu Hause aufführten; daß sie die Beine auf den Tisch legen, gut essen und trinken, fast ständig Grammophon spielen und so weiter.

Uns hielt es hier nicht länger. Nach einem Nachtmarsch über Stock und Stein haben wir endlich den Südrand des Harz erreicht. Vor uns liegt frei das ebene Land. Ein Fuhrwerk, zwei Männer darauf. Ein Bauer von hier und sein Knecht, ein jugoslawischer Kriegsgefangener. Was er denn Neues wisse und ob wir noch Krieg haben? Er darauf: Behaltet ihr nur die Uniformen an. Der Ami ist bis zur Elbe vorgerückt, und der braucht euch noch gegen die Russen! Das war eine Parole, typisch für jene Zeit. Aber wir trauten ihr nicht und handelten gegen unsere Uniformstücke (beim Abgang von der Truppe hatten wir nur die besten Klamotten angezogen) Zivilkleidung ein. Eine brandneue Reithose und die zugehörigen Stiefel mußte ich hergeben für eine enge Röhrenhose, ein braten-

rockähnliches Gebilde von Jacke und ein Paar ausgelatschte Schuhe. Aber als wir später den schützenden Waldrand verließen, sahen wir total zivilisiert aus. Und jeder hatte ein landwirtschaftliches Gerät geschultert.

Im Dorf Urbach konnten wir an einem Hoftor die aktuellen Anordnungen des Oberkommandierenden Generals Eisenhower lesen. Unter anderem: 18 Uhr Sperrstunde! Es war schon bald so spät, also fragten wir nach einem Unterschlupf für die Nacht. Dem Bauern war das nicht geheuer; Waffen-SS und überhaupt. Erst um den Preis unserer Soldbücher bekamen wir Quartier in der Scheune für diese Nacht. Danach aber brachte uns der Bauer zu je zweien auf 2 anderen Höfen als Hilfskräfte unter, wo die Männer noch im Krieg waren. Von der Bauernarbeit hatten wir natürlich keine Ahnung, das merkten die Leute bald. Für uns war die Hauptsache: Essen und ein Dach überm Kopf. Das ging 8 Tage gut, dann eröffnete uns die Bäuerin, sie könne uns nicht länger behalten. Es wimmelte in der Gegend von entlassenen KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern, und es wäre nur noch eine Frage der Zeit, bis man uns bei ihr im Haus entdeckte. Wir mußten also weiterziehen. Die 2 Kameraden vom Niederrhein schlugen Kurs Westen ein, und wir beide, Otto und ich, liefen nach Süden. Inzwischen war Entscheidendes passiert. Hitler war tot (30. April) und das Deutsche Reich hatte an allen Fronten bedingungslos kapituliert (8. Mai). Nun waren viele ehemalige Soldaten unterwegs und wir fielen nicht mehr so auf. Trotzdem mieden wir Dörfer und Städte, wo es nur ging.

Auf einem Rübenfeld waren ein paar Leute mit Hacken an der Arbeit. Die fragten wir, auf welchem Wege wir am ehesten einer Festnahme durch Amis entgehen könnten. Sie wiesen uns nach einem Dorf abseits der Hauptstraße. Es war Thüringenhausen. Der Ort liegt in einer Talsenke. Am Dorfeingang wählten wir den linken Weg steil bergab und hielten auf einen Bauernhof zu. Davor war ein Gärtchen mit einer Wasserpumpe. An der Gartenmauer lehnte mit verschränkten Armen eine junge Frau und sah uns entgegen. Es war Friedchen Faupel, meine spätere Frau. Wir durften bleiben. Ich bei Faupels, mein Kamerad Otto gegenüber bei Ella Hoppe. Unsere militärische Laufbahn und der Krieg waren damit für uns zu Ende.

Der Krieg

Es ist die Tragik des Krieges,
Daß jeder in der Euphorie des Sieges,
Ob Freund oder Feind, glaubt, recht zu tun.
Nur die Toten, die da ruh´n, wissen um die Wahrheit.
Der Krieg kennt nicht Verlierer, noch Gewinner.
Die Menschheit zahlt ihn immer. Edith Ernst-Lobe

Als Kinder in den Krieg zogen

Schüler bei der Flak

Adolf Hitler am 30. Januar 1944: "…Die Garanten dieses Sieges sind heute nicht nur die Soldaten an der Front, sondern auch die Kämpfer in der Heimat..." Ein Jahr zuvor, am 27. Januar 1943 hatte die Reichsregierung „die Meldepflicht für Männer und Frauen zum Dienste der Reichsverteidigung" eingeführt. Als Mann galt ein Junge, wenn er sechzehn Jahre alt war. Schon am 15. Februar 1943 wurden die ersten Schüler höherer Schulen zur Flak eingezogen (berichtete eine Zeitung). Aus der Oberschule für Jungen in Hohenelbe rückten im September die ersten Schüler der Geburtsjahrgänge 1926 und 1927 ein. Als Luftwaffenhelfer traten sie in Berlin ihren Dienst an bei der Abwehr feindlicher Flugzeuge. Zu dieser Zeit kamen aus Hamburg Berichte über die Schrecken der Bombennächte. Bald griff das auf Berlin über. Im Oktober ging in der Schule eine Karte von dort ein mit dem kurzen, lapidaren Text: „Wir leben noch".

Dann geschah es: Von den 23 Schulkameraden starben fünf bei einem nächtlichen Luftangriff am 23. November 1943. Es waren **Josef Bensch, Karl Kowarsch, Helmut Lederitsch, Wolfgang Matzer, Konrad Willner.**

„Die Batterie Karolinenhöhe hat einen Volltreffer erhalten. Kommandogerät, Funkmeßgerät und Umwertung sind durch eine Luftmine zerstört worden; dabei fielen über zwanzig Soldaten, darunter fünf Luftwaffenhelfer aus Hohenelbe und sechs Berliner“, schrieb Luftwaffen-Helfer Karl Antosch später in nüchternem Meldejargon. - Fünf Särge standen eine Woche danach in der Aula der Schule. Es war der 5. Dezember, als sie inmitten eines endlosen Zuges von trauernden Angehörigen und Freunden und vielen, vielen Stadtbewohnern zum Friedhof gefahren wurden. Wir nur wenig Jüngeren spürten auf einmal, wie nahe uns der Krieg gekommen war.

Ein unfaßbares und unerbittliches Schicksal hat uns unsere hoffnungsvollen Jungen

Dezi **Bensch**, Karli **Kowarsch**, Helmut **Lederitsch**, Wolfgang **Matzer**, Konrad **Willner**,

Schüler der 6. Klasse der Oberschule f. J. in Hohenelbe, entrissen.

Sie fanden in der ersten Blüte ihrer Jugend am Abend des 23. November 1943 in Erfüllung ihrer Pflicht als Luftwaffenhelfer für Führer, Volk und Vaterland den Heldentod.

Nach ihrer Ueberführung in die Heimat geleiten wir unsere unvergeßlichen, lieben Jungen

am Sonntag, dem 5. Dezember, um 9.30 Uhr von der Oberschule aus

auf den Hohenelber Friedhof und betten sie in ihre geliebte deutsche Heimaterde.

In tiefer, stolzer Trauer:

Die Familien der Gefallenen.

Hochelsdorf, Hohenelbe, Pelsdorf, am 1. Dezember 1943.

Es müssen zwiespältige Gefühle gewesen sein, mit denen im Januar 1944, gerade sechs bzw. sieben Wochen später, weitere 14 Oberschüler des Jahrgangs 1928 in die Flak-Stellung in Berlin-Pankow fuhren. Der Jüngste, am Nikolaustag hat er seinen Geburtstag, war gerade 15 Jahre. Die ursprüngliche Norm war also aufgeweicht. Die Zeitschrift *Der gute Kamerad* beantwortete in diesem vorletzten Kriegsjahr die Frage „wie komme ich zur Heimatflak?“ so: „Im allgemeinen erst mit fünfzehn Jahren“.

Der Zeitungsartikel, von dem die Schlagzeile stammt, faßt zusammen: Insgesamt dürften es 200 000 Jugendliche der Jahrgänge 1926 bis 1928 gewesen sein, die ihre Klassen in Höheren und in Mittelschulen verlassen mußten und an der Heimatfront eingesetzt wurden. Über die Verluste gibt es keine genauen Zahlen - nach Schätzungen fanden einige tausend den Tod.

„Und die Zurückgebliebenen?“ fragt Karl Antosch in seiner Facharbeit *Jungen von der Flak* und meint damit die zu Hause Gebliebenen, nicht Eingezogenen. Er gibt selbst die sarkastische Antwort:

„Im Fähnlein 1/618 Bastelaktion für das Kinder-Winterhilfswerk. Rollende Hühner aus Holz und Farbe, Schiffe, Bälle aus Stoffresten... Die letzten Lieder 1943: *Ich armes welsches Teufli* und *Es hat sich ein Trömmlein gerühret.*

In der Schule fehlten die Leute, die während einer Turnstunde den Kanaldeckel auf dem Schulhof sprengten, die in Englisch aus Patronenhülsen ein tränengasähnliches Gemisch auf die Bänke fließen ließen, die am Schultor ein Schild anbrachten *Wegen Reparatur entfällt der Unterricht,* die in der Elbe größte Elbkugeln mit selbstgemachten Pülverchen sprengten, die mit uns die Weißbach durchstreiften. - In der Stadt fand das letzte große Parteifest des Jahres auf der Ehingerwiese statt, ernste Töne in der Rede des Kreisleiters: Gerüchte aus Hamburg... Demonstrationen nach Bombennächten...stimmt nur zum Teil... auch sonst nicht so schlimm...Sieg Heil! - Unterdessen wurden die Lager der Kinderlandverschickung immer voller. Wir dachten uns einiges, wenn die blassen, übernächtigen Kinder aus dem Rhein-Ruhrgebiet nach langer Fahrt aus den Zügen kletterten.“

Das geistige Leben in Hohenelbe

Unter diesem Titel schrieb einstmals Dr. Karl Wilh. Fischer über das Thema Literatur und geistiges Schaffen in und um Hohenelbe. Diesen wissenschaftlichen Aufsatz findet man in der Festschrift „400 Jahre Stadt Hohenelbe“. Das war 1933. Aus Fischers Arbeit stammen die meisten Details dieses meines Beitrags. Daneben liefern eine Dissertation von Frau Doktor Sturm, damals noch Dr.phil. Anna Lukesch, mit dem Titel „Die Stellung des deutschen Volkes im Riesengebirge zur Literatur“ und je ein Zeitungsartikel von Dr. Wilhelm Dienelt und von Alois Tippelt Einzelheiten zu den geistlichen Volksschauspielen im 18. Jahrhundert. W. F.

Frühe Spuren

Aus der Zeit vor 1700 gibt es Bruchstücke einer Sagen-, Lieder- und Spruchdichtung der Stadt. Aber auch an der Literatur der Bänkelsängerlieder und Moritatengesänge ist Hohenelbe beteiligt: „Ein Erbermliche und Erschröckliche neue Zeytung“ aus dem Jahr 1579 und das „Beurlaub-Lied eines armen Sünders“, das schon eine Generation vorher auf Märkten zu hören war. Musikalisches aus dem Jahr 1623 sind ein Weihnachtslied - „Mottet“ - des Schulmeisters Johann Klapperbein und etliche „Carmina“ eines Jakob Lochmann, welche beide dafür vom musikfreundlichen Magistrat der Stadt Hohenelbe mit einem Honorar bedacht wurden.

Gießdorf um 1530. Eine Zeichnung aus der Hohenelbe-Chronik von Richard Flögel

Dürftige Zeugnisse also aus einer Zeit, als in dem älteren Städtchen Arnau, fünfzehn Kilometer elbeabwärts gelegen, und im größeren Trautenau, das wie Arnau befestigte Stadt war und eine Lateinschule besaß, schon Bedeutendes geschrieben und gedruckt wurde. Aber der kleine Ort Gießdorf, oder wie er seit 1533 hieß, Hohenelbe, lag eben im nördlichen Winkel des Trautenauer Gaues. Ein hölzernes Kirchlein, eine Mühle, ein paar Eisenhämmer und dürftige Blockhäuschen waren der Bestand, den Christoph von Gendorf erwarb und mitsamt den rund 200 Bewohnern zur Stadt erhob.

Streitschrift aus der Reformationszeit, gedruckt zu Arnau anno domini 1525.

Titelseite des Hirtenspiels, in Hohenelbe 1762 aufgeführt

Kein Wunder also, daß dieses Städtchen noch zwei Jahrhunderte brauchte, bis Wohlstand und Bildung den Menschen dort zu geistigem und kulturellem Tun verhalf. So spricht eine 1803 in Wien gedruckte Schrift „Riesengebirge“ von „allerley Figuren, Tieren, Gebäuden, Spielsachen“, hauptsächlich Weihnachtskrippen - oft in kunstvoller technischer Ausführung - als Zeugnis für die Phantasie und das handwerkliche und künstlerische Können der Bewohner des Riesengebirges.

Mysterienspiele

Aus der Zeit vor dieser Erwähnung von kulturellen Merkwürdigkeiten unserer Heimat, nämlich etwa von den 30er-Jahren des 18. Jahrhunderts, ist bekannt, daß offenbar die Freude an Spielen, Festlichkeiten, an Theater und Schauspiel einerseits und die Schaulust des Volkes andererseits wesentlichen Anteil an der Entwicklung des geistigen Lebens in Hohenelbe hatten, und vieles davon war verbunden mit einem tiefen religiösen Sinn.

Auch die Musik wurde fleißig gepflegt. Eine Notiz im „Einzugsaktus“ berichtet zum Beispiel, daß 1759 ein Joseph Haydn als Kapellmeister im Schloß zu Hohenelbe vom Grafen Franz Xaver von Morzin „mit 300 fl. Jahresgehalt“ angestellt war.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts rückte die Pflege des geistlichen Volksschauspiels in den Vordergrund. Die Aufführungen lagen in den Händen der seit 1698 in Hohenelbe bestehenden Laienbruderschaft des hl. Scapuliers. So zum Beispiel das Passionsspiel mit dem langen Titel „Der göttliche Jonas Christus Jesus leidet freiwilligen Schiffbruch aus innigst treuer Lieb uns zu erlösen“. Es wurde am 16. April des Jahres 1762 - das war der Karfreitag - aufgeführt. Am selben Tag war abends in der Augustinerkirche ein Hirtenspiel mit „Einem Musikalischen Oratorio“ zu sehen und zu hören. Die Darsteller, wohl auch der fromme Dichter des Stückes, waren Mitglieder jener Bruderschaft.

Bei der tagsüber dargestellten Passion handelte es sich um einen Vergleich des Leidens und Sterbens Jesu Christi mit der Leidensgeschichte des schiffbrüchigen Jonas aus dem Alten Testament. „...denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde sein“, heißt es im Buch Jona. Bei der Aufführung wurden die Hauptdarsteller auf tragbaren Bühnen bewegt, während die übrigen Schauspieler zu Pferd nebenher ritten oder den Zug zu Fuß begleiteten.

Das Osterspiel des Abends mit dem ähnlich langen Titel „Der durch den bittersten Weeg des schmertzlichsten Leydens Sein Geliebtes Schaaf Mühsamst suchender Gute Hirt Christus Jesus“ wurde nicht durch analoge Bilder dargestellt, sondern nur musikalisch. Die Personen waren: Der Hirt (Basso), das Schaf als die irrende und schließlich erlöste Seele (Tenor) und dann die allegorischen Gestalten des Mitleids (Alto), des Schmerzes und der Liebe (Canto). Auch für dieses Spiel, das sein Vorbild in ähnlichen Volksstücken vom Guten Hirten gefunden hat, läßt sich kein Autor feststellen. „Wohl aber beweist es, wie lebensfroh und produktiv der Drang zur Darstellungskunst im Hohenelber Volke lebte“ - schließt daraus Anni Lukesch. Und dann läßt sie einen Zeitzeugen jener Tage zu Wort kommen.

Ein geistreicher Mann, Josef Leopold Wander von Grünwald, legte in seinem Familienbuche im Jahre 1820 seine Jugenderinnerungen nieder und berichtete dabei von einem Passionsspiel aus Hohenelbe, das er daselbst im Jahre 1770 gesehen hatte. Er weilte dort bei Verwandten zu Besuch. Die Wirkung des Spieles mag keine gewöhnliche gewesen sein, wenn sie mit einer solchen Klarheit im Gedächtnis eines alternden Mannes noch nach fünfzig Jahren wieder auflebt.

Jos. Leopold Wander schrieb: „Am meisten habe ich mich zu Hohenelbe auf die Osterwoche gefreut, denn die Zeit war nach der damaligen Sitte eine Art frommer Carneval. Es war, von Palmsonntag angefangen, alle Tage etwas vom Leiden Christi so dargestellt,

daß daran sozusagen alle Einwohner der Stadt Anteil genommen haben, unter welche die Rollen vom Stadtdechant verteilt worden waren. Daß wirklich das Volk tätig daran teilnahm, beweist das Personenverzeichnis, welches berichtet, daß den Heiland ein Schuster darstellte, der für seine jährlichen Leiden 20 fl. Bezahlung erhielt. Maria wurde von einer frommen Malerstochter gespielt, Maria Magdalena von einem gefallenen Mädchen und Veronika mit dem Schweißtuch mitsamt allen übrigen Personen weiblichen Geschlechtes von Bürgermädchen und Frauen. Die Rolle des Pilatus übernahm der Schloßdirektor. Die übrigen Beamten waren als römische Soldaten verkleidet. Die Apostelrollen erhielten der Schulmeister, der Meßner, die Kapläne der Stadtkirche und andere Honoratioren. Ein Glatzköpfiger stellte den Petrus, ein Rotköpfiger den Judas dar. Selbst der Pfarrer hielt es nicht unter seiner Würde, die Rolle des hohen Priesters in dem Spiele zu übernehmen.

Mit dem Palmsonntag begann das festliche Spiel. An diesem Tage hielt in aller Früh der Heiland mit seinen Aposteln auf einem Esel Einzug in die Stadt. Apostel und heilige Weiber umringten ihn in bunter Menge, mit Baumzweigen in den Händen. Aus vielen Häusern streute man Schilf und breitete Mäntel und Gewänder aus. Mit einem feierlichen Gottesdienst schloß für diesen Tag die Feier. Das Volk lebte und dachte sich so in die wunderreiche Zeit Christi hinein, daß es für die acht Tage alle Lebensgewohnheiten, sein ganzes Denken und Fühlen dieser Sache schenkte. Das Spiel wurde ihm zum Leben. Als Juden und Jüdinnen verkleidet trödelten während der ganzen Charwoche die Bürger tagsüber bei ihren Bekannten. In den nächsten Tagen spielte sich die hohe Leidensgeschichte des Heilands in den entsprechenden Gebäuden und in den Straßen ab. Montags bewirtete ein vermögender Weber in der Rolle des Nicodemus den Heiland, die Apostel und die heiligen Weiber mit einem Abendessen.

Diese Steinfiguren, Jesus und einen Engel im Garten Gethsemane darstellend, standen seit 1828 auf dem „Ölberg“ (heute: calvarie) in Hohenelbe. Im Sommer 1946 fällte ein Gewittersturm die alte Linde und zertrümmerte damit auch die Skulpturen.

Nachher ging die Gefangennahme Christi am naheliegenden Ölberg vor sich. Dem Malchus wurden anstatt des Ohrabschneidens Ohrfeigen zugedacht. Auch sah man tags darauf einen ausgestopften Judas an einer Weide hängen. Dienstag und Mittwoch wurde der Heiland im Volksgedränge aus dem Stadtgefängnis von Kaifas zu Pilatus geführt, wo er verhört wurde. Scharen Volkes begleiteten ihn. Am Donnerstag war die Geißelung Jesu. Nach dieser schmerzhaften Handlung führte man ihn aus dem Gefängnis, mit der Dornenkrone auf dem Haupte, ins Schloß und von hier in die Augustinerkirche, wo eine Messe gelesen wurde. Das Volk lebte so in den Heilandsgefühlen mit, daß es nun ebenfalls eine Geißelung seines eigenen Fleisches begann. Lange Züge sich geißelnder Menschen durchzogen die Stadt. Aber dies Ganze war doch nur ein Vorspiel zur Haupthandlung der Passion, die am Charfreitag begann. Zu diesem erhabenen Spiele kamen Leute aus der engeren und weiteren Umgebung; ja sogar schlesische Nachbarn trafen dazu ein. Der Vormittag verlief noch ruhig. Erst der Nachmittag brachte den Höhepunkt, die Kreuzigung.

Sie wurde mit einem festlichen Zug eingeleitet, eröffnet mit zwei schwarzen Fahnen und einigen römischen Soldaten. Darauf folgten sieben Kutschen, worin die sieben Todsünden symbolisch im Zeitgewande dargestellt waren. Zuerst fuhr der Wagen mit dem Geiz, der in Gestalt eines Greises auf einer Holzkiste saß. Hinter ihm hockte sein Verführer, der Teufel. Auf diese Gruppe folgte die Unkeuschheit, welche von einer überladen aufgeputzten Dame dargestellt wurde, der der Teufel einen Spiegel vorhielt. Die Völlerei wurde in Gestalt eines reichen Leinenhändlers dargestellt, dem der Teufel zutrank. Alle übrigen Todsünden sind ebenfalls in dieser symbolischen Art aufgezogen. Darauf folgte nun der Heiland, das Kreuz der sündenbeladenen Menschheit auf den Schultern. Juden umschwärmten ihn mit triumphierendem Geschrei. Die Begegnung der heiligen Frauen mit Christus und die Szene der heiligen Veronika folgten. Dieser feierlich ernst gestimmte Zug bewegte sich durch die Stadt auf den Calvarienberg, wo die Kreuzigung des Heilands lebensgetreu vor sich ging. Damit war der Höhepunkt der Passion erreicht und das Volk bereitete sich nun für das friedliche Ende vor.

Der Charsamstag wurde zum Jubeltag für die ganze Gemeinde. Die Auferstehung ging in der theaterartig ausgestatteten Kirche mit großem Gepränge vor sich. In dieser frohen Feststimmung kam das Spiel zu seinem Ende“. - Damit schließt der Bericht des Josef Leopold Wander von Grünwald.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts verschwanden diese Mysterienspiele aus dem Stadtbild. Als Erklärung gibt es drei Versionen: Die Laienbruderschaft wurde aufgehoben im Zuge der von Kaiser Joseph II. verfügten Säkularisierungsmaßnahmen, welche alle geistlichen Spiele, Prozessionen und andere Religionsbräuche untersagten. Denn allzu oft wurden diese mit schwerem Ernst vollzogen. So soll der tragische Tod eines Jesusdarstellers nach besonders wirklichkeitsnahen Mißhandlungen in Hohenelbe der Anlaß gewesen sein. Bei K.W. Fischer heißt es z.B.: „Am Donnerstag der Karwoche liefen durch die Straßen der Stadt junge und alte Männer, die in überreizter, allzu mystischer Versenkung in die

Leidensgeschichte Jesu sich zur Buße derart geißelten, daß das Blut bis an die Wände der Häuser spritzte und manche der Geißler ohnmächtig wurden.“

Hinter solchen „Verirrungen der Religionsausübung“ vermutet Karl Fischer einen „romanisch-jesuitischen Einfluß“, aber auch den „Ausdruck des mystischen Zuges der Bewohner“ Hohenelbes.

Zeiten des Aufschwungs

Doch auf Feste wollten die Hohenelber grundsätzlich nicht verzichten, trotzdem es eine „bedrohlich gärende Aufruhrzeit“ war. So z. B. 1789, den 23. Juni, wurde zu Ehren des Grafen Rudolf von Morzin und seiner Gemahlin Josepha ein „Freudenfest guter Unterthanen zum Empfang ihrer wohltätigen Herrschaft“ gefeiert. Der Tag schloß mit der Aufführung einer Oper „Das Blumenfest der Freya oder der berühmte Aprikosenbaum“. Text von Andreas Bradler, Musik vom Schulgehilfen Wenzel Erben, beide aus Hohenelbe.

Im 19. Jahrhundert, einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, entwickelte sich das geistige Leben Hohenelbes weiter, getragen von mehreren Vereinen und auch einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten. Von großer Bedeutung waren die zahlreichen Kupferdruckereien, die Kupferstecher und die Kunstmaler. Straßennamen zeugten noch bis 1945 von ihnen; vom Kupferstecher Konrad Wiesner, vom Maler Eduard Steffen z. B. Die Kablikstraße erinnerte an das Ehepaar Kablik.

Albert Kablik war seit 1805 Apotheker in Hohenelbe. Er forschte als Chemiker und Mineraloge und verstand es, sein Wissen in praktischen Nutzen für das heimische Handwerk und die industrielle Fertigung umzusetzen. Noch bedeutender war seine Frau Josephine, Tochter des Papierfabrikanten Ettel. In der Fachwelt wurde sie als die einzige pflanzenkundige Frau Österreichs gepriesen. Die Kabliks betrieben die Adler-Apotheke in der Hauptstraße nahe dem Kobereck.

Der Erforschung der Pflanzen- und Tierwelt des Riesengebirges widmete sich später - bis ins 20. Jahrhundert hinein – auch der 1857 in Harta geborene Viktor Cypers von Landrecy. Die durch ihn angelegten umfangreichen Sammlungen waren von hohem Wert.

Ein Förderer des allgemeinen geistigen Lebens um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert war der Hohenelber Lehrer Lamb. In öffentlichen Vorlesungen vermittelte er Bildung und Wissen. Sein Sohn, Johann Lamb, Justitiär in Forst, veröffentlichte u. a. 1830 eine „Beschreibung der Stadt und Herrschaft Hohenelbe“, das erste Werk über diese Stadt und ihre Geschichte.

Von Schauspielen in Hohenelbe im frühen 19. Jahrhundert wird berichtet, daß sie „im Glashause des gräflichen Schloßgartens, im herrschaftlichen Bräuhause, im Saal des zweiten Stockwerkes im Schlosse, im Rathaussaal, im Gasthaus Schwan, im Mohren, danach sogar in Steudlers Restaurationsgarten“ stattfanden. Der Musentempel für die Theaterkunst aber wurde und blieb bis zum Ende der deutschen Ära der Stadt der Saal des Schützenhauses. Aus der „Hohenelber Dilettantengesellschaft“, 1836 von Friedrich Lahr gegründet, wurde 1899 die „Liebhaberbühne“ als Ortsgruppe Hohenelbe des Bundes der Deutschen (BdD) in Böhmen. Unter der zielbewußten Leitung des Fabrikanten Willy Jerie wurde sie in den drei folgenden Jahrzehnten „die berühmteste von allen Dilettantenbühnen im Riesengebirge. Ihr Ruf drang am weitesten über die Grenzen der engeren Heimat hinaus“ (Fischer). Auch unter Jeries Nachfolgern Ritter, Roedl und Plech blieb die Liebhaberbühne ein wichtiger Träger und Förderer des geistigen Lebens in Hohenelbe.

Der ursprüngliche Saalbau des Schützenhauses, Foto aus dem Jahre 1896, J. Müller

Die Amateurschauspieler fanden schon bald ihre Entsprechung in dem 1836 vom Hohenelber Arzt Dr. Andreas Busel gegründeten Musikverein. Dieser begleitete manche Schauspiele mit Orchestermusik und gab auch eigene Konzerte der anspruchsvollen Art. Der Vokalmusik verhalf der Männergesang- und Musikverein „Liedertafel“ seit 1856 zu einem Platz im Hohenelber Kulturleben. Zu den Männern der Liedertafel gesellte sich rasch ein Damenchor. Vereint unter nacheinander etwa zehn Chordirigenten - unter ihnen auch Vinzenz Hampel, der „Blaue Berge, grüne Täler“ vertonte - weckte der gemischte Chor „in der breiten Masse der Hohenelber Bevölkerung immer mehr den Sinn für den edlen Gesang und die Musik“, schreibt Fischer.

In dem politisch und kulturell aufregenden Jahre 1848 gründete der Maler Alois Seifert mit einigen Gleichgesinnten den „Reichstag.“ Das war über Jahre hinweg eine Vereinigung, die für bürgerliche Freiheiten stritt und schwärmte und deshalb das Mißtrauen der Obrigkeit erregte. Aus diesem Zusammenschluß entwickelte sich 1862 die „Deutsche Lesehalle“. Bei der Bevölkerung der Stadt fand sie bald Anerkennung und regen Zuspruch. Sie hielt für ihre Mitglieder Zeitungen und Zeitschriften, schuf eine Vereinsbücherei und förderte so die geistige Bildung ihrer Mitglieder. Die bedeutendste Persönlichkeit der Lesehalle war der Bürgerschuldirektor Emil Weiß (gestorben 1908).

Blüte, Wandlung und Niedergang

Emil Weiß gründete auch das städtische Museum, welches dann 1920 mit dem des Riesengebirgsvereins vereinigt wurde. Letzterer war 1880 ins Leben gerufen worden, und auch er trug zur Entwicklung der kulturellen Szene in Hohenelbe bei. Der Riesengebirgsverein leistete als einziger Heimat- und Kulturverein schon vor der Jahrhundertwende gewaltige Arbeit. Er gab den Anstoß dazu, das Riesengebirge und nach und nach das gesamte deutsche Ostböhmen wissenschaftlich zu erfassen. Also gründete man 1883 ein eigenes Museum, dessen Sammlungen in den frühen Jahren verwaltet und vermehrt wurden durch Gustav Brath, Viktor Cypers von Landrecy und den schon vom Stadtmuseum erfahrenen Emil Weiß. Seit 1917 war Dr. Karl Schneider der Verwalter. Die parallel zu den Sammlungen angelegte Bibliothek - seit 1917 von Dr. K. W. Fischer betreut - wuchs über den Rahmen einer Riesengebirgsbücherei hinaus zu einer reichhaltigen Landschafts- und Studienbibliothek. Eng verknüpft mit ihr war das von Fischer und Schneider gemeinsam verwaltete Handschriftenarchiv. Von mehr als 2000 Urschriften und Abschriften schreibt Fischer im Jahr 1933; Dokumente, die bis ins 16. Jahrhundert und manche weiter zurückreichen.

Eine hervorragende literarische und wissenschaftliche Leistung war seit 1912 das Jahrbuch des Riesengebirgsvereins, anfangs von G.Barth, später von Schneider und Fischer

herausgegeben. Karl Schneider war ohne Zweifel einer der größten Förderer des geistigen Lebens von Hohenelbe in den knapp drei Jahrzehnten seit dem ersten Weltkrieg. Ihm stand zur Seite sein Lehrerkollege Karl W. Fischer. Durch Veranstaltung und Förderung ganzer wissenschaftlicher Vortragsreihen, einzelner informativer Abende, durch Ausstellungen von Werken der Mal- und Bildhauerkunst hat sich die Museumsleitung im Laufe der Jahre hohe Verdienste um die Kenntnis der Heimat erworben.

Ein anderer Verein, die „Deutsche Lesehalle“ verlor gerade in dieser Zeit viel von seiner einstigen Bedeutung für das breite Publikum. Er beschränkte sich mehr und mehr auf den engsten Vereinsbereich. Dafür entwickelte sich seit 1908 eine öffentliche Lesehalle, also eine Bücherei, die Zeitungen und Zeitschriften auslegte und Bücher verlieh. Diese von Frau Helena Spatzier umsichtig geleitete Einrichtung war offenbar ein geistiges Bedürfnis für viele Menschen in Hohenelbe und wurde entsprechend eifrig benutzt.

Mit dem Anschluß der Sudetengebiete an das Deutsche Reich im Oktober 1938 wurde für die Vereine und kulturtragenden Einrichtungen der deutschen Bevölkerung vieles anders. Sie wurden „gleichgeschaltet“ oder einfach aufgelöst, indem man sie in eine Organisation mit NS-Vorzeichen einbaute. Oder sie verloren - wie z. B. der Riesengebirgsverein - viel von ihrer Eigenständigkeit, und sie wurden von Parteifunktionären ständig beobachtet. Manches ließ sich auch vor die NS-Propaganda spannen. Dazu gehörte das Kino.

Filme vermitteln Unterhaltung, aber auch Bildung und Wissen (wenn auch nicht immer die Wahrheit), etwa durch „Fox - Tönende Wochenschau“ oder die als Vorspann zu den Spielfilmen gezeigten Kulturfilme. Apropos „tönend“ : Das Hohenelber Kino der Familien Lorenz und Weigend gab es seit 1928. Ab 1914 hatte man Stummfilme im Schützenhaussaal gezeigt. Das Ehepaar Kastner pflegte sie mit Klavier und Streichinstrument musikalisch zu begleiten. Das jetzt fast 80 Jahre alte Kinogebäude sieht äußerlich wie früher aus. Nur die Filmbilder in den beiden Schaufenstern kündigen heute Filme in tschechischer Sprache an.

Kinogebäude

Kinosaal

Nach dem 2. Weltkrieg - die Deutschen waren weg - diente der große Kinosaal auch für Konzert- und Theateraufführungen. Das war in den 50er und 60er Jahren. Später fanden solche Gastspiele meist im Saal des nahegelegenen Schützenhauses statt. Von einem örtlichen Instrumentalensemble oder einer Schauspielergruppe in der gegenwärtigen Zeit ist nichts bekannt. Doch es gibt Gastvorstellungen. Die hervorragend renovierte Augustinerkirche ist heute ein würdiger Ort für Instrumental- und Vokalkonzerte mit ernster Musik.

Im ehemaligen Augustinerkloster befindet sich das Riesengebirgsmuseum, seit 1966 unter der Verwaltung des Nationalparks Riesengebirge. Schon 1941 begann der damalige Museumsleiter Dr. Karl Schneider mit dem Umzug des Museums vom alten Domizil im sogenannten Bürgerspital bei der Kirche in das Kloster. Aber erst nach dem Krieg konnte sich das Museum allmählich wieder entfalten. Es beinhaltet naturwissenschaftliche, historische und völkerkundliche Sammlungen und eine umfangreiche Regional- und Fachbibliothek. Es zeigt ständig die ökologische Ausstellung „Stein und Leben“ und die historische Schau „Mensch und Gebirge“. Das Museum bringt aber auch vorübergehende Sonderausstellungen, sowohl im Kloster wie auch in den drei schmucken alten Holzhäuschen am Kirchenplatz.

Mit dieser Beschreibung von Kino und Riesengebirgsmuseum ist der Leser unvermittelt in der Gegenwart angekommen. Ja, heute stellt sich Hohenelbe, oder wie es jetzt heißt, Vrchlabí, als quicklebendiger Mittelpunkt des oberen Elbetales dar. Welche Spuren die nun wieder aufblühende Stadt künftig in der Geschichte hinterlassen wird, entzieht sich unserer Beurteilung.

Hohenelbe pflegte alte Theatertradition

Liebhaberbühne Hohenelbe des Bundes der Deutschen. Von Hans Goder

Hans Goder, 1887 in Niederhof geboren, 1911 an die Knabenbürgerschule in Hohenelbe berufen, seit 1938 deren Direktor. Hans Goder war in vielen Sparten des öffentlichen Lebens tätig, u.a. im Bund der Deutschen und als Zahlmeister und später als Obmann der „Liebhaberbühne“. Im Mai 1945 wurde Hans Goder verhaftet, Frau und Tochter wurden ausgewiesen.
Goder selbst war in Hohenelbe argen Demütigungen ausgesetzt und wurde im Dezember 1945 zu acht Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Diese Strafe mußte er vollständig verbüßen. Erst Anfang des Jahres 1954 konnte er zu seiner Familie gelangen.

Die nahezu fünf Zeitschriftenseiten der Goder'schen Fassung sind hier auf das Wesentliche gekürzt. WF

Die Bewohner von Hohenelbe fühlten sich von jeher zum Theaterspiel hingezogen. Zu planmäßigen Aufführungen kam es im Jahre 1836 durch die Gründung eines Vereines, der sich die Pflege der Schauspielkunst zum Ziele setzte. Er nannte sich „Dilettantengesellschaft" und verwandte die Einnahmen zu wohltätigen Zwecken, vor allem zur Unterstützung der Ortsarmen. Man spielte im zweiten Stock des herrschaftlichen Schlosses in Hohenelbe, dann nacheinander im Rathaussaal und in den Sälen der Gaststätten „Zum Mohren" und „Hotel Schwan". Nach 1870 fehlte es an einem tüchtigen Leiter. Nur hin und wieder einmal wurde Theater gespielt.

Eine Wendung zu reger Tätigkeit setzte zur Zeit der Gründung der Ortsgruppe Hohenelbe des Bundes der Deutschen ein. Der BdD in Böhmen verfolgte u.a. die Sicherung des deutschen Sprachgutes und förderte alle kulturellen Bestrebungen der deutschen Bevölkerung. Zu dieser Zeit war Willy Jerie, Sohn des Großindustriellen gleichen Namens, nach Beendigung seiner Studien im In- und Auslande nach Hohenelbe zurückgekehrt. Er hat die eingeschlafene Dilettantengesellschaft im Jahre 1899 zu neuem Leben erweckt, nun als „Liebhaberbühne der Ortsgruppe Hohenelbe des BdD".

Willy Jerie brachte die neue Liebhaberbühne zu Glanz und Ansehen. Den größten Teil seiner freien Zeit widmete er der Schauspielgruppe. Zu den Darstellern der Dilettantengesellschaft suchte er neue Kräfte, die er unermüdlich schulte und ausbildete und für das Spielen begeisterte.

Am 28. Oktober 1899 hob sich zum erstenmal der Vorhang der wiedererstandenen Liebhaberbühne. Mit dem Stück „Der deutsche Krieger" von Bauernfels trat Willy Jerie vor die Öffentlichkeit. Bald erkannte man, daß für die Schauspielkunst in Hohenelbe eine neue Blütezeit angebrochen war.

Die erreichten Erfolge spornten nun Willy Jerie zum technischen Ausbau der Bühne an. 1903 erweiterte man den Schützenhaussaal um eine stabile Bühne. Sie erhielt einen modernen Mechanismus, eine zeitgemäße Beleuchtungsanlage, eine Unterbühne, den Schnürboden und Garderoben für die Spieler. 1904 kam es auf der neuen Bühne zur ersten Klassikeraufführung: „Wilhelm Tell" von Schiller. Fünf ausverkaufte Häuser mit Besuchern aus der nahen und weiten Umgebung.

Jerie ließ den Bühnenvorhang, viele Prospekte (Bühnenhintergrund) und Dekorationen (Kulissen) in Wien herstellen. Weitere Dekorationen und Prospekte schufen in späteren Jahren Malermeister Franz Zemann und der akademische Maler Fritz Hartmann aus Niederhof. 27 Jahre leitete Willy Jerie die Liebhaberbühne. Jahr für Jahr wurden jeweils 5 Stücke mit mehreren Aufführungen gespielt, von Schiller, von Goethe, von Kleist und Hebbel. Anzengruber spielte man am häufigsten, aber auch Schönherr und Gerhart Hauptmann. Dabei wirkten wiederholt Berufsschauspieler in den führenden Rollen als Gäste mit. Um nur die bekanntesten zu nennen: Adele Sandrock, Hugo von Waldeck, Hans Fink-Finger, ein Hohenelber, der Regisseur am Königlichen Schauspielhaus in Potsdam war, und Hofschauspieler Hans Marr vom Burgtheater in Wien.

Eine gewaltige Kraftprobe war die Aufführung des „Faust 1. Teil“ im Herbst 1908. Schon nach 6 Wochen konnte das Stück gespielt werden. 104 Personen wirkten mit: 40 Einzeldarsteller, 28 Sänger und Musikanten, 20 Statisten und 16 Mann technisches Personal.

Das letzte Stück, das Willy Jerie im Juni 1926 auf den Stufen der Hohenelber Dekanalkirche zur Aufführung brachte, war „Totentanz“ von Berkow-Gumkel-Seiling. Bald darauf, am 14. Oktober 1926, starb Willy Jerie, erst 49 Jahre alt. Mit seinem Tode entstand in der Künstlerschar eine schier unausfüllbare Lücke.

Ihn zu ersetzen, schien unmöglich zu sein. Nur durch das Zusammenwirken aller, durch Aufteilung der Arbeit, die bis dahin Jerie allein geleistet hatte, wurde es geschafft. Franz Ritter wurde nun Obmann des Theaterausschusses und Leiter der Liebhaberbühne. Die Regie besorgten er und fünf weitere Herren.

Das Interesse an wertvoll literarischem Theater ließ nach. Das Lichtspiel (Kino) nahm an Bedeutung zu. Die Theaterleitung mußte eine Umstellung des Spielplanes gegenüber früher vornehmen. Trotzdem wurden in den Jahren 1927 bis 1936 immerhin 31 Stücke gespielt, 1933 z.B. aus Anlaß der 400-Jahre-Feier der Stadt Hohenelbe „Wallensteins Lager. Hervorzuheben sind auch die Weihnachtsmärchenspiele, die in diesem Zeitraum meistens alle zwei Jahre im Monat Dezember gegeben wurden. 1935 „Peterchens Mondfahrt“, bis zu acht Vorstellungen, und jedes Stück brachte einen Reingewinn von 5000 Kronen. Die Tanzgruppen, die in den Märchenspielen auftraten, waren von der Kindergärtnerin Laura Müller und von Frau Trude Kratzer einstudiert worden. Die Musik leiteten Viktor Kastner oder Berthold Spatzier. Die Bühnenbilder, auch bei allen anderen Stücken, waren mit sehr viel Geschick von Theatermeister Hans Klaus zusammengestellt. Selbst Landesbühnen konnten ihren Besuchern kaum Besseres bieten.

1936 - hundert Jahre seit der Gründung der Dilettantengesellschaft! Das war Anlaß zu einer Ausstellung „100 Jahre Liebhaberbühne in Hohenelbe“ im Sitzungssaale des Rathauses. Sie wurde 1937 im Reformrealgymnasium den Besuchern des Bundesfestes in Hohenelbe noch einmal dargeboten. Danach kam das gesamte Material in das Hohenelber

Riesengebirgsmuseum. Zu diesem Bundesfest hatte die Stadt viele tausend Besucher aus dem sudetendeutschen Raume. Die Liebhaberbühne spielte „Die versunkene Glocke“ von Gerhart Hauptmann mit Hans Marr als Gast, mit vollem Erfolg.

Für den Herbst 1938 hatte man „Wilhelm Tell“ geplant, aber infolge der politischen Wirren kam es nicht zur Aufführung. Mit dem Anschluß des Sudetenlandes an das Deutsche Reich endete für die Liebhaberbühne wieder ein Abschnitt mit großen künstlerischen Erfolgen. Seit 1929 war Fritz Plech der Obmann und Spielleiter.

Nach dem Oktober 1938 wurde der Bund der Deutschen mit seinen vielen Ortsgruppen und Liebhaberbühnen aufgelöst, das Vermögen wurde eingezogen, und die Bühnen, welche weiterspielen wollten, wurden den Dienststellen „Kraft durch Freude“ eingegliedert. Die Liebhaberbühne Hohenelbe machte die größten Anstrengungen, ihre Selbständigkeit sicherzustellen. Der Hinweis auf ihre kulturellen Leistungen in den letzten 40 Jahren und lange Verhandlungen verhalfen dazu, daß dem Antrag schließlich stattgegeben wurde. Die Bühne hatte ihren Namen in „Grenzlandbühne“ zu ändern und erhielt den Auftrag, die Stücke, welche in Hohenelbe gespielt wurden, auch in anderen Orten des Grenzgebietes zu spielen. Nun konnte im Herbst 1939 der Theaterbetrieb wieder aufgenommen werden mit „Görz, Kanzler von Schweden“ von Franz Höller. Es war das letzte Stück, in welchem Fritz Plech die Regie führte.

Am 22. Januar 1940 hat ihn der Tod ereilt, völlig unerwartet. Zehn Jahre war Plech als Obmann und Spielleiter tätig gewesen. Die Grenzlandbühne verlor mit ihm ihren besten Regisseur nach dem Tod von Willy Jerie.

Die NS-Organisation „Kraft durch Freude“ hatte u.a. die Aufgabe, in allen Orten, in Städten und Dörfern, Unterhaltungsabende zu veranstalten. Spielabende von Rochlitz bis Schatzlar, das wäre für die Grenzlandbühne ohne Hilfe nicht machbar gewesen. Darum erklärte sich die Dienststelle bereit, alle Vorarbeiten an den Aufführungsorten zu übernehmen und der Grenzlandbühne für jedes Stück ein Honorar zu zahlen. So kam es zu Theaterabenden in Trautenau, Hermannseifen, Huttendorf, Jablonetz, Lampersdorf bei Schatzlar, Arnau und Parschnitz. Die Auswahl der Stücke erfolgte wie früher, gewissenhaft und oft nach langen Beratungen im Vorstand.

Seit Herbst 1939 herrschte Krieg. Allmählich bestand keine Möglichkeit mehr, ein Stück zu besetzen. Der Theaterbetrieb mußte 1943 eingestellt werden. Was wir damals nicht ahnten - für immer. Denn die Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat bedeutete auch das Ende der Liebhaberbühne Hohenelbe.

Mit hoher Präsidial-Bewilligung

wird von der hiesigen Dilletanten-Gesellschaft

heute d. 4. April 1836 aufgeführt.

Der Leinweber,

Schauspiel von Kotzebue.

Personen:

Herr Stackel ein reicher Lieferant. Hauffe

Minchen seine Nichte. Ottilie Ettel

Sekretair Gustav Hiller. Ant. Fischer

Thomas Hiller sein Vater, ein Leinweber. Lahr

Klappfuß Verwalter auf Stackels Gütern. Jos. Finger

Diesem folgt:

Die Zerstreuten

Posse in einem Akt von Kotzebue.

Personen:

Der Major von Staubwirbel } pensionirte Invaliden. Lahr

Der Hauptmann von Mengkorn } pensionirte Invaliden. Jos. Finger

Charlotte des Majors Tochter. Lotti Kühne

Karl des Hauptmanns Sohn. A. Fischer

Der Anfang ist Schlag 7. Uhr.

Der Schauplatz ist im obrigkeitlichen Schloße.

Erster Theaterzettel

***Liebhaberbühne** – das war zur Zeit unserer Urgroßeltern ein Gattungsbegriff, keineswegs der Eigenname einer bestimmten Schauspielergruppe. Die "Liebhaberbühne" hatte die "Dilletantenbühne" abgelöst, seit man bestrebt war, nur rein deutsche Wörter zu gebrauchen, zumindest bei uns im böhmischen Grenzland war das so. Heute sprechen wir von Amateurbühnen. Das Französische stört uns nicht mehr. Aber damals hatte man ein "völkisches Bewußtsein", da zitierte man in Hohenelbe z. B. gern einen Gymnasialprofessor, der gesagt haben soll: "Ich wünsche prinzipiell keine Fremdwörter".*

Deshalb also die " Liebhaberbühne". Davon gab es sogar zwei in Hohenelbe! Im Jahre 1953 war in der „Riesengebirgsheimat" zu lesen:

Erinnerungen an die Liebhaberbühne des kath. Arbeitervereines in Hohenelbe
von Franz Mahrla, Friseur in Oberhohenelbe

Hier der stark gekürzte Bericht:

Was ich schreibe über ein durch beinahe 50 Jahre bestandenes Unternehmen, soll nicht gänzlich der Vergessenheit anheimfallen.

Der katholische Arbeiterverein war im Jahre 1894 ins Leben gerufen worden. Zu jener Zeit bestand in Hohenelbe schon lange Jahre eine Dilettantenbühne, die unter dem späteren Namen „Liebhaberbühne der Ortsgruppe Hohenelbe des BdB in Böhmen" schönste Erfolge erzielte und große Triumphe feiern konnte. Das weckte im „Vergnügungsausschuß" des Arbeitervereins den Gedanken, eine eigene Spielgruppe zu gründen.

Im ersten Vereinsheim „Hotel zum Mohren" wurde in dem großen Tanzsaal eine ganz primitive Bühne aufgestellt, auf welcher Couplets, Duette, Soli und Duoszenen, ernste und heitere Lieder und Vorträge zur Erheiterung der Mitglieder und Gäste an den periodisch vom Verein veranstalteten Vereinsabenden dargeboten und von Chordirektor Spiller am Klavier begleitet wurden.

Im Jahre 1898 wurde das Gasthaus an der Eisernen Brücke, welches der Gastwirt Zirm in Pacht hatte, zum Vereinsheim. Und als ich 1904 nach dreijähriger Dienstzeit bei der k.u.k. Armee nach Hause kam, war der katholische Arbeiterverein inzwischen Besitzer des Gasthauses „Wiener Neustadt" in Hohenelbe geworden und hatte somit sein eigenes Vereinsheim. Bald wurde dort ein großer Tanzsaal angebaut mit genügend Platz für eine tranportable Theaterbühne. Diese mußte nach den Vorstellungen aber jeweils abgebrochen werden.

In der Volksspielkunst wurden wir jetzt etwas dreister. Ein- und Zweiakter an den Vereinsabenden und an separaten Theaterabenden längere Volksstücke, Schwänke und Lustspiele. Zu dieser Zeit wurde unsere Laienspielgruppe bedeutend verstärkt und wirkte fortan unter dem Namen „Liebhaberbühne des katholischen Arbeitervereines in Hohenelbe“. Mir wurde die Spielleitung übertragen. Vereinsobmann war Josef Möhwald. Technisches Personal fehlte. Noch mußten sich die Darsteller um den Aufbau der Bühne, der Dekoration und um alle Requisiten selbst kümmern.

So blieb es bis zum Jahre 1925. Da nämlich beschloß der katholische Arbeiterverein, eine neue massive Bühne mit Schnürboden und Garderoben und den notwendigen technischen Einrichtungen zu bauen. Das alles wurde von der Baufirma Schultze & Brath binnen sechs Monaten fertiggestellt.

Um diese Zeit konnte man Frau Marie Schrimpl für unsere Bühne gewinnen, eine hervorragende Darstellerin der Mutterrollen. Auch ihr Sohn, Herr Dr. jur. Hubert Schrimpl entfaltete ein besonderes Talent als ihr würdiger Partner in verschiedenen Rollen. 1927 übernahm Frau Schrimpl die Spielleitung. Damals feierte ich als ältester Spieler mein 30jähriges Bühnenjubiläum in der Rolle als Landovsky im Schauspiel „Zirkusleute“ und wurde mit zahlreichen Ehrungen und Geschenken bedacht.

Als im Jahre 1938 die deutschen Truppen in den Sudetengau einzogen, fand die Volksspielkunst ein jähes Ende, besonders die des katholischen Arbeitervereines. Der nämlich hatte viele Feinde, welche nun ihren Haß auf alles „Schwarze“ ungezügelt entfalten konnten.

Wer in der Schauspielkunst schafft, dem fehlt etwas, wenn er sie plötzlich nicht mehr ausüben darf. Euer Franz Mahrla, Friseur in Oberhohenelbe

Wir wollen wieder Christen sein !

Wir wollen wieder Christen sein!

Franz Eichert.

Hört, von den Bergen tost der Hall
Und bricht sich fern wie Donnerschall;
Hoch wie ein Wetter bricht es los
Und ringt sich aus der Tiefe Schoss
Und springt aus qualbefreiter Brust
Hervor mit neuer Hoffnungslust;
Es braust der Ruf, stimmt alle ein:
„Wir wollen wieder Christen sein!"

Dem Feind zur Wehr und Gott zur Ehr
Schwillt wogenbrandend wie das Meer
Der Ruf — da schlägt in Lust und Schmerz
Manch längstverstorbnes Christenherz!
Und aus der Seele tiefbewegt
Entquillt, was lang nur still gehegt
Im Herzen war — stimmt alle ein:
„Wir wollen wieder Christen sein!"

Es braust der Donnerruf und braust,
Bis allen Christenfeinden graust,
Den Feinden, die des Kreuzes Hort
Uns raubten gern mit Schrift und Wort;
Sie fühlens, Männer sind erwacht
Zur Abwehr heiger Niedertracht;
Das Raubzeug wittert Morgenschein —
Auf, lasst uns wieder Christen sein!

Ja, ruft es alle, Mann für Mann,
Lasst draussen, was nur draussen kann
Den Weckruf, der die Herzen weckt,
Den Siegruf, der die Feinde schreckt;
Und wo man Trug und Lüge spürt,
Wo Volks- und Gottesbass sich rührt,
Da schlage siegend es darein:
„Wir wollen wieder Christen sein!"

Welch kämpferischer Ton für Christen! Wo bleiben denn da Friedfertigkeit und Gewaltlosigkeit? Aber bekanntlich kann der Bravste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Die bekennenden Christen waren schon um die Jahrhundertwende in Bedrängnis geraten. Die „Los von Rom Bewegung" in Böhmen führte dazu, daß Deutsche gegen Deutsche auftraten. Gut katholisch zu sein war unvereinbar mit gut deutsch.

Nach zehn Jahren war das etwas abgeflaut und ein friedliches Nebeneinander von Katholiken und Freidenkern wäre möglich gewesen. Inzwischen mußten nämlich die deutschnationalen Parteien eine Front gegen die internationale Sozialdemokratie bilden, welche ihrerseits aber immer mehr in Feindschaft gegen alles Christliche geriet.

Allerdings galten auch noch anno 1911 und 1912 die Katholiken und Christlichorganisierten bei der übertrieben nationalen Jugend nicht als vollwertige Deutsche, beschimpfte man doch am Verbandstag in Arnau im Jahr 1911 den ersten christlichsozialen Reichstagsabgeordneten Dr. Jerzabek als Schandfleck Böhmens. Die Tagungsteilnehmer verhöhnte und bespuckte man auf ihrem Weg zur Kirche. Ähnliches passierte 1912 in Hohenelbe bei der 10Jahre-Feier der katholischen nichtpolitischen Vereine der Deutschen Nordostböhmens.

Nach dem politischen Umsturz 1918 rissen in Böhmen-Mähren die Glaubens- und Kirchenfeinde die Macht an sich. „Unter Masaryk setzte eine vehement anti-katholische Bewegung ein und seine Worte: Wir haben mit Wien abgerechnet, wir werden auch mit Rom abrechnen! wurden zur Richtschnur der Kirchenpolitik des neuen Staates. Eine gewaltige Abfallbewegung unter den tschechischen Katholiken war die Folge. Ihr Vorbild Masaryk war bereits 1880 aus der katholischen Kirche ausgetreten und Protestant geworden“. (Inge Leingärtner).

Und der Staatspräsident sprach auch das Wort: „Die Katholiken werden jenes Recht haben, das sie sich erkämpfen.“ Das heißt doch, ohne Kampf verlieren sie jedes Recht.
Aus dieser Situation heraus und mit dem Vokabular der Zeit ist der Ruf nach einem Wieder-Christ-sein geschrieben.

Herrgots=Rost.

Su long noch om Waghe a Kerchla wu stieht
Un drenna vürm Alter a Oellampla brieht,
Kehr ei du on tu drenn a Wella vertun:
Wast sahn boll, wie schien ma beim Herrgot kon ruhn!

P. Meinrad.

Wer sich mit dem Arnauer Dialekt schwer tut,
lese die Übertragung ins Schriftdeutsch:

Herrgotts-Rast

So lang noch am Wege ein Kirchlein wo steht
Und drinnen vorm Altar ein Öllämpchen brennt,
Kehr ein du und tu drin eine Weile vertun:
Wirst sehn bald, wie schön man beim Herrgott kann ruhn.

Aus der Geschichte der Post in Hohenelbe

In der Heimatkunde des Hohenelber Bezirkes von 1915 gibt es einen Beitrag von Franz Josef Jirasek mit dem Titel *„Das Post-, Telegraphen- und Telephonwesen.“* Daraus stammt das hier wiedergegebene Wissen.

Bei uns in Böhmen wurden die ersten Postverbindungen durch eine reitende Post von Wien nach Prag i. J. 1526 ins Leben gerufen. Im Mittelalter und bis zum Habsburgerkaiser Karl VI., dem Vater der Maria Theresia, hatten nur Städte und Herrschaften eine eigene Post. Nach der Postordnung unter Karl VI. war sie dann landesfürstliches Reservatrecht. Maria Theresia ordnete die Übernahme des Postwesens in Staatsregie an. Danach waren die nächsten für unsere Heimat in Betracht kommenden Postämter Jaromiersch und Trautenau.

Besonders die Herrschaften verfügten jederzeit über die erforderlichen Boten für mündliche und schriftliche Nachrichten, sodaß der Briefverkehr der Post damals ein äußerst geringer war. Es war deshalb nur eine Fuß- oder eine Reitpost, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts an gewissen Tagen verkehrte. Erst mit besseren Straßen entwickelte sich eine geregelte Fahrpost zur Beförderung von Paketen, Briefen und auch Personen.

Unter Josef II. wurde die Leitung des Postwesens der „Allgemeinen Postkammer“ übertragen. Die erste Postwagenfahrt von Wien nach Deutschland richtete i. J. 1749 ein Freiherr von der Lilien ein. Aufnahme und Abgabe der Pakete und Briefe hatte nur auf den „Poststationen“ zu erfolgen, die auch die Bezeichnung „Briefsammelstellen“ führten. Solche sollten nach der Vorschrift Kaiser Josefs II. im Umkreise von mindestens 3 Stunden in jedem größeren Orte errichtet werden. Sie wurden nur vermögenden Hausbesitzern an der Verkehrsstraße verliehen. Diese waren verpflichtet, stets eine größere Anzahl von Pferden bereit zu halten. Gewöhnlich vererbte sich das Amt eines Postmeisters vom Vater auf den Sohn. Ein solches erbliches Postamt besteht noch heute (1915) in Neu-Paka. Man sucht es durch eine entsprechende Abfindungssumme zurückzukaufen.

Seit 1838 war das Monopol der Fahrpost über die Frachtenbeförderung aufgehoben, und es gab einen bedeutenden Wagenfrachtverkehr. In diese idyllische Zeit der Fuhrleute und Posthornklänge brachte die Erfindung der Lokomotive und die Schaffung von Bahnlinien nach und nach eine große Veränderung. Das zur Blüte und Wohlhabenheit gelangte Fuhrmannswesen und die voluminösen Postwagen wurden allmählich verdrängt.

In Hohenelbe ist erst i. J. 1837 eine selbständige Postanstalt unter dem Namen einer k. k. Briefsammlung errichtet worden. Zuvor bestand schon eine rege Postverbindung mit dem an der Schlesischen Straße gelegenen Postamte in Ols (Neuschloß bei Arnau). Diesem Postamte war damals Hohenelbe als Briefkollektur zugewiesen. Jeden Tag wurde ein Fußbote dahin abgefertigt.

Poststücke und Stempel aus fünf Jahrzehnten

Die nunmehr Hohenelbe eigene Post wurde zunächst von einem Postmeister geleitet, 1892 aber in ein k. k. Ärarial-Post-und Telegraphenamt umgewandelt und war im Hause Nr. 177, Hauptstraße Nr. 66, danach gegenüber im Rathause untergebracht. Seit 1899, im November, hat die Hohenelber Post ihr eigenes Amtsgebäude, Hauptstraße 22.

Dem Hohenelber Postamte ist nur das Stadtgebiet zugeteilt. - So weit die Beschreibung aus der alten „Heimatkunde“ von 1915.

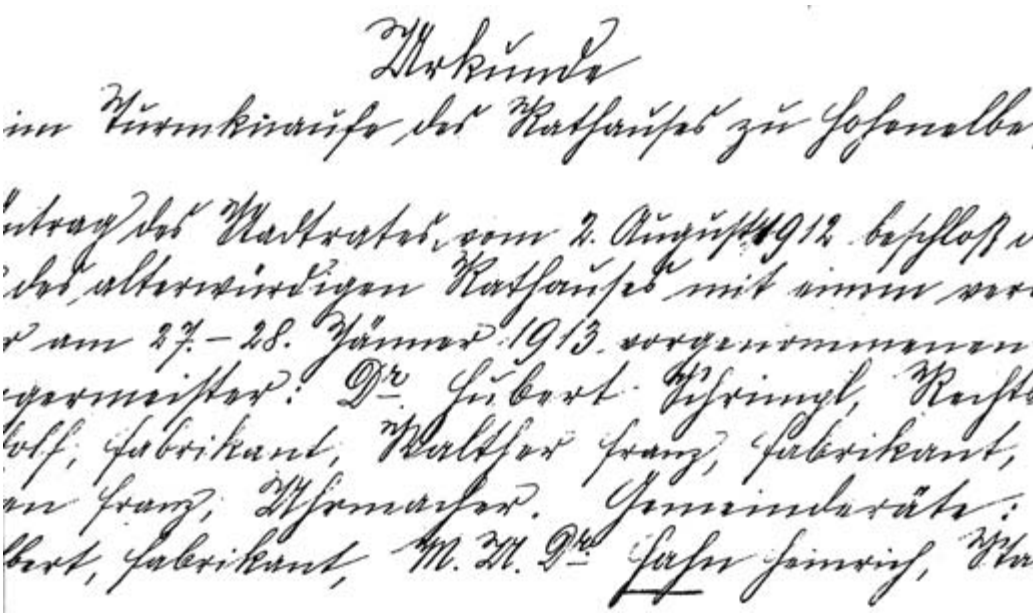
Der erste Omnibus - auf dem Kühler die Nr. 1 - beförderte Reisende von Hohenelbe nach Spindelmühle. Gleichzeitig nahm er die Post mit (vor 1910).

Heute ist das Postamt der Česká pošta im gut restaurierten Amtsgebäude an der Hauptstraße Nr. 22. Vrchlabí ist nach dem Kriegsende um die Nachbargemeinden Oberhohenelbe und Harta gewachsen. Es gibt jetzt also ein Vrchlabí 1 (Postleitzahl 54 301), ein Vrchlabí 2 (-302) und ein Vrchlabí 3 (-303).

Poststücke und Stempel aus fünf Jahrzehnten

Hier wird der unter Tschechen beliebte Schlachtruf "pravda vitězí" polemisch verwendet

Ur – Kunden



Urkunde, hinterlegt im Turmknaufe des Rathauses zu Hohenelbe am 9. August 1913.

Im Jahre 1913 erfolgte " die Erneuerung des altehrwürdigen Rathauses" unter Bürgermeister RA Dr. Hubert Schrimpl. Die Stadt hatte damals (nach Volkszählung von 1910) 594 Häuser und 7048 Einwohner. 10% waren Tschechen. Bei der Öffnung des Turmknaufes wurden 2 Urkunden, die eine von 1801, die andere von 1859 in einer Weißblechhülse vorgefunden. In dem **Dokument von 1801** steht:

"Im Namen der allerheiligsten unzertheilten Dreyfaltigkeit Gottes,
des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Jedermann seyn kund, und zu wissen, besonders unseren werthesten Nachkömlingen, denen wir den göttlichen Seegen und Heils Wohlfahrth von Herzen anerwünschen, daß unter Gottes Beystande, heunte den 31.ten August 1801 ein neuer Knopf durch die erworbene Geschicklichkeit des jungen Klempfer Meisters, in der besten Blüthe seiner jungen Jahre, H. Joseph Lamb, Sohn des dermal regierenden Herrn Bürgermeisters Konstantin Lamb, auf den hierstädtischen Rathhauß Thurm feyerlichst aufgesetzet, und auch von ihm selbst verfertiget wurde, weil der alte Knopf in rauher Winterszeit, und zwar im Monath Februar 1801 bey einem der heftigsten Sturmwinde, in der Nacht samt der Spille herunter gefallen war."

Es folgt eine lange Reihe von Namen geistlicher und weltlicher Herren und der am Bau Beteiligten. Unterzeichnet haben Konstantin Lamb, Bürgermeister, die Magistrats Räthe Johann Christoph Alois Vetter und Karl Augustin Kießling, der Bürgerliche Rath Joseph Hartmann und zwei städtische Amtspersonen, der Kanzellist Joseph Graf und der Raths Practicant Anton May.

Urkunde, datiert vom 20. Oktober **1859. "Unseren Nachkommen.".**

Aus dem Inhalt: Die Renovierung des Rathausturmes wurde im Oktober 1859 vollendet. Zu der Zeit „regierte im Kaiserthume Österreich Se. k. k. apost. Majestät, der allergnädigste Kaiser Franz Josef I."

Hohenelbe hat seit dem Jahre 1840 kein Schulgebäude, weil das alte hölzerne, auf dem Kirchenplatz gestandene Schulhaus „eingegangen ist und abgetragen wurde. Die Schule mußte inzwischen in den Zellen des Klostergebäudes der Augustiner untergebracht werden, bis dann im Jahre 1858 das städtische Spitalgebäude bei der Kirche einstweilen zur Unterbringung der Schulklassen hergerichtet worden ist. Im Kloster leben jetzt drei Konventualen."

Die Stadt wurde „gemäß h. Statthaltererlasses vom 29. Oktober 1853 zur freien Stadt erhoben und zählt gegenwärtig 360 Häuser mit 3346 Einwohnern." Außerdem Niederhohenelbe (der Stadt zugeteilt) 116 Häuser und 932 Einwohner.

Die Linnen- und Baumwollindustrie ist in den letzten Jahren sehr zurückgegangen, ebenso die Papierfabrikation. Dagegen entstanden hier und in Oberhohenelbe zwei bedeutende Flachsgarnspinnfabriken, zusammen mit 11000 Spindeln, und in Niederhohenelbe eine Baumwollspinnerei mit 7000 Spindeln.

„Die Renovierung des Thurmes wurde durch den Zimmermeister Josef Priesel und den Klempfnermeister Anton Seidel aus Hohenelbe ausgeführt.

Hohenelbe am zwanzigsten Oktober Ein Tausend Achthundert Fünfzig neun." Es folgen die Unterschriften eines k. k. Bezirksbeamten, des Bürgermeisters Alexander Kostial, eines Gemeinderats Friedrich Lahr und die von Dechant Mahrle.

Über ein halbes Jahrhundert später, 1913, wurde die dritte Urkunde verfaßt, handgeschrieben von Gusti Knoll, der Gattin des Stadtbaumeisters. Ausführlich wird darin die Zeitsituation im großen wie im kleinen dargestellt. So erfahren wir u. a. daß man das Schulwesen seit 1859 sehr verbessert hatte: Da waren das Gymnasium, die Fachschule für Weberei, je eine 3-klassige Bürgerschule für Knaben und Mädchen und entsprechende 4-klassige Volksschulen, eine gewerbliche Fachschule, ein Kindergarten.

„Die Bewohner Hohenelbes sind außerordentlich betriebsam, wovon die zahlreichen Industrien zeugen.“ Die Aufzählung ist, wie schon gesagt, sehr, sehr umfangreich, weshalb sie hier weggelassen ist. Doch „von den bedeutendsten Weltgeschehnissen zu erwähnen ist der seit Oktober wütende Krieg der vier Balkanstaaten Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro, die sich verbündeten gegen die Türkei. ...Diese wurde in allen Schlachten geschlagen, Adrianopel eingenommen. ...Die hochgespannte politische Lage hatte für unsere Monarchie ernste militärische Vorbereitungen zur Folge und bescherte dem Staatshaushalte enorme Auslagen.

In Böhmen wurde im Monat Juli 1913 die Landesverfassung aufgehoben und zum Präsidenten der Verwaltungskommission Graf Schönborn vom Kaiser ernannt. Durch die Besetzung der maßgebenden Referentenstellen mit tschechischen Beamten fühlen sich die Deutschen benachteiligt. Im Jahre 1913 zahlte man für den Arbeitstag einem Maurer Kr. 3,40 - 4,40, einem Handlanger Kr. 2,60 - 3,20. Der Webertaglohn war Kr. 1,60 - 3,00 (!) Es kostete: 1kg Rindfleisch 2 Kronen, 100 kg Weizen 20 Kronen.

Bei der Erneuerung des Rathauses arbeiteten: Stadtbaumeister Hans Knoll als Bauleiter, Friedr. Pilz als Architekt und Baumeister, Johann Erben als Polier. Die Handwerksmeister kamen mehrheitlich aus den benachbarten Gemeinden. Ausnahmen Malermeister Mathias Zemann, Spengler Franz Lauer, Dachdecker Franz Schirutschke.

Hohenelbe, am neunten August eintausendneunhundertunddreizehn.

Schließlich wird hier noch eine **Urkunde** vorgestellt. Sie ist **vom 27. April 1895** und betrifft die Renovierung der Schreibendorfer Kapelle, “deren Erbauung der dankbare Volksglaube Kaiser Josef II. zuschreibt.”

Im Jahre 1895 unter der glorreichen Regierung Sr. Majestät Franz Josef I., Kaisers von Oesterreich und apost. Königs von Ungarn, als Frau Aloisia Gräfin Czernin von Chudenic, geb. Gräfin von Morzin, die Besitzerin der Herrschaft Hohenelbe, Herr Franz Thallmayer Bürgermeister der Stadt Hohenelbe, Herr Anton Lorenz Gemeindevorsteher von Oberhohenelbe waren, wurde diese Kapelle zum Andenken an den grossen Volkskaiser Josef I., welchem dankbarer Volksglaube deren Erbauung zuschreibt, durch den Ertrag einer Sammlung unter Mitgliedern der Deutschen Leschalle in Hohenelbe in der Höhe von 125 fl. (Gulden) österr. Währ. und einen Beitrag der Gemeinde Oberhohenelbe von 20 fl. Ö.W. neueingedeckt und hergestellt.

Den Dachstuhl und die Schindeleindeckung führte Zimmermeister Johann Franz aus, die Spänglerarbeiten besorgte Klempnermeister Heinrich Seidl und das Kreuz schenkte dessen Verfertiger Schlossermeister Karl Wiegner, sämmtlich in Hohenelbe.

Die Deutsche Leschalle, welche die Neuherstellung der äusserst schadhaften Bedachung anregte, steht im 34. Jahre ihres der Pflege deutschen Geistes, der Bildung und Aufklärung und der Erhaltung ortsgeschichtlicher Erinnerungen gewidmeten Wirkens und zählt 229 Mitglieder. Möge dieselbe noch blühen und gedeihen, bis einst die Nachkommen ihrer Mitglieder diese Schrift wiederfinden!

Gott erhalte unser theures Vaterland, unser geliebtes deutsches Volk, und spende seinen besten Segen dem Thale der jungen Elbe, der Stadt Hohenelbe und der eng mit derselben verbundenen Gemeinde Oberhohenelbe!

Hohenelbe, am 27. April 1895

Zweiter Teil

Facetten der Stadt

An meine Vaterstadt Hohenelbe

Die kleine Stadt, die ich so lieb,
O sag mir, sag mir, wo sie blieb!
Und wo das Haus, drin ich ein Kind.
Der Garten auch, darin der Wind
Sein Lied sang im Ringlottenbaum...
Ich hör, ich hör es noch im Traum.
Den Mond frag ich in jeder Nacht,
Darin ich ohne Schlaf gewacht,
Ob er mich nicht ein einzigmal
Mitnehmen mag auf seinem Strahl,
Damit ich könnte selber sehen,
Ob noch die alten Häuser stehen,
Das Schloß, die Kirche, Straß´ und Gassen
Und alles, was wir mußten lassen...
Der Mond, er schweigt, er hat kein Herz!
Ihn kümmert nicht der Menschen Schmerz.
So will ich es den Sternen klagen,
Die werden schon mir Antwort sagen.
Sie glitzern hier und glitzern dort,
Ich bitte sie: Nehmt mich mit fort!
Laßt mich auf eu´ren Brücken stehen
Und auf das Städtchen runtersehen.
Es gibt für uns, die wir vertrieben,
Ja nichts, was uns ansonst geblieben.
Nicht Bahn und Auto bringt uns hin,
Ja, nicht einmal der Zeppelin...
Es führt uns ins versunkene Land
Allein der Traum mit milder Hand,
Die Sehnsucht auch, mit goldnem Flügel
Und leiser Abendwind vom Hügel...

Else Schnabel

Erinnerungen an Hohenelbe

Mit **Rudolf Feistauer** unterwegs in der Stadt

„Ich bin Jahrgang 1923 und in Hohenelbe geboren. Gewohnt haben wir im Bürgerspital am Fuße des Stadtparks“. So stellt sich unser Begleiter vor. Viele Jahrzehnte hatte sich Rudolf Feistauer nur inGedanken, aber sehr intensiv, in der Umgebung seiner Kindheits- und Jugendjahre bewegt und auf diese Weise ungemein viele Erinnerungen bewahrt. 1989 besuchte er als Tourist die Stadt und schrieb später seine Eindrücke und Gedanken nieder, die ihn beim Gang durch seine Heimatstadt bewegten. Weil Feistauer als Junge mit wachen Augen und neugierigen Ohren seine Umgebung in sich aufnahm und dieses Wissen über Jahrzehnte bewahrt hat, deshalb verspricht diese Stadtführung eine sehr ergiebige zu werden. - Aus seinem Reisebericht:

Rathäuser bilden oft den Mittelpunkt einer Stadt. Auch unser Hohenelber Rathaus, um 1732 erbaut, konnte sich sehen lassen. Zu ebener Erde befanden sich zu meiner Zeit die Polizei und das Baubüro. Im Geschoß darüber hatten der Bürgermeister und einige Verwaltungsstellen ihre Zimmer. Hier war auch der große Sitzungssaal. Den kannte ich, weil ich dort als Junge gegen Diphterie geimpft wurde. Im Hof hinter dem Rathaus lag in einem Seitenflügel die Wohnung des Gemeindedieners, das war in den letzten Jahren (R.F. meint damit um 1940) der Bruno Kraus. Sein Bruder, der Pepi, war Kreisleiter.

Als ich im Juli 1989 **das Rathaus** betrat, war es ein total verkommenes Gebäude. Die städtischen Dienststellen waren inzwischen im Schloß untergebracht. Im Obergeschoß soll stattdessen ein Restaurant sein. Doch schon im Erdgeschoß stank es nach Urin, man tappte durch ein dunkles Treppenhaus, begegnete zweifelhaften Gestalten. Wieder auf der Straße, atmete ich erleichtert auf und bemerkte nebenan, wo früher der Kraus-Hutmacher war, einen Laden mit Softeis. Eine lange Menschenschlange stand davor. Auf das Eis verzichtete ich und ging weiter auf den Platz, der schon so viele Namen hatte.

Das im 16. Jahrhundert erbaute **Schloß** ist angeblich das einzige viertürmige Schloß Böhmens. Bis zum Anschluß an das Reich, 1938, gehörte es dem Grafen Černín-Morzín, dann wurde es zum Sitz des Landratsamtes. In einem Nebengebäude war damals unter anderem die Banndienststelle der Hitlerjugend. Auch der Schuldirektor Goder mit Familie wohnte hier und der Katechet Vinzens. In den Jahren vorher, als ich noch ein Kind war, staunten wir, wenn wir, auf dem **Rathausplatz** stehend, durch die Gitterstäbe des damals geschlossenen Parkes die gräflichen Herrschaften beim Vorfahren vor das Schloßportal beobachten konnten. Das war für uns eine unerreichbare Welt. Auf dem Rathausplatz, der damals noch eine feste Schotterdecke hatte, fand allwöchentlich ein Markt statt. Die meisten Händler kamen aus dem Tschechischen. Kundgebungen und Versammlungen gab es hier schon immer, so auch im Oktober 1938, als nach dem Einmarsch der deutschen Truppen das Musikkorps der Hirschberger Jäger vor einer begeisterten Menschenmenge musizierte. Knapp vier Wochen danach verkündete dort einer über die Menschen hin: In acht Tagen gibt es keinen Juden mehr in Hohenelbe! Es war noch nicht lange her, da hatte ich an der Ecke, wo die Sparkasse war, gestanden und den abziehenden Soldaten der tschechoslowakischen Armee zugesehen. Die ballten die Fäuste und riefen uns zu: Wir kommen wieder! - Diese Erinnerungen kamen mir, als ich im Jahr 1989 auf dem inzwischen gepflasterten Platz stand. - Ein Platz mit Geschichte, mußte ich denken.

Die Dekanalkirche bringt mir unseren Dechant Borth in den Sinn. Er war ein sehr volkstümlicher Mann, der oft mit Fahrrad und Rucksack unterwegs war und die Schulen im Gebirge besuchte. Ein Bauernsohn aus Öls war Johann Borth. Von den Kaplänen hat sich mir besonders Josef Paukert eingeprägt. Ein fröhlicher Mensch, der überall, wo er auftauchte, für Stimmung sorgte. 1931 hatte Paukert meine Schwester getraut. Man saß danach bis in die Nacht im Schloßrestaurant zu Harta, der Kaplan mit am Tisch. Nach Mitternacht war es Priestern untersagt, Alkohol zu trinken. Paukert aber sprach die Worte „nur eine kleine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen“ und verschwand mit seinem Bierglas unterm Tisch.

Gegenüber der Kirche neben der Trafik Jung hatte die „Zuckala Peppi“ ihr Lädchen mit Süßigkeiten. Beliebt, weil für uns Jungen erschwinglich, waren ihre Rumsteine. Eben an dieser Stelle soll im Mai 1945 ein deutscher Soldat von tschechischen Partisanen erschossen worden sein. - Das Haus daneben gehörte dem Garbe-Bäcker. Der hatte dort seinen Laden. Der Kober Walter betrieb hier sein Schreibwarengeschäft, das bombig ging, weil doch schräg gegenüber die Schulen waren: die Volksschule und die Bürgerschule für Knaben. Das Gebäude war 1876 als Sitz der Stadt Hohenelber Sparkasse errichtet worden. Später hatte man gegen Osten die Schulen für Mädchen angebaut. Diese Gebäude schließen den **Kirchenplatz** nach Norden ab. Gegen Süden taten das die Richtermühle, die Escomptebank und der Fetscherkaufmann. Das Laubenhaus rechts davon war einmal das erste Rathaus der Stadt. Anfang der 30er Jahre befand sich darin das Kaiserpanorama, ein Bilder-Rundlauf. Man saß da, die Augen an zwei Okularen, und konnte wechselnde Bilder vorüberziehen sehen.

Von den damals schon denkmalgeschützten Laubenhäusern zwischen dem Garbebäcker und der Taschentuchmanufaktur Eisenberger stehen heute noch drei. In ihnen befinden sich Teile des tschechischen Riesengebirgsmuseums. In dem steinernen Laubenhaus wohnte der Dachdecker Lauer, ein tüchtiger Turner. In den 30er Jahren, als der Kirchturm neu gedeckt wurde, turnte er dort oben arbeitend am Seil. Bis in diese Zeit durchzog auch noch ein offener Fabrikgraben den Kirchenplatz in Richtung auf die Richtermühle. Der wurde dann zugedeckt bis auf ein Stück unmittelbar vor dem Einlauf in die Mühle. Das ist längst Vergangenheit. Heute hört man nur noch durch einen Kanaldeckel das Wasser rauschen.

Hier unterbrach Feistauer seine Niederschrift über Hohenelbe. Dafür hinterließ er an dieser Stelle den schönen Spruch: „Ich schreibe halt, was mir so einfällt. Ein paar Erinnerungen aufschreiben ist das Letzte, was ich für meine alte Heimat noch tun kann“. Dann wendeten sich seine Gedanken dem Schanzenberg jenseits der Elbe zu:

Der Stadtpark wurde 1893 vom „Anpflanzungs- und Verschönerungsverein“ angelegt. Nachdem die große Nordostböhmische Gewerbeausstellung im Jahre 1896 zu Ende war, konnte man den gräflichen Pavillon günstig erwerben. Er wurde auf dem Plateau in der Mitte des neuen Stadtparks als Ausflugsrestaurant aufgestellt. Zu der geräumigen Gaststube gelangte man über eine zweiflügelige Eisentreppe. In der Sommersaison wurden hier bis zu 80 Hektoliter Bier gezapft. 1938 fiel der Holzbau einem Brand zum Opfer. (Diese genaue Beschreibung verdanken wir dem langjährigen Museumsleiter Miloslav Bartoš). Feistauer erzählt weiter:

Wir wohnten ganz in der Nähe, und so saßen wir an lauen Sommerabenden oft auf den Bänken vor dem Haus. Wir, das waren mein Vater und ich. Vater mähte manchmal die Wiesen im Park, um Futter für seine Ziegen zu haben. Wenn wir da so saßen, trug uns der Nachtwind die Rufe des Fahrdienstleiters vom Bahnhof herauf, auf tschechisch und auf deutsch.

In meiner Kinderzeit war eine Vorstellung im **Kino** für Groß und Klein beinahe wie ein Theaterbesuch, wenn auch der Zuschauerraum unseres Lichtspielhauses nur mit hölzernen Klappstühlen ausgestattet war. Damals gab es keine Dreistundenfilme! Die Bauherren des Hohenelber Kinos wagten in wirtschaftlich schwieriger Zeit - es war 1927/28 - viel. Die Familie Weigend besaß ein Spielwarengeschäft in der oberen Hauptstraße, wo die Lauben aufhören. Herr Lorenz, der Kompagnon, betrieb daneben eine Herrenschneiderei, er war auch immer in gutsitzendem Anzug zu sehen. Mit seiner Familie hatte er eine Wohnung im Kinoneubau. Seine drei Töchter bestritten den Kartenverkauf, den Dienst am Süßwaren-Büfett oder als Platzanweiserin und, wenn erforderlich, an der Garderobe. Man achtete streng auf das Alter jugendlicher Kinobesucher von wegen „Jugendverbot“ mancher Filme. Ab 1938/39 gab es dann bald den HJ-Streifendienst, der an den Eingängen über die Moral wachte und im Zweifelsfall sogar den Ausweis sehen wollte. Sogar von

Arbeitsdienstlern und jungen Soldaten. Die steckten zwar schon in Uniform, durften aber auch nur rein, wenn sie schon volle achtzehn waren.

Der Filmvorführer war der Kraus Pepi aus dem Schützenhaus. Mit dem Fahrrad holte er die Filmkassetten vom Bahnhof zum Kino. Kaum waren die Reichsdeutschen im Land, lief Kraus in der braunen Parteiuniform einher und war auf einen Schlag zum Kreisleiter der NSDAP geworden. Weigend / Lorenz mußten sich nach einem neuen Vorführer umsehen, denn Pepi Kraus hatte fortan flammende Reden an die Volksgenossen zu halten. Aber seine Zeit war kurz bemessen. Über sein plötzliches Verschwinden gab es verschiedene Vermutungen. Die Wahrheit kenne ich nicht. Kraus war aber ein typisches Beispiel für viele Funktionäre der NS-Organisationen. Sie waren zuvor politisch unbeschriebene Blätter.

Keine 300 Meter vom Kino talaufwärts stand (und steht) **das Schützenhaus,** ein langgestrecktes Gebäude mit Gastwirtschaft, großem Saal, Bühne, Kulissenlager und Einliegerwohnungen für den Wirt und den Hausmeister. Letzterer war der Vater des eben erwähnten Pepi Kraus. Im Freien, gegen den Berghang zu, war ein großer Festplatz, dazu eine etwas höher gelegene „Alm“. Angrenzend der Tennisplatz, dann das Engler-Grundstück. Wir Jungen durften dort manchmal Bälle klauben, wenn die „Hot Volä“ spielte. Für den großen Saal des Schützenhauses hatte ich als 12-jähriger Schüler - weil von Lehrer Goder dafür erkoren - einen Sitzplan für die Theateraufführungen zu zeichnen, der den Helfern zur Saalvorbereitung und den Kartenkäufern als Orientierung dienen sollte.

Dem Schützenhaus gegenüber, zwischen Elbe und Jodas-Fleischer, lag **der sogenannte „Schleifplatz“,** im Sommer unbenützt, wurde er vom Platzwart Zienecker aus der Oberhohenelber „Hölle“ im Winter bei Frostwetter bewässert. Sobald sich eine ausreichend dicke und feste Eisschicht gebildet hatte, drehte er in seinem Wärterhäuschen den Leierkasten und draußen auf dem Platz vergnügten sich Junge und Alte zu beschwingten Melodien auf ihren Schlittschuhen, oder wie wir sagten, den „Schleifschuhen“. Die meisten schraubten sich die Dinger mittels verstellbarer Backen an ihre normalen Winterschuhe. Nur Wohlhabende konnten sich Spezialschuhe leisten, die man „Schäcksen“ nannte (sie hießen wohl Jackson). Der Sander-Messerschmied hatte den Kufen den nötigen Schliff gegeben. Ich besaß keine Schlittschuhe, es fehlte das Geld. So guckte ich nur durch den Zaun dem lustigen Treiben zu.

Unsere Hohenelber **Begräbnisse** sind ebenfalls eine Beschreibung wert. Ausgerichtet wurden sie vom „Leichen-Fischer“, der sein Geschäft in einem hölzernen Laubenhaus neben dem Holdik-Hutmacher hatte. Särge hat der Zeiner-Tischler angefertigt und verkauft. Während des Requiems in der Dekanalkirche war der Sarg mit dem Verstorbenen in der Vorhalle abgestellt. Am Ende des Gottesdienstes wurde er dort eingesegnet und dann - je nach Begräbnisklasse - von Trägern getragen oder auf einem Leichenwagen, gezogen von den schwarzen Pferden des „Paterbauern“, zum Friedhof hinter dem Kloster gebracht. Die Kränze hängte man seitlich an den Wagen. Dahinter schritt - wieder je nach sozialer

Stellung des Toten beziehungsweise seiner Familie - ein Häuflein trauernder Verwandter oder ein langer Zug Menschen; viele Ministranten, Vereine mit Fahnen und eine Musikkapelle. Die spielte auf dem Weg zum Grabe sehr getragene Musik. Der Veteranenverein besaß sogar eine eigene Kanone, einen zweirädrigen Karren mit einem großen Trichter und der nötigen Zündvorrichtung für das Pulver. Mit der ließen die alten Kriegskameraden Böllerschüsse zu Ehren des jeweiligen Toten erschallen. Auf dem Rückweg hatte sich wohl die Spannung gelöst, denn da erklang flotte Marschmusik.

Die Familien der **Fabrikanten** mußten nach dem Krieg 1945 und 1946 aus ihren vielfach schönen Villen mit ebenso schmalem Gepäck ausziehen wie der kleine Mann aus seiner Wohnung. Die mehr oder weniger aufwändig gebauten Häuser der Fabrikeigner standen häufig nahe der Fabrik, meistens in einem Park, umgeben von einem hohen Zaun oder einer Mauer. Für das Personal - Dienstmädchen, Köchin und Chauffeur - hatte man eigene Räume in der Villa oder, für Hausmeister und Gärtner z.B., ein separates Häuschen. Das hing natürlich von der Größe des Fertigungsbetriebes ab. Aufwändige Verwaltungsgebäude kannte man damals nicht. Alle Geschäfte wurden im Werk oder in der Villa erledigt. Als die Fabriken in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen nach und nach eingingen, wurde manchem Fabrikbesitzer der Unterhalt seines Wohnsitzes zu teuer. Ein Beispiel dafür ist Jerie in der Bahnhofstraße, wo schon in der ČSR-Zeit der Bezirkshauptmann seine Amtsräume hatte. Die Enteignung der jüdischen Unternehmer führte 1938 zur Zweckentfremdung weiterer Fabrikantenvillen. Heute noch zählen diese Bauten aus der wirtschaftlichen Blütezeit der Stadt zu den am meisten auffälligen Gebäuden Hohenelbes.

Ein Beispiel: Die Ehingers besaßen Textilbleichen und eine Ziegelei. In der Nähe des Bahnhofs ließ Adalbert Ehinger 1908 diese Villa errichten. Speise- und Herrensalon, Halle und Veranda zum Empfang der Gäste, in den oberen Geschossen Familienwohnräume und Gästezimmer.

Die Hauptstraße, ihre Bauten und Geschäfte

Wo die Bahnhofstraße und die Hennersdorfer zusammentreffen, beginnt sie. Hier, „am Kobereck“, starten wir. Rudolf Feistauer führt uns, und wir hören ihn sagen: Links und rechts der Hauptstraße ist ein Geschäft am anderen. In dem Haus rechts war früher die große Haushalts- und Eisenwarenhandlung des Schulz-Kaufmanns. Gegenüber war die Adler-Apotheke der Familie Kozlik, noch früher der Kabliks. Sie hat ihre traditionelle Funktion behalten. Die Gemischtwarenhandlung im Fink-Haus ist dagegen zur Drogerie geworden. Weikert-Schuster und Zeh-Drexler, die zwei Häuschen bis zur Flurgasse, sind nicht mehr.

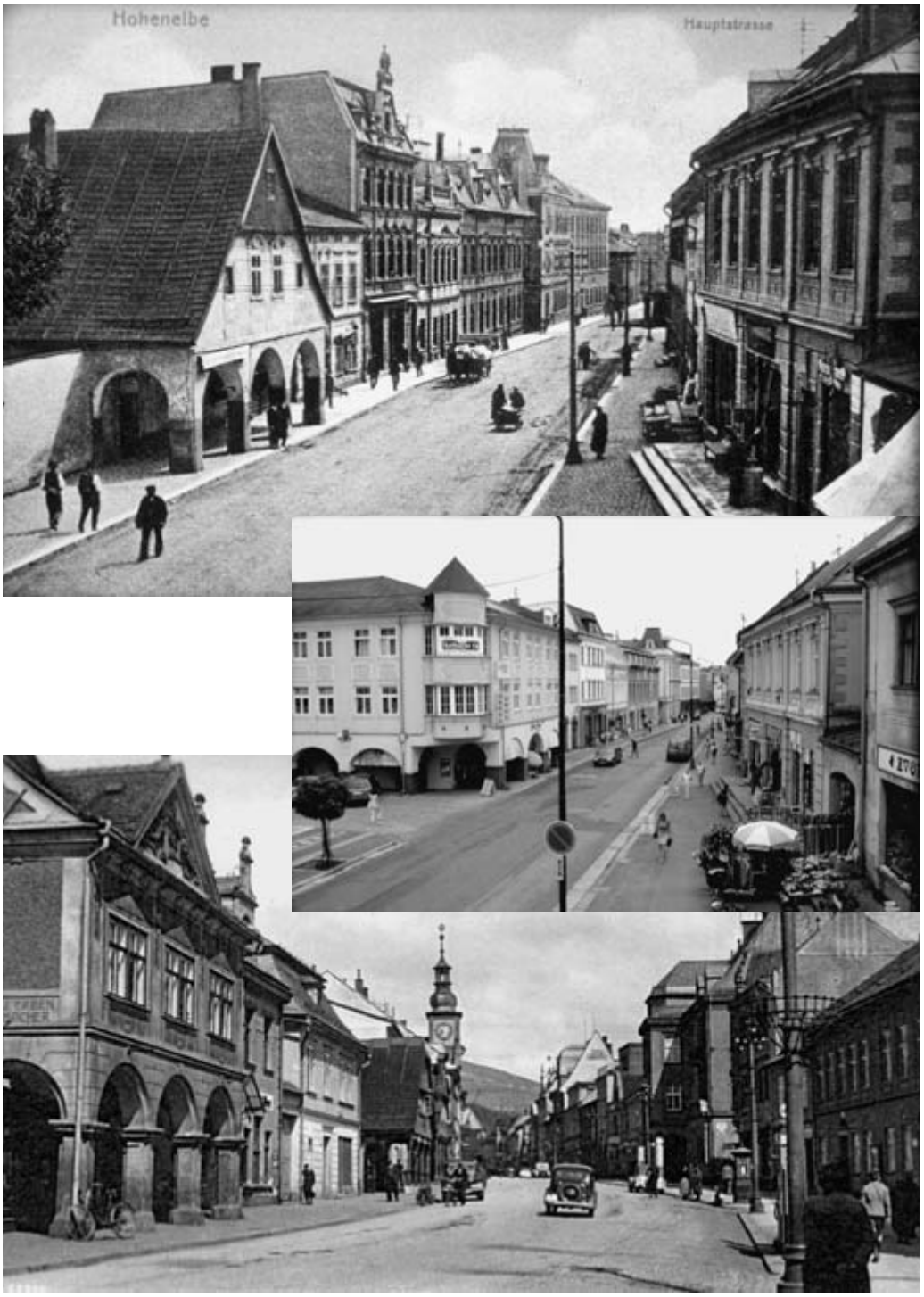
Gegenüber das Haus des Ettrich-Zuckerbäckers; pardon! Konditorei und Café Ettrich. Das war einmal. Heute ist in dem Hause nur ein Bistro und rechts davon eine Baulücke, in der ein Gemüsehändler seine Stände aufgebaut hat.War da nicht das Laubenhaus von Fahrrad-Watzke? Ach was, Fahrrad! Viel mehr! Nähmaschinen, Radios und allen Elektrokram führte Watzke.

Noch weiter zurück auf Schulz zu war ein Textilhaus und ebenfalls in einem großen Neubau der Süßwarenladen „Ruppa“. Aber nun weiter! Watzke und das Café hatten wir schon und gehen nun am Bittner-Bäcker und am Textilgeschäft Prokop vorbei, an der Drogerie Ernst May bis zum Gottstein-Kaufmann, „Lebensmittel & Kaffeerösterei“. Damit sind wir schon beim Gerichtshübel. Nach dem Gerichtsgebäude und der Post und dem Posthübel, diesem schmalen Gäßchen, das zur Elbe hinabführt, war in einem stattlichen Hause bis zur Vertreibung unserer jüdischen Mitbürger, die Schnapsbrennerei Löwit mit Jelinek im 1.Stock.

Auf dieser rechten Straßenseite stehend und zurückblickend sehen wir an der Ecke der Flurgasse ein Sportwarengeschäft. In diesem Haus war, meine ich, die Anwaltskanzlei Schrimpl. Das große Bankgebäude der „Landwirtschaftlichen“ (Bezirksvorschußkasse) besteht noch, wie auch das Illner-Haus und das vom Radio-Wlassak. Das in die Straße hineinragende Holzlaubenhaus des Seidel-Klempners dagegen wurde gleich 1945 abgerissen. Als nächstes steht da das prächtige Kießling- Haus. Der Fleischerladen blieb ihm bis heute erhalten.

An den damaligen John-Fleischer reihten sich Thomas-Schneider, Tamm-Friseur, der Hüteladen der Putzmacherin Hendrich, der Gans-Jud mit seinen Stoffen. Familie Rieger wohnte in einem der Häuser. Dort wird der Fußgängerbereich immer breiter, bis ein vorspringendes Gebäude dem ein Ende setzt: der Biemann-Glaser ehedem. Stehenbleiben, bitte! Zurückschauen auf die östliche Straßenseite, vom Löwit-Haus her beginnend! Da hatten wir die Drogerie Hauk, den Ettrich-Laden, dann den Fisch-Bittner im früheren Stadtladen. Oberhalb sieht es nicht gut aus. - Halt! Hier müssen wir Feistauer unterbrechen, denn er konnte 1993 nicht wissen, was sich in den Folgejahren dort tun würde: Denn aus dem Geviert des altehrwürdigen mächtigen Ther-Hauses, dem links daneben und dem

HOTEL APPELT


Hohenelbe
Hauptstrasse

des Ullrich-Bäckers bis an die Elbe hinab einschließlich dem Kindergartengrundstück ist ein Karree von Läden und Lokalen entstanden, das von Hotel und Restaurant „Gendorf“ dominiert wird. Das sehr alte Fisch-Bittner-Haus, Baujahr 1723, ist dabei als südlicher Eckpfeiler mit einbezogen worden. Das Ther-Haus, auch Hahn-Haus genannt und noch vor 1800 erbaut, war nach dem Krieg sehr verwahrlost und wurde 1953 abgerissen. Das ist der Stand im Jahr 2007. Alles sehr gut anzusehen. Und jetzt, Feistauer, kommst du wieder!

Zurück in die Vergangenheit! Und zur westlichen Straßenseite. Neben dem Biemann-Glaser hatte die Erben Minna ihre Damenschneiderei. Frau Erben war eine untersetzte, resolute Dame, eine der ersten Emanzen. Ihr Mann hatte nicht viel zu sagen. Meine jüngste Schwester hat dort das Schneidern gelernt, drum weiß ich das. „Hotel Stadt Wien“ folgte, wo sich der Stammtisch unseres Priors Schuster befand. Das Holzlaubenhaus rechts davon gehörte dem Bürstenmacher Effenberger. Neben dessen Laden hatte dort die Obst- und Gemüsehändlerin Böhm ihr Geschäft in einem kalten, nicht heizbaren Kellergewölbe. Beim Lebensmittel-Hertach im Nachbarhaus, das wieder ohne Lauben war, kaufte Herr Dreßler, der Verwalter des Bürgerspitals, für die zahlreichen Insassen seines Hauses ein, und das alles mit dem Rucksack, zu Fuß!

Hier, in dieser Folge muß auch Otto Kellermanns Taschentucherzeugung gewesen sein. An Herrn und Frau Kellermann kann ich mich noch gut erinnern, ich sah das Paar öfters im Tennisdress. Auf dieser linken, der westlichen Straßenseite beginnen wieder die Lauben und reichen bis einschließlich dem Rathaus. Das erste Holzhäuschen, ein besonders graziles, war das vom „Teppla-Zerm“, Porzellan-Malerei Carl Zirm. In den 50er-Jahren wurde an dieser Stelle ein Neubau eingefügt. Was ich vergeblich suche, ist das 1931 gebaute modernistische Bat´a-Haus, dieses riesige Schuhgeschäft, das so gar nicht in die Reihe historischer Fassaden paßte. Der nüchterne Betonbau bekam ein neues Gesicht und wurde der Umgebung angepaßt. Bravo! Neben dem Rathaus duckte sich früher noch das kleine Holzhaus des Hut-Kraus. In einem schmalbrüstigen Neubau ist dort jetzt eine Apotheke.

Was haben wir auf der gegenüberliegenden Straßenseite noch nicht erwähnt? Da war früher die Buchhandlung Walzel. - Ja, Rudolf, es war auch nach der Öffnung der Grenzen noch Buchladen, aber dann bot man die letzten Bücher auf dem Gehsteig feil. Ich erstand damals zwei Prachtbände des braven Soldaten Schwejk mit allen kolorierten Zeichnungen für ein Trinkgeld. Entschuldige bitte die Unterbrechung! Feistauer: Jetzt gibt es im Walzel-Laden Glas und Porzellan zu kaufen wie früher vis-á-vis beim Biemann. Im Haus neben dem ehemaligen Meinl-Laden arbeitet heute ein kleiner Friseur, der seine deutschen Kunden danach taxiert, ob sie von Ost oder West kommen und mit was für einem Auto. Davor auf dem breiten Gehsteig das Wetterhäuschen mit Thermograph und Barograph, es steht noch dort und schreibt ständig wie ehedem Temperatur- und Luftdruckkurven auf rotlinierte Papierrollen.

Hohenelbe

Fischhandlung
Hans Bittner
Hohenelbe, Hauptstraße 34
Fernsprecher Nr. 123
liefert
Fische zu jeder Jahreszeit
in reicher Auswahl.
Süßwasserfische aller Art,
je nach der Jahreszeit und zwar:
Forellen, Hechte, Karpfen, Schleie, Aale, Lachs, Schill, Zander sowie
Seefische,
blutfrische Fische aller Art, zu jeder Jahreszeit.
Butter, Eier, Margarine, Schweinefett, Mahlprodukte
der Großmühle M. Passinger, Sternberg.
Kolonialwaren, Landesprodukte, Anthracite, Braunkohle, Steinkohle, Koks.
Hauptniederlage
von Bad Liebwerdaer Sauerbrunn.

ALBERT HERRMANN'S NACHF.
Inh. L. Müller, HOHENELBE
Hauptstraße 59 (neben dem Rathause)
Gegründet 1921
Telefon 225
Erzeugung von Blusen, Damenwäsche, Vorhängen und Modeartikeln - Damenkonfektion

Konditorei - Café Richter
VORNEHMES TAGES-ETABLISSEMENT
Hohenelbe
RATHAUSPLATZ NR. 185
gegenüber dem Schloß - Telefon Nr. 156

KONDITOREI-FILIALE:
FRANZ RICHTER
Spindlermühle
neben Brücke und Postgebäude
Telefon Nr. 30

HOTEL „PETERA" HOHENELBE
HAUPTSTRASSE.
Bietet aus Küche und Keller das Beste. — Neue Bewirtung.

PENSION & CAFÉ „MINERVA"
Spindlermühle-Friedrichstal
Herrliche staubfreie Lage. — Modern eingerichtet. — Im Winter herrliches Skigelände.

Ergebenst **REINHARD KRAUS.**

HOTEL BREMEN HOHENELBE
in der Nähe des Bahnhofes. - Best eingerichtete Zimmer. - Zentralheizung. - Fließendes Wasser. - Bad. - Autogaragen. - Telephon Nr. 165.
Inhaber: J. WALZEL.

Hier wird unser Stadtführer wieder unterbrochen: In der Höhe dieser Wetterstation hatte doch jener Sander seinen Laden, von dem wir gehört haben, als wir beim „Schleifplatz“ waren, der Messerschmied. Im Sommer war Sander häufig im Schwimmbad an der Böhmannstraße zu sehen. Man sagte, er sei im Schwimmbadausschuß. Aber Sander stieg nur dann ins Becken, wenn das Wasser schon sehr trüb war, kurz bevor es erneuert wurde. Er bewegte sich quer zur Bahn in einem wenig tiefen Bereich, bevor der Boden zum Sprungturm hin abschüssig wurde. Wir Kinder hatten natürlich bald entdeckt, daß Sander nicht wirklich schwamm. Armbewegungen und Atemtechnik waren zwar vorbildlich, die Füße jedoch waren auf dem Boden.

Und nun fährt Feistauer fort: An der Einmündung der Breiten Gasse war rechts die Kopper-Drogerie, gegenüber die Unionbank. Hier beginnen auf dieser Seite wieder die Lauben mit Läden und Lokalen wie dem Bräustübel, der Glaser-Buchhandlung und dem Rödling-Fleischer. Dieses Geschäft ist Fleisch-und Wurstladen geblieben, nicht nur das: die Wandkacheln, eigens bemalt mit Schweinsköpfen, sind noch erhalten. Aus der Rödlingzeit.

Das Café Richter, einst das beste einschlägige Lokal der Stadt, enttäuscht den alten Hohenelber. Dagegen ist zwei Häuser weiter das „Hotel Schwan“ bestens herausgeputzt, außen und innen sehr gepflegt. Daran schloß sich das Pelz- und Hutgeschäft Holdik an. Im 1. Stock war die Leihbücherei, geleitet von Frau Hella Spatzier. Ein Haus weiter blickte man durch die Schaufenster auf Särge. Das war beim Leichen-Fischer. Nach dem Kurzwarengeschäft der Sirowatka (ihr Sohn Karli war ein Kamerad aus der Volksschule, ein unternehmungslustiger Bursche) folgten Lorenz-Schneider und Spielzeug-Weigend. Ab hier sind die Lauben auf dieser Seite kurz unterbrochen.

Damit wir noch weiter sehen können, überqueren Sie mit mir den Rathausplatz in Richtung Polizeiwache. Die ist heute dort, wo früher die Städtische Sparkasse ihre Kundenräume hatte, neben dem „Hotel Mohren“. - Hier schließt sich uns vorübergehend ein weiterer Hohenelber an, der Schetz Emil. Anschließend, das langgestreckte Haus - erklärt er - war ganz früher eine Kaserne, sie wurde dann in Wohnungen umgebaut. Dort bin ich 1924 zur Welt gekommen. Dort wohnten auch der Staffen-Schuster und der Adolf Max. Vor der Heinze-Drogerie, wo die Laube wieder beginnt, befand sich eine Apotheke. Nach Heinze kam Feinkost-Pittermann, bei dem man angeblich die besten marinierten Heringe von ganz Hohenelbe kaufen konnte. Meine spätere Frau Ilse besorgte diese immer für das elterliche Gasthaus Thomas bei der Post. Neben der Feinkost war das Kurzwarengeschäft des buckligen Preißler und danach der Palme-Fleischer, der Vater meines Schulfreundes Paul. - So weit Emil Schetz. Damals, 1994, konnte er seinen alten Kameraden Rudi noch ergänzen und korrigieren, was er auch gern tat.

Unser Weg durch die Hauptstraße von Hohenelbe endet hier auf dem Kirchenplatz. Mit dem Rücken zur Escomptebank schauen wir hinüber auf die Häuser der anderen Seite. Da ist (war) der Reil-Schuster bzw. Schuhladen, daneben die Lederhandlung Reil und der

Kolonialwarenhändler Kasper. An der Ecke ein weiterer Pittermann, ein Haushalts- und Spielwarengeschäft. Rechts davon, das erste der Giebelhäuser mit den schönen Lauben war das Appelt-Gasthaus. Dann kam der Grünzeugladen der Frau Haller. Zwei weitere spitzgiebelige Häuschen schließen dieses Ensemble ab.

„Ich schwöre für mein Geschriebenes keinen Eid, aber es sollte so richtig sein“ schrieb Emil Schetz an Rudolf Feistauer im Juli 1994. Dieser selbst betont ebenfalls mehrfach, daß sein Gedächtnis nicht vollkommen sei. Auch der Redakteur bittet um Nachsicht, falls ihm oder seinen Informanten Fehler unterlaufen sein sollten.

Hier noch das Resümee Feistauers nach seinem Stadtausflug 1993: „Bei diesem Aufschreiben kommt mir die Erkenntnis, daß unsere Heimatstadt eine großartige Infrastruktur hatte. Alle Geschäfte und Betriebe in den Nebenstraßen aufzuzählen wäre eine unendliche Geschichte.“

Im Juni 2001 unternahm Feistauer seine letzte Reise ins Riesengebirge, eine Busfahrt mit Stützpunkt „Hotel Labut´“ in Vrchlabí. Danach schrieb er unter anderem:

„Ich machte mich noch einmal nach den Plätzen meiner Jugend auf und stand lange auf der Walther-Brücke und betrachtete die Stellen in der Elbe, wo wir als Jungen Dämme aus Elbkugeln bauten und in dem angestauten Wasser badeten. Bis zu meinem 17. Lebensjahr habe ich in diesem Teil der Stadt gelebt. Ich dachte daran, welche Leute dort wohnten, wie das tägliche Leben damals war. Von der Brücke aus versuchte ich, eine Skizze mit Blick auf den Heidelberg zu machen für eine spätere Tuschezeichnung.

Dann ging ich zum Siebengiebelhaus. Erst mußte ich den Nagel herausnehmen, der das Gartentürchen geschlossen hält. Auf mein Klingeln an der Haustüre öffnet eine kleine, weißhaarige Frau, die Schreier Bertl. Zu so später Stunde hatte sie mit mir nicht mehr gerechnet. Durch den holprigen Flur führte sie mich in ihre niedrige Wohnküche. Viele Einrichtungsgegenstände hatte sie im Laufe der Jahre von Besuchern aus der ehemaligen DDR bekommen. Sie war voll des Lobes über diese Leute und erzählte mir, wie sie die ersten Wochen nach Kriegsende erlebte und was dazu führte, daß sie in der Heimat blieb. Ihr Vater war Schweizer Staatsangehöriger, sie, die Tochter, war seinerzeit krank. Trotzdem mußten die Schreiers im August 1945 aus ihrem Haus in ein Lager. Endlich wieder freigelassen, fanden sie ihre Wohnung ausgeplündert. Am meisten trauerte sie ihrem Klavier nach. Die nachfolgende Zeit war sehr schwierig, sie hatte inzwischen einen tschechischen Mann. Heute wohnt sie hier im Hause ihrer Familie, allein. Sie mußte das Anwesen 1955 erst zurückkaufen, obwohl es zehn Jahre zuvor aufgrund des Dekrets zur Beschlagnahme deutschen Eigentums ohne Entschädigung in staatliche Hand gekommen war. Ihr Sohn baut zur Zeit im nahen Langenau ein Haus und möchte, daß sie das alte Haus verkauft. Es fiele ihr schwer, sagt sie, andererseits würde sie wohl einen weiteren Winter hier nicht aushalten können. Außerdem könne sie mit 5000 Kč Rente das Haus nicht erhalten.“

Was Feistauer hier andeutete, trat auch ein. Am 9. Februar 2002 schrieb Bertl Schreier: „... seit 13. November sitze ich nun schon in meiner neuen Verbleibe in Niederlangenau und kann mich noch nicht freuen darüber, komme mir oft wie eine Verbannte vor, hier habe ich keinen Kontakt zu Menschen.“ Andererseits: „Meine Wohnstube ist hell und sonnig. Das ist meine einzige Freude, die Natur zu bewundern, die Vöglein singen zu hören, wenn der Frühling einzieht. Der Winter war sehr streng, viel Schnee, häufig Stürme, Kälte und Glatteis. Zu Hause wäre es für mich sehr schlimm gewesen. Ich hätte frieren müssen. So schätze ich es doch sehr, daß ich es jetzt mit der Ölheizung warm habe.“

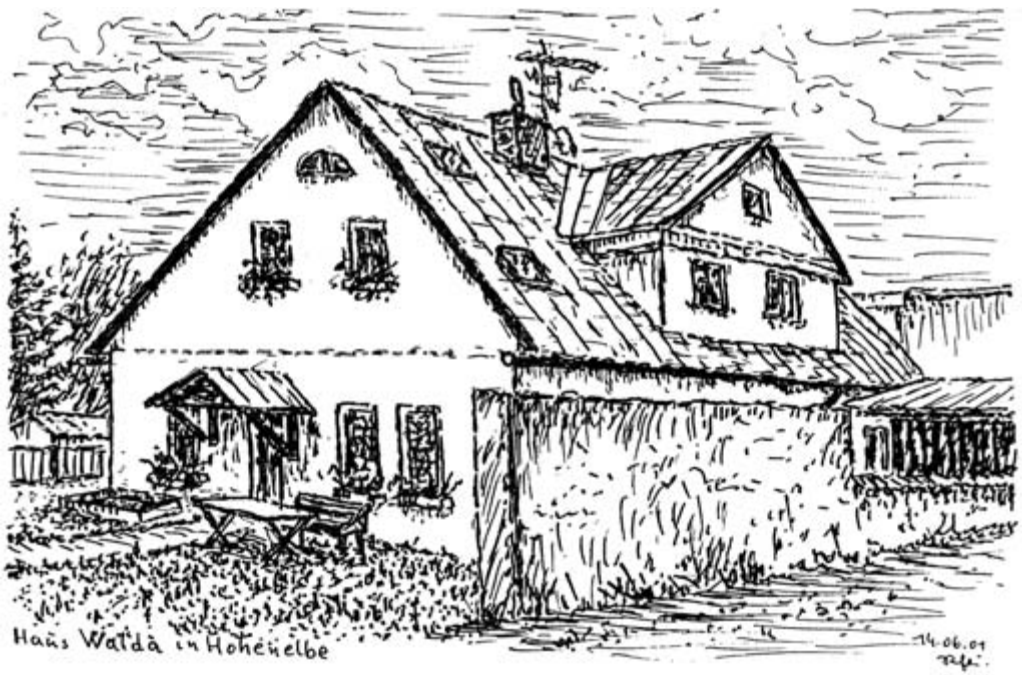
Der damals 78jährige kranke Rudolf Feistauer zog für sich selbst den Schluß: „Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn man nach so vielen Jahre seine Heimat mit wachem Interesse sieht. Vieles hat sich verändert, aber man findet sich schnell zurecht. Die Berge sind geblieben, fremde Menschen sind da, unsere Heimat ist es nicht mehr, ich möchte nicht mehr dort leben. Aber ich denke, daß mir das Wiedersehen mit der Stätte meiner Kindheit nach so langer Zeit das endgültige Abschiednehmen erleichtert.“ - Rudolf Feistauer lebte danach noch zwei Jahre.

Impressionen

aus unserer Heimatstadt Hohenelbe

So überschrieb **Rudolf Feistauer** sein Reiseprotokoll von einer Gruppenfahrt, die er im Alter von 78 Jahren im Juni 2001 unternommen hatte. Von den 37 Teilnehmern waren außer R. F. nur zwei Frauen aus Hohenelbe. „Ich habe meine Wege durch die Stadt allein und zu Fuß gemacht mit dem Vorteil, daß die Eindrücke stärker auf mich wirkten“. Und dem weiteren Vorteil - muß man ergänzen - daß er Zeit fand, einige Details auf seinem Zeichenblock festzuhalten.

Auf dem Weg vom Kirchenplatz zum Schützenhaus fiel ihm beim Anblick des **Walda-Hauses** ein, daß die Tochter des früheren Bürgermeisters Walda wie er selbst in Waldkraiburg lebt, in jener jungen Stadt, deren Ursprung eine Ansiedelung von Heimatvertriebenen war. Für diese Frau zeichnete Feistauer das Elternhaus.



Auch die beiden Abbildungen auf der nächsten Seite zeigen Tuschezeichnungen, Impressionen von dieser Reise in die Heimat. Das alte **Siebengiebelhaus** ist von seiner Nordostecke gezeichnet, während auf dem älteren Foto der vorigen Seite die Südostecke dem Betrachter zugewandt ist.
Das **Flußbett der Elbe** ist von der Walther-Brücke her dargestellt. Im Mittelgrund ist der Wendtsteg zu sehen, der vom Schier-Gasthaus zum Kino führte.

Siebengiebelhaus in Hohenelbe

Hohenelbe mit Heidelberg

Industrie und Gewerbe in Hohenelbe bis 1945

Das Wissen zu diesem Kapitel Stadtgeschichte beziehe ich aus mehreren Quellen. In der Hauptsache sind das Feistauer und Flögel. Der Leser dieses Buches begegnet Rudolf Feistauer mehrfach. Er schrieb sehr viel in 4 Jahrzehnten bis kurz vor seinem Tod im Jahr 2003 und fast alles aus der Erinnerung heraus. Deshalb schloß er eine 100%ige Übereinstimmung mit den Tatsachen auch ausdrücklich aus. Seine Aufzeichnungen sollten nach seinen Worten „zunächst nur ein Anstoß sein und müßten durch kenntnisreichere Landsleute vervollständigt und berichtigt werden." Das zu können, maße ich, der 5 Jahre Jüngere, mir nicht an. Ich versuche nur, Feistauers Beschreibungen mit denen von Richard Flögel zu vergleichen und durch diese zu ergänzen. Flögel war immerhin Leiter des Riesengebirgsmuseums in Marktoberdorf. Ihm stand ein umfangreiches Archivmaterial zur Verfügung, und das nutzte er bei der Erstellung einer illustrierten Stadtchronik. In dieser sind einige Seiten auch dem Thema Industrie und Gewerbe gewidmet. Auf diese beiden Gewährsleute, ein paar weitere Dokumente und ein gewisses eigenes Erinnerungsvermögen stütze ich diese meine Zusammenfassung. ***Wolfgang Fink***

In Böhmen und Mähren war der größte Teil von Industrie und Gewerbe in den von dreieinhalb Millionen Deutschen bewohnten Randgebieten anzutreffen. Im Landesinneren, wo vorwiegend Tschechen lebten, gab es hauptsächlich Landwirtschaft. Ausnahmen bildeten einige Industrieschwerpunkte in und um Prag, Pilsen, Brünn und Mährisch-Ostrau. Die Minderheit von 23% Deutschen im gesamten Staatsgebiet der ersten Tschechoslowakei (1918 - 1938) erbrachten über die Hälfte aller Steuern.

Im Grenzland Nord- und Ostböhmens, in dem die Stadt Hohenelbe liegt, war die Textilindustrie zu Hause. Daß die Ansiedler schon vor Jahrhunderten die Fertigkeit des Spinnens und Webens aus ihren deutschen Herkunftsländern mitgebracht haben, sieht Flögel als urkundlich erwiesen an. „Freilich wurde die Erzeugung von Garnen und Leinen anfangs nur nebenbei und für den eigenen Bedarf betrieben, weil Landwirtschaft und Bergbau den Haupterwerb der damaligen Bevölkerung ausmachten. Allmählich aber entwickelten sich Spinnerei und Weberei zum Haupterwerb. Sie erbrachten erfreuliche Erträge und wurden zu einer Art Industrie ausgestaltet. Zunächst versorgte man die Dörfer ringsum, dann exportierte man." Schon im 16. Jahrhundert arbeiteten Hohenelber Textilbetriebe mit den großen Nürnberger Handelshäusern Gebr. Gewandschneider und Bartholomäus Viatis & Martin Peller zusammen. Man lieferte nach Venedig und „über Nürnberg in alle Welt." Die Leinwanderzeugung war zu Ansehen und Blüte gelangt, auch ohne größere Fabriken, vielmehr vorwiegend durch häusliche Kleinbetriebe und den Handel. „Fabriken im eigentlichen Sinne, nämlich solche mit mechanischem Betrieb, gab es bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nicht. Als dann aber die Baumwolleverarbeitung der Leinengarnfertigung erfolgreich Konkurrenz machte, sah man sich auch hierzulande genötigt, auf mechanische Betriebe umzustellen. 1850 erbauten Jerie, Ritschel, Stoczek und Wischnak

in Oberhohenelbe die erste Mechanische Flachsgarnspinnfabrik.“ Flögel zählt bis zu diesem Zeitpunkt 6 oder 7 Betriebe der Textilbranche auf, die allesamt innerhalb von 30 Jahren entstanden waren.

Mitte jenes Jahrhunderts hielt die Dampfkraft ihren Einzug. Daneben diente weiterhin das Wasser der Elbe zum Antrieb der Maschinen. Dazu hat uns Feistauer eine Beschreibung hinterlassen: Verlauf der Fabrikgräben in Hohenelbe (aus dem Aprilheft Riesengebirgsheimat von 1991).

Diese Wasserläufe sind heute nur noch schwer feststellbar, weil überbaut, oft auch gar nicht mehr vorhanden. Feistauer vermutet als Hauptzweck den Antrieb von Turbinen und Generatoren, also die Erzeugung von Strom. Das mag ab Beginn des 20. Jahrhunderts der Fall gewesen sein, vorher war der rein mechanische Antrieb von Mühlen und Maschinen über sogenannte Transmissionen, also Räder mit Treibriemen oder Zahnräder, das Ziel. Daneben spielte das Flußwasser auch bei verschiedenen Bearbeitungsprozessen eine große Rolle. Ein Beispiel: „Der Fabrikgraben läuft an der Waltherfabrik entlang und kann dann in die Elbe eingeleitet oder durch die Färberei Walther geführt werden, um nach Verlassen des Laugengebäudes in die Elbe zu gelangen.“ Textilbetriebe wie diesen gab es viele entlang der Elbe. Für sie alle war der Fluß der „Vorfluter“, sein Wasser das Transportmedium für allerhand chemischen Unrat. Besonders in regenarmen Sommern merkte man das dem Fluß auch an.

„Die Grabenanlage bestand darin,“ - schreibt Feistauer - „daß man die Elbe staute, anzapfte und das Wasser in oberirdischen oder erdgleichen Gräben zu den Fabriken leitete. Bei den oberirdischen lief das Wasser langsam und mit geringem Gefälle in einer Holzkonstruktion, die auf gemauerten oder betonierten Sockeln ruhte, so zum Beispiel das Gerinne im Annabrunn. Ein solches Bauwerk würde heute sicher nicht mehr abgerissen. Es wäre ein Denkmal.“ Diesem Buch liegt ein alter Stadtplan bei, in dem auch diese künstlichen Wasserläufe eingezeichnet sind.

Die Textilherstellung war schon immer auf Wasser und billige Arbeitskräfte angewiesen. Sie galt quasi als „Arme-Leute-Industrie“. In der Gegend um Braunau, und eben auch um Trautenau und Hohenelbe, war die Leinenindustrie zu Hause. Der Rohstoff war vorwiegend heimisches Material. Von Otto Kellermann, der in Hohenelbe Leintuch fertigte, berichtet Dr. Karl Schneider, daß er umfangreiche Forschungen zum Flachsanbau im Gebirgsvorland betrieb. In Trautenau soll es - laut Feistauer - sogar eine Flachsbörse gegeben haben. „Die Hohenelber Betriebe hatten sich auf die Herstellung von Taschentüchern spezialisiert, Leinen- und später Baumwollware. In vielen Gebirgshäusern stand ein Webstuhl, und die ganze Familie war von Kindesbeinen an eingespannt.“ Es war oft die einzige Erwerbsquelle. Mit dem Handwagen oder der „Ropr“ - einer Schubkarre - lieferte man in die Stadt. Und wer dort in einem großen Betrieb arbeitete, mußte früh aufstehen, wenn der Weg vom abgelegenen Dorf zur Fabrik weit war. Und erst spät abends kam er, oft nur mit Hilfe einer Laterne, wieder nach Hause, erzählten die Alten.

Die Kette der Fabriken entlang der Elbe begann weit nördlich der Stadt mit der Holzschleiferei Nettel in der Nähe der Michelmühle. Flußabwärts in Oberhohenelbe stand gegenüber dem vom Heidelberg herabkommenden Schneckengraben die Obere Rotterfabrik, ein Jutebetrieb. Hier oben, bei dem „Bockrechen“ genannten Stauwehr, wurde der erste Fabrikgraben abgezweigt. Der floß auch durch die Untere Rotterfabrik, ebenfalls eine Jutespinnerei, die in den 30er Jahren schon ruhte. Erst während des Ersten Weltkriegs reaktivierte man stillgelegte Fabriken durch kriegswichtige Betriebe aus bombengefährdeten Standorten. Im Fall Rotter war das die Firma Lorenz aus Berlin. Jenseits der Straße, welche von der Gebirgsstraße über die Schreiberbrücke nach Benetzko abzweigt, befand sich die Bleiche und Veredelung von Schreiber. Sie wurde nach dem Krieg total abgerissen. Nur die Schreibervilla blieb stehen und erlangte einen traurigen Ruf in den Umbruchwirren 1945/46.

Feistauer zählt sie alle auf, auch die kleinen Betriebe. So den Rennerschmied auf der anderen Elbeseite unterhalb des Steudlerkaufmanns. Renner war ein mittelständischer Maschinenbauer. Oder die Stoffdruckerei Materna im Buttermilchtampel und die „Taschentucherzeugung Gröschel“. Der ehemalige Webschüler Rudolf Feistauer gibt „eine kurze Erläuterung zu den vielen Taschentuchmanufakturen. Seines Wissens „handelte es sich um Gewerbebetriebe, welche die von den Handwerkern aus den Gebirgsdörfern angelieferte Rohware veredelten, versandfertig machten und an die Kundschaft auslieferten.“ Was man in der Textilbranche unter Veredelung verstand, erklärt Richard Flögel so: „Mit der Erzeugung von Leinen- und Baumwollgespinnsten und -geweben steht das Veredelungsverfahren in engem Zusammenhang. Es wird in Bleichereien, Appreturanstalten, Mangen, Färbereien und Druckereien vorgenommen. Dort wird bei der Spinn- und Webware, welche die Fabrik in rohem und noch nicht gebrauchsfähigem Zustand verlassen hat, die Festigkeit erhöht und das Aussehen gefällig gemacht”. „

Aber nun zur Stadt Hohenelbe (in den Grenzen bis 1945) und ihren Fabriken. Da stand am Fuße des Schleusenbergs nahe dem Annabrunn die Quidenusbleiche. Das war ein solcher Veredelungsbetrieb. Flögel dazu: „1823 als Leinenbleiche von Herrn Karl Groh gegründet, dann über Herrn Aebly an E. J. Ettel übergegangen. Letzter Besitzer Erhard Quidenus.“ Ein kleiner Betrieb dieser Sparte war die Färberei Müller (gegr. 1853) oberhalb des Gasthauses „Wiener Neustadt“.

Bei Quidenus setzte sich das System der Fabrikgräben fort. Beim Wehr am „Langen Grab“, einer Engstelle der Elbe, war die Ableitung in das hölzerne Gerinne mit dem Wasser für die Fabriken der Oberstadt. Es gibt eine zweite Wasserader, die von dort aus am Kloster vorbei in den Schloßpark führt, dort als Schloßgraben in Erscheinung tritt, gegenüber der Turnhalle zu unserer Zeit ein Stück weit offen floß, um danach wieder zu verschwinden. Aber zurück zum Fuß des Schleusenberges!

Zu den Abbildungen der gegenüberliegenden Seite:

Oben links: So sah eine Textilbleiche aus. Zur Fabrik gehörte jeweils eine große Grünfläche (z. B. die Ehinger-Wiese). Über die Stangen wurde die Webware gehängt und so einige Zeit Sonne und Regen ausgesetzt.

Oben rechts: Das sogenannte Obere Gerinne, ein imposanter künstlicher Wasserlauf in Oberhohenelbe. Das an einem Wehr aus der Elbe abgeleitete Wasser floß 800 m weit bis zur Rotter-Jutespinnerei. Das Bauwerk wurde 1941 abgerissen.

Mitte: Die Fabrik von Walther (links) und die Anfang der 30er Jahre stillgelegte und dann abgerissene Goldschmidt-Weberei in der Elbegasse.

Unten: Die Nordböhmische Gewerbeausstellung 1896 war ein bedeutendes Ereignis. Auf der nicht sehr großen Fläche zwischen dem Peteraplatz und der Papiergasse (später war es der "Papiergarten") errichtete man ein Städtchen wie auf einem Filmgelände. In 18 Pavillons und Hallen zeigten 255 Aussteller, vom Großunternehmen bis zum kleinen Handwerksbetrieb, ihre Erzeugnisse.

„Gleich unterhalb der Quidenusbleiche" - fährt Feistauer in seiner Aufzählung fort - „befand sich mit Anschluß an den Fabrikgraben die Steinmühle von Kratzer. Solange ich gegenüber in die Webschule ging, konnte ich die Fuhrwerke beobachten, welche die Kalksteine aus dem Steinbruch Füllenbauden anlieferten." Es war ein weiter und beschwerlicher Weg für die Bauern und ihre Pferdegespanne: bergauf nach Pommerndorf bis zur Höhenschmiede, durch den Ort zur Hammelemühle. Dort, am Aufstieg zum Lahrbusch, lag der Kratzer´sche Steinbruch. Mit beladenem Wagen zurück, die Serpentinen der Hochstraße ins Elbetal hinunter und weiter zur Steinmühle. „Das Brechen der Steine verursachte einen höllischen Lärm und ringsum einen weißen Staubüberzug. Auf diesem Areal stehen heute mehrere Mietshäuser. Die Tschechen haben die Steinmühle abgerissen".

Nicht weit von der Kirche war an der Gebirgsstraße der Tuchebetrieb Friedrich Eisenberger und am südlichen Rand des Kirchenplatzes die Richtermühle, eine Getreidemühle, welche die Wasserkraft des Fabrikgrabens nutzte. Den Wasserlauf sah ich bei jedem Gang in die Volksschule. Das Wasser rauschte unter der Krone eines Kirschbaumes vorüber. Richtet man den Blick durch die schmale Gasse, in der die Richtermühle stand, hinüber auf das andere Elbeufer, so sieht man dort das Wendthaus. „Hier hatte Heinrich Wendt im Jahr 1829 eine Textilfärberei u.-druckerei eingerichtet. 100 Jahre später befanden sich in den Betriebsräumen mehrere Handwerker: eine Autolackiererei Krause, daneben der Walsch-Wagner. Im linken Gebäudeflügel wohnten nur ärmere Leute, im rechten die Nachkommen der Wendtfamilie," erinnert sich Feistauer aus seiner Jugendzeit in den 20er und 30er Jahren.

Über den Wendtsteg kehren wir zurück aufs rechte Elbeufer und gehen die Elbegasse abwärts. Hier kommen wir an der Schnapsbrennerei, Säfte- und Limonadenfabrik Weigend vorbei. Mirelli, die Orangenlimo von Weigend in der kolbenförmigen Flasche war im ganzen Bezirk bekannt und beliebt. Im Herbst wurden fuhrenweise Äpfel angeliefert. In den Kriegsjahren schleppten wir Jungen säckeweise Vogelbeeren - wir sagten dazu Aabschn d.h. Ebereschenbeeren - zum Weigend hin.

Die Gasse weiter talwärts war bis Anfang der 30er Jahre erfüllt vom Lärm ratternder Webstühle der Mechanischen Weberei J. Goldschmidt (gegr. 1864). Nach der Stilllegung kauften die tschechischen Sokoln diese Betriebsgebäude beiderseits der Elbegasse, trugen sie ab und verwendeten den Erlös für den Bau des Sokolheimes in der Nähe des Gymnasiums. Anschließend an die Fabrik Goldschmidt und auf der anderen Seite des Flusses arbeitete die Bleiche und Appreturanstalt Franz Walther. „1831 von Herrn Anton Kühnel gegründet, gelangte die Fabrik in den Besitz von H. Vinzenz Mastny in Lomnitz und war seit 1867 Eigentum von F. Walther“ - schreibt Flögel. Und Feistauer, der ja im Bürgerspital an der Schützenstraße wohnte, kommentiert: „Die Walthers hatten einen großen Besitz. Der kleinere Fabrikteil mit dem Trockenhaus, der Mangel und anderen Einrichtungen lag an der Schützenstraße. Dort, inmitten eines Parks, war auch das Wohnhaus, die Villa, der Familie Walther. Es ging hochherrschaftlich zu. Mit Dienstmädchen, Köchin, Kutscher und Chauffeur. Und wenn die Walthers ausfuhren, die Dame mit breitrandigem Hut, er mit Sportmütze, im offenen Cabriolet, so war das ein vornehmes Bild. Die Walthers hatten zwei Söhne: Hans, ein Diplomingenieur, wohnte im großen Werkgebäude am rechten Elbeufer, und Joachim, der seinen Vater im Betrieb unterstützte.“ Weiter erinnert sich Feistauer, auf welche Weise man den trennenden Fluß überwand: „Jeweils 5 oder 6 Arbeiter zogen und schoben einen Wagen mit Warenballen über die Elbebrücke von einem Fabrikteil zum anderen. Der Nachwächter pendelte diesseits und jenseits der Elbe von Stechuhr zu Stechuhr“.

Links der Elbe, gerade gegenüber dem Bürgerspital befand sich die Kartonagenfabrik Friedrich Erben (gegr. 1885). Das Gebäude steht heute noch und wurde erst kürzlich prächtig renoviert. In den 20er und 30er Jahren war die „Schachtelmacherei“ fast ein reiner Frauenbetrieb. Die Frau Erben war die Chefin, der Meister war ein Herr Wotawa. Beide wohnten im Betriebsgebäude, wie auch der Hausmeister, „der lange Gottstein, wie er bei uns Jungen hieß. Mit uns hatte er oft und viel zu tun“ bemerkt Feistauer schmunzelnd. „Der einzige Mann im Büro war ein passionierter Motorradfahrer und später strammer NSKK-Mann. Geschäftsführer und Erbe war Herr Lauer. Er wohnte in der oberen Elbegasse. Die Erbens besaßen in der Schützenstraße einen großen Obstgarten, der sich hangaufwärts bis zum Stadtparkweg erstreckte. Gleich neben dem Kartonagen Erben war die Wellpappefabrik Nettel. Mitte der 30er Jahre brannte sie zusammen mit dem davor befindlichen Wohnhaus völlig nieder (man munkelte von Brandstiftung), wurde danach wieder aufgebaut und im Krieg anderweitig genutzt“. Gegenüber von Nettel endet der bei Quidenus abgezweigte Fabrikgraben im Flußbett der Elbe.

Und schon wird der Fluß wieder angestaut, diesmal vom Schlachtwehr, und am linken Ufer beginnt ein neuer Kanal. Er verläuft entlang der Brückenstraße. Seit den 30er Jahren mit Betonplatten zugedeckt, dient er streckenweise als Gehsteig, fließt vorbei an der Druckerei Suske, die an den Felsen des Stadtparkhügels gebaut war, und verschwindet unter der „Tuba“, einem Fabrikbetrieb, der Spulen, Hülsen und so weiter für die Spinnereien herstellte. „Die Tuba“, das war für uns Hohenelber aber auch - und für viele nur - der Ton der Fabriksirene, die jeweils pünktlich um 12 Uhr der Stadt die Mittagszeit verkündete. Ab hier blieb der Wassergraben unsichtbar. Die paar Kleinbetriebe, wie Baufirma Weiß, der Holdik Lackierer oder die Ullrich Schmiede, waren auf das Wasser nicht angewiesen. Wir befinden uns jetzt an der Steinernen Brücke, wo, gegenüber der Schmiede, auf einem Sockel Johann Nepomuk, der Brückenheilige, steht.

Auf dieser Seite der Elbe setzen wir den Streifzug durch Hohenelbe fort. Links an der Bahnhofstraße eines der größten Industriegebäude der Stadt, die Jutespinnerei und Weberei Jerie. „An dieser Stelle hatte es vordem 200 Jahre lang eine Büttenpapierfabrik gegeben, von einem Gabriel Ettel erbaut“ berichtet Flögel. „Herr Willi Jerie erwarb dieselbe, ließ sie niederreißen und errichtete 1854 die Spinnerei.“ Und Feistauer fügt hinzu: „ Leider war auch dieser Betrieb zu meiner Jugendzeit fast tot. Erst im 2. Weltkrieg wurden die Gebäude wieder genutzt“. „Ab 1939 zur Erzeugung von Plexiglas, danach als Getriebewerk der Berliner Firma Stolzenberg“ ergänzt Flögel. Von Feistauer erfahren wir noch: „Die Jerievilla an der gegenüberliegenden Straßenseite beherbergte in den 20er und 30er Jahren die tschechische Bezirkshauptmannschaft. Nach 1938 war dort die Kreisleitung der NSDAP untergebracht. Die Villa lag in einem Park, der von einer Mauer umgeben war. Willi Jerie jun. war ein Mäzen, der u. a. die Hohenelber Liebhaberbühne ins Leben rief.“

Bevor die Bahnhofstraße an der nächsten Elbebrücke nach Osten abknickt, stand links seit 1886 die Mechanische Weberei Winternitz & Co. Nach 1938 führte Firma Schreiber aus Oberhohenelbe den Betrieb als Taschentuchfabrik weiter. Zum Bahnhof zweigt die Straße heute an einem Kreisel rechts ab. Geradeaus setzt sie sich als Langenauerstraße fort. An dieser steht und arbeitet heute noch der Städtische Schlachthof. Nach Süden reicht der Blick über eine Talsenke mit dem Rapperichbach bis zu einem Hügel namens Galgenberg, „an dessen Fuß sich die Kratzer Steinmühle befand. Dort wurden die Kalksteine, die im Betrieb in der Gebirgsstraße vorgebrochen waren, weiterverarbeitet. Auf dem Galgenberg muß es auch noch eine Ziegelei gegeben haben“, beschreibt Feistauer. An der Langenauerstraße befand sich seit der Jahrhundertwende (genau seit 1899) ein weiterer Steinebetrieb.: Die Kalkwerke Wenzel Renner waren 1844 in Schwarzental von Alois Renner gegründet worden. Dort und bei Langenau lagen auch die Steinbrüche der Firma Renner.

Zurück zum Bahnhof. Dort hatte sich die Spedition Schubert niedergelassen. In der Nachbarschaft waren die Kleining & Co KG, eine 1882 als Hartmann und Kleining gegründete

Verbandstoffe-Fabrik, und im Süden die Ehinger-Bleiche. Auf großen Holzgestellen im Freien wurden hier die Stoffbahnen dem Sonnenlicht ausgesetzt. Auf dieser Ehingerwiese fand u. a. 1937 das Fest des Bundes aller Deutschen in Böhmen statt, das letzte dieser Art vor der „Befreiung“, und die Stimmung war entsprechend. In der Geschichte der Stadt (Erster Buchteil) wird darüber berichtet.

Von der Harta-Pelsdorferstraße zweigte auf der anderen Seite die Böhmannstraße ab in Richtung Schwimmbad. Rechts war sie gesäumt vom langen Werksgebäude der Weberei Österreicher. Der Inhaber war Jude, wurde 1938 enteignet, seine Villa bezog das Finanzamt und die Fabrik lief als Petera Werk II mit neuer Zweckbestimmung weiter. Was heute die Kabelwerke sind, war seit 1891 die Textilbleiche und Appreturanstalt von Karl Löwit, die aber schon nach dem 1. Weltkrieg in einen Kabelbetrieb umgestaltet wurde. „Vordem war hier eine Papierfabrik von C. A. Kieslings Erben, welche später in den Besitz des Franz Thallmayer überging.“ (Flögel). Bis 1945 gab es in der Nähe die Thallmayerstraße. In Richtung Harta bildete - zum Beispiel vom Stadtpark her deutlich zu sehen - die Weberei Menčik den Abschluß des Stadtbildes nach Süden. In Harta selbst, früher noch eine eigene Gemeinde, sind die Bleicherei Waengler und die Stoffdruckerei ROHA erwähnenswert.

Damit beenden wir die Suche östlich der Elbe und begeben uns an das rechte Flußufer und in die Stadtmitte zurück. Dort gab es natürlich nur ein paar kleine Veredelungsbetriebe, wie die Firma Kellermann unterhalb von Bat'a und weiter unten, vorm Ettrichzuckerbäcker, die Taschentuchfirma Bäumel. Aber Bäumel auch nur bis 1938 wie so viele Unternehmen, deren Eigentümer Juden waren.

„Hinter dem Kloster“ hieß die Straße entlang der Schloßparkmauer zwischen dem Kloster und der Flurgasse. Hier, wo die Flurgasse endete, war die Černín-Morzin´sche Brettsäge. Erbaut wurde sie im Jahr 1903, zunächst für Dampfantrieb, aber schon mit den leistungsfähigen Gattersägen. Doch bald, so um 1910, löste der elektrische Strom die Dampfkraft ab. Nur ein paar Schritte sind es von der „Braatsaach“ zur Karosseriefabrik Ignaz Theodor Petera & Söhne (unter diesem Namen i. J. 1900 registriert). In einer Festschrift der Škoda Auto a.s. závod Vrchlabí von 1998 wird des 90 Jahre währenden Autobauerhandwerks in der Stadt Hohenelbe gedacht. Zitat: „Wir bekennen uns stolz zu der Tradition der Firma Petera, die Luxuswagen auf den Chassis verschiedener Marken herstellte, auch solche von Škoda waren darunter. Als Ergebnis entstanden oft wahre Kunstwerke, den Ansprüchen vornehmer Kundschaft angepaßt.“ Diesem Bau von Aufbauten und der Ausstattung von Automobilen war schon 40 Jahre lang die Herstellung von Pferdekutschen und Pferdeschlitten vorangegangen. Der tschechische Sattlermeister Vaclav Petera war hier 1864 seßhaft geworden mit einer „Wagenfabrik und Engl. Sattlerei“ in der Bahnhofstraße 100. Das erste Automobil wurde 1908 für den Fabrikanten Willi Jerie gebaut. Nach 1945 knüpfte die Aktiengesellschaft Škoda Mladá Boleslav (Jungbunzlau), Zweigbetrieb Hohenelbe, an die Petera-Tradition an. Nach der Übernahme von Škoda durch Volkswagen

Anfang der 90er Jahre baute man ein großes neues Škoda-Werk südlich des Bahnhofs im ehemaligen Harta. Der Name Peterawerke ist nur mehr Geschichte. Auch der Werkkomplex beim Krankenhaus aus den Jahren 1906 - 1909, wo wir gerade an Petera und Nachfolger dachten, wird heute von anderen Firmen genutzt und soll in naher Zukunft einem Schwimmbad weichen.

Wenn wir nun in Gedanken die Hennersdorferstraße hinausgehen, so ahnen wir weit draußen an der Stadtgrenze die Taschentuchweberei Alfred Pilz. Lassen wir sie, wo sie ist oder nicht mehr ist und wenden wir uns nach links in Richtung Gymnasium. Das ist die Bräuhausstraße, weil dort die Aktienbrauerei Hohenelbe seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts das gute Hohenelber Bier braute. Bis dahin war ein herrschaftliches Bräuhaus auf dem Rathausplatz gestanden, das aber infolge baulicher Mängel 1896 seinen Betrieb einstellen mußte. Daraufhin hat man die AG gegründet, die unverzüglich mit dem Bau des neuen Bräuhauses begann. Bier hatte eine lange Tradition in Hohenelbe. Schon 1630 waren die ersten Satzungen eines Hohenelber Bräuhauses beurkundet worden (Flögel).

Wir gehen auf die Elbebrücke zu, am Gymnasium vorbei und an jenem Sokolhaus, zu dessen Bau der Erlös aus der abgerissenen Goldschmidtfabrik verwenden worden sein soll, und schwenken vor der Elbe in die ehemalige Kablikstraße. Die ist heute nach den Böhmischen Brüdern benannt: Českých bratři, heißt sie jetzt, denn gleich links steht ja das protestantische Bethaus. Gegenüber davon war das Städtische Gaswerk. Weiter oben folgten rechts einige Handwerksbetriebe, wie Weiß-Schmied, Schier-Wagner, Buluschek-Schmied rechts, und die Bauhöfe und Wohngebäude zweier Bauunternehmen, der von Kleophas Hollmann und Hütter & Beranek auf der linken Seite bzw. in der Papiergasse. Nun sind wir auf dem Peteraplatz, der so heißt nach dem breit ausladenden Stammhaus der kinderreichen Peterafamile. Das Peterahaus, mit der Konskriptionsnummer 100, nimmt die Nordseite des Platzes ein. Gegenüber steht ein ähnlich wuchtiger Bau hinter eisernem Zaun und breiter Toreinfahrt: die ehemalige Taschentuchfabrik Kornfeld. Nach Osten führt die Bahnhofstraße über die Steinerne Brücke, an der der Nepomuk steht. Und damit schließt sich der Kreis der Fabriken und Gewerbebetriebe, deren Spuren wir verfolgt haben.

Der Bauer in Hohenelbe: Landwirt und Fuhrmann

Das Gebirge und sein Vorland sind gewiß kein ideales Bauernland. Und doch war der Bauernstand in Hohenelbe zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark vertreten. Ein Kenner dieser Berufssparte, selbst sein Leben lang Landwirt, kann heute noch rund 30 Bauernanwesen namentlich nennen, dazu „viele kleine Höfe“.

Willi Hollmann, Sohn des Franz Hollmann, Bauer am Schleusenberg in Hohenelbe, berichtet darüber im einzelnen:

Die Landwirtschaft bei uns im Riesengebirge wurde so betrieben wie heute die Ökolandwirtschaft: eine vielfältige Fruchtfolge, viel Klee und Gras. Gedüngt wurde hauptsächlich mit Mist und Jauche, wenig mit Mineraldünger. Die oft steilen Hanglagen erschwerten die Arbeit sehr. Vieles mußte mühsam bergauf geschleppt werden. Maschinen konnte man nur bedingt einsetzen. Dazu kam der steinige Boden. Reichlicher Niederschlag und sonnige Südhänge hoben die Nachteile der Gebirgsgegend einigermaßen auf. Nur in trockenen Sommern gab es schlechte Ernten.

Eine große Rolle spielte bis 1945 das Weidevieh, heute aus der Landschaft weitgehend verschwunden. Ein oder zwei Kühe oder Ochsen, einige Ziegen hatte jeder „Feldgärtner“, wie man die Kleinstbauern nannte. Das Augustinerkloster hielt sich bis Anfang des 2. Weltkrieges seine eigenen Kühe, dazu eine Stallmagd und einen Knecht, der bei den Gottesdiensten den Blasebalg der Orgel treten mußte. Die Feldarbeiten machte Franz Gottstein, der Paterbauer, der auch für die Beförderung der Ordensgeistlichen zuständig war. Prior Schuster selbst war der Landwirt der Klosterökonomie.

P. Schuster, Prior und Landwirt

Franz Gottstein, der Paterbauer

Der Ertrag des Bodens allein reichte den oft großen Bauernfamilien nicht zum Leben. Die Bauern mußten zuverdienen, sie mußten „fuhrwerken“. Mit ihren Pferdegespannen transportierten sie Holz, „Klötzer“ mit 6 und 4 Metern zu den Sägewerken oder zum Bahnhof, Schleifholz in die Papierfabriken von Eichmann oder Dix. Die Holzplätze lagen vorwiegend entlang des oberen Elbelaufes, vom Mädelsteg in Spindelmühle bis zur Elbeklemme; auch in Oberhohenelbe „an der Lände“ (wo die dem Elbewasser übergebenen Klötzer anlandeten).

Mit Bauernfuhrwerken wurden auch Kalksteine von den Brüchen in Füllenbauden zu den Kratzer-Werken gefahren, die sich in der Gebirgsstraße und zwischen Bahnhof und Galgenberg befanden. Andere Fuhrleute kamen aus Schwarzental mit dem dort gebrochenen Kalkstein zu den Kalköfen der Firma Renner in Hohenelbe.

Die Fabriken in der Stadt und ihrer Umgebung waren ständig auf Kohlelieferungen angewiesen. Das bedeutete oft weite Wege für die Bauern und die Pferde: Wenn zum Beispiel die Nettel-Papierfabrik in Tafelbauden Kohle bestellt hatte und der Kutscher dann auf dem Rückweg die Erzeugnisse der Fabrik in die Stadt zum Bahnhof bringen mußte, so bedeutete das für ihn eine Tagesfahrt.

Die Privathaushalte belieferten die Kohlenhändler meistens selbst. Auch sie besaßen viele gute Pferdegespanne: Schubert, Kober, Ritter, Fink und andere. Die Fabriken selbst, das Bräuhaus und auch die Baugeschäfte hatten vielfach ihre eigenen Pferde und einen eigenen Fuhrpark. Alles, was heute mit dem Lkw besorgt wird, mußte damals mit Pferdefuhrwerken bestritten werden. Nicht vergessen darf man die zahlreichen Fiaker, die mit ihren Kutschen und Schlitten das ganze Jahr über Fahrgäste fuhren. Auch die Bauern Gottstein und Hollmann vom Schleusenberg brachten auf diese Weise Ausflügler von der Bahn nach Spindelmühle oder Benetzko. Ein jeder von ihnen hatte eine Kutsche für besondere Anlässe wie zum Beispiel Hochzeiten. Und wenn noch ein drittter Landauer gebraucht wurde, spannte der Kutscher der Quidenus-Bleiche auch noch an. Freilich nahm der Anteil der Mietautos mit den Jahren zu. Aber im letzten Krieg, als das Benzin knapp war, kam das „Leichte Fuhrwerk“ wieder zu Ehren. In den letzten Kriegsjahren reihte sich häufig eine ganze Kolonne von Kutschen auf der Straße nach Spindelmühle. Sie fuhren Besucher vom Bahnhof in die Lazarette zu den verwundeten Soldaten.

In dieser Zeit hat man auch die Austragsbauern zusammengerufen und „motiviert“

Eigene Wagen und Zugtiere hatte auch die Post. Mit der Posthalterei war der Burkert-Fleischer betraut, der seinen Laden neben der „Landwirtschaftlichen“ hatte. Durch eine schmale Einfahrt gelangte man auf einen Hof mit Schuppen und einem Pferdestall. Dort standen bis zu drei Pferde. Als es noch keine Busse gab, waren es die Pferdewagen, die Postgut und Passagiere beförderten, nach Spindelmühle und Schwarzental bis in die 30er Jahre. Die Paketpost fuhr der Postillon Rücker noch bis 1945 mit dem Einspänner-Postwagen zu den Empfängern.

Die landwirtschaftlichen Geräte, Maschinen, Fuhrwerke mußten hin und wieder instandgesetzt, die Pferde beschlagen werden. Dazu waren Handwerker nötig: Schmied, Wagner, Sattler. Ein Sattler war nicht nur für die Reitsättel zuständig, sondern auch für das gesamte Pferdegeschirr, für die Polster und Lederdächer der feinen Kutschen. Einer aus dieser Zunft hat es in Hohenelbe bis zum Fabrikanten gebracht.

Unsere Bauern waren keineswegs die Geringsten im Wirtschaftsleben der Stadt Hohenelbe. Das wurde an Sonn- und Feiertagen und besonders bei Festen und Umzügen deutlich. Hier zeigte sich der Bauernstand gern in Augenhöhe mit den wohlsituierten Bürgern. Ein Bauernsohn aus Niederöls, Johannes Borth, hat als Dechant in Hohenelbe das Osterreiten begründet. Da ritten am Vormittag des Ostersonntags junge Bauern und Mädchen auf geschmückten Pferden über den Schleusenberg in die Stadt hinab. Unter ihnen, ebenfalls zu Roß, der Dechant. Bei der Kirche feierte man einen Feldgottesdienst, 1938 wohl das letzte Mal.

Der Hubertus-Verein Hohenelbe vereinte Stadt- und Landbewohner.
Bauern besaßen eben auch Wälder und sie betrieben Jagd

Der Bauer beim Grasmähen. Im Hintergrund vor dem Leiterwagen eine einfache Mähmaschine mit Schwadenblech, von dem das Getreide von Hand abgerafft und mit Strohseilen zu Garben gebunden wurde.

Mit der Flügelmaschine wurde das Getreide über einen „Tisch" in etwa gleich großen Bündeln abgelegt. Gebunden wurde noch von Hand (1925 bis 1935).

Der Bindemäher band das Korn mit Sisalschnüren automatisch (ab 1935).

Drei Generationen vom Gottstein-Hof sind hier im Einsatz (1923). Text: Margarete Hanka, geborene Gottstein

Faschingsdienstag bei 25 Grad Frost

"Meine älteren Geschwister im Jahre 1911, jeweils 1 Jahr auseinander" schrieb die Tochter Gretl des Paterbauern zu diesem Bild "

Die kirchliche Tradition – ein Erbe der Deutschen

"Von der Vertreibung aus Böhmen und Mähren nach dem zweiten Weltkrieg waren drei Millionen Katholiken mit 2000 Priestern und 2800 Ordensleuten betroffen. Die Grenzgebiete waren nach 1945 pastorale Ruinenfelder.

Auch heute sollten wir kritisch sein, bevor wir Hilfe anbieten oder leisten. Sie ist dann angebracht, wenn ein Kirchenbauwerk für Seelsorge und Gottesdienst gebraucht wird oder wenn es sich um ein erhaltenswertes Denkmal handelt. Dabei müssen wir mit Recht auch nach der Eigenleistung der jetzigen Bewohner fragen.

Sind diese Voraussetzungen gegeben, so können wir durch unser Mithelfen zeigen, daß wir unsere Heimat nach wie vor hoch schätzen und keineswegs abgeschrieben haben ".

(P. Norbert K. Schlegel, Sudetendeutsches Priesterwerk)

Diese Thesen zur Frage der Kirchenrenovierung in der alten Heimat sind hier vorangestellt zum besseren Verstehen gelegentlicher Hilfsmaßnahmen bei der Bestandssicherung und Ausbesserung von Kirchen, Kapellen, Kreuzwegen, Marterln und Standbildern.

Was geschah auf diesem Gebiet nach der Wende 1989/1990 in Hohenelbe ?

Die Dekanalkirche.

Die alte Kirche

Die neue Kirche

Naše dominanta wird sie in einem Aufruf tschechischer Bürger von Vrchlabí im Jahr 2001 genannt. „Unsere Dominante“ heißt das. Als solche beherrschte sie zweifellos über viele Generationen das Leben der deutschen Bewohner von Hohenelbe. Die neugotische Kirche, erbaut 1886 - 1889 und dem hl. Laurentius geweiht, und ihre einfachere Vorgängerin von 1845 dominierten auch nach außen hin das Bild der Stadt.

Gedanken zur Glockenweihe in Hohenelbe. Von Ernst Brosch

Als ich mich im Spätherbst 1991 einige Tage in Hohenelbe aufhielt, besuchte ich an einem Donnerstagabend in der Dekanalkirche St. Laurentius die hl. Messe. Höchstens zehn Menschen werden es gewesen sein, die in der Sakristei (!) mit Herrn Dechant Skalský unter einfachsten Bedingungen Eucharistie feierten. Es war trotzdem ein sehr würdiger Gottesdienst, an den ich mich gern erinnere. Obwohl die „Samtene Revolution“ schon eine Weile zurücklag, befand sich das ganze große Gotteshaus noch in einem erbärmlichen Zustand. Auch in der Stadt waren die Spuren der vier Jahrzehnte kommunistischer Herrschaft zu sehen.

In den Folgejahren wurden nach und nach erst einzelne Häuser renoviert, dann schöne Läden eingerichtet, die öffentlichen Gebäude und mit ihnen auch die Dekanalkirche

in Ordnung gebracht. So ist Hohenelbe wieder eine schöne Stadt geworden. Und ihre heutigen Bürger haben einen vorbildlichen Gemeinschaftsgeist entwickelt, der sie zu einer großen Leistung befähigt hat:

Sie wünschten sich, obwohl nur eine Minderheit von ihnen katholisch ist, daß vom Kirchturm wieder Glocken läuten. Im Kriegsjahr 1942 waren die Glocken zum Zweck der Rohstoffgewinnung requiriert worden. Nun, fast 60 Jahre danach, rief eine Bürgerinitiative zur Spendenaktion auf, die einen großen Widerhall fand. Aus Hohenelbe einst Vertriebene folgten diesem Beispiel.

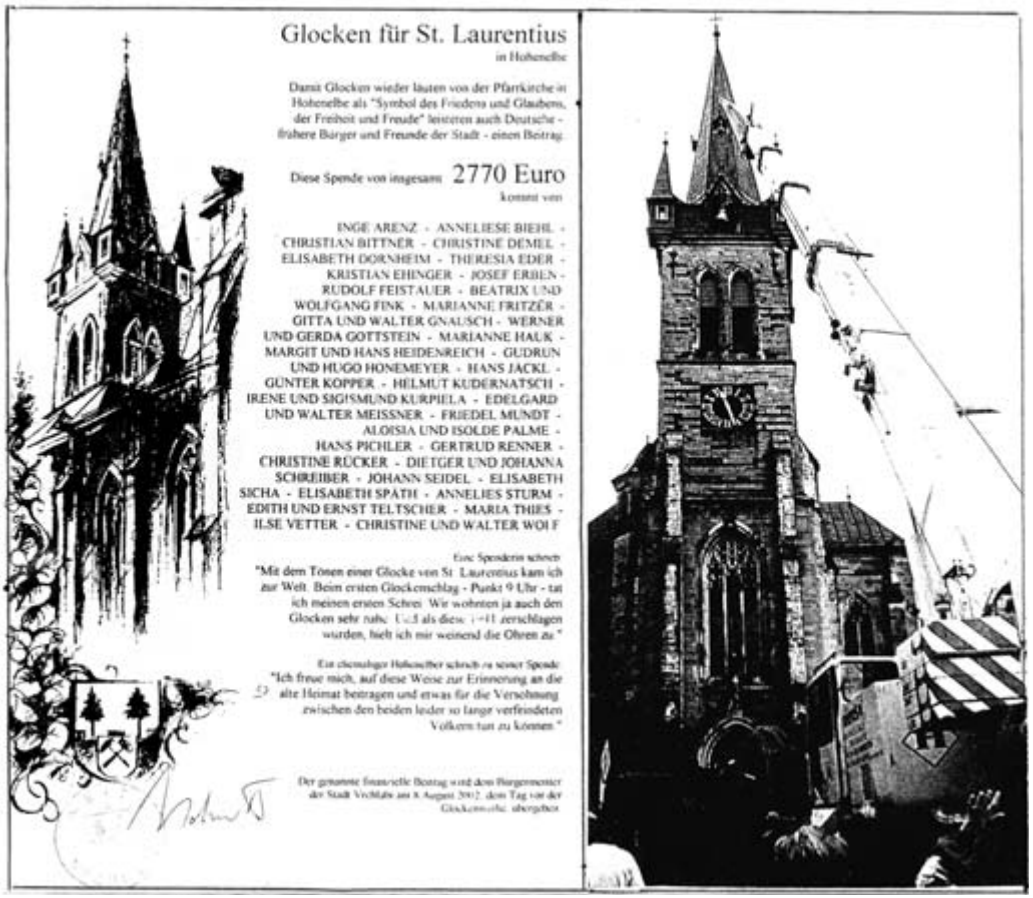
Die Laurentiusglocke:
1025mm Durchmesser, 650 kg.
Zum Vergleich:
Die 1942 zerschlagene wog 2000 kg

Die Gesamtkosten für das aus 3 Glocken bestehende Geläut belaufen sich auf rund 1 Million Kronen. Die für die große **St.Laurentius-Glocke** erforderlichen 325 000 Kronen kamen allein aus Spenden der Bürger zusammen. Als im Sommer 2002 diese neue Glocke als erste eintraf und im Schloß zur Schau gestellt wurde, war die ganze Stadt auf den Beinen und feierte den Einzug. Die Inschrift **„Friede den Menschen guten Willens“** hätte nicht besser gewählt werden können.

Die kleine **Glocke St. Wenzel,** nach dem Schutzpatron Böhmens benannt, hat die Hohenelber Firma Milan Zdenek bezahlt. Das Geld für **die mittlere Glocke** kam von der Stiftung Horáček in Turnau. Sie trägt den Namen der Patronin der Stadt, **St. Anna.** Am 10. August 2002, dem Namenstag des heiligen Laurentius, waren die drei Glocken blumengeschmückt vor dem Kirchenportal aufgestellt. Nach einem Gottesdienst in der überfüllten Dekanalkirche fand das große Ereignis statt: die Weihe der Glocken durch Weihbischof Msgr. Kajnek aus Königgrätz.

Das hatte Ernst Brosch seinen Schwarzentaler Landsleuten im Gemeindebrief *Rotschimmel* berichtet. Dazu kann man **aus dem Protokoll der Stadtverwaltung** entnehmen, daß Bürgermeister Ing. Jan Sobotka auch „die Delegation aus der Partnerstadt Baunatal und den Vertreter der ehemaligen deutschen Bürger der Stadt, die mit bedeutenden Beträgen beigetragen haben“, begrüßte.

Auch „Msgr. Kajnek dankte allen Spendern und erbat Gottes Segen. Danach vollzog er die feierliche Glockenweihe. Um 11 Uhr wurden die Glocken, eine nach der anderen, mit einem Kran zum Turm hinaufgebracht. Um 23 Uhr war unsere Stadtkirche aus 60 Jahren Stummheit erlöst: Es tönten die Glocken in harmonischem Klang. Mögen sie Frieden, Verstehen, Freiheit und Freude der Welt verkünden!“



Glocken für St. Laurentius
in Hohenelbe

Damit Glocken wieder läuten von der Pfarrkirche in Hohenelbe als "Symbol des Friedens und Glaubens, der Freiheit und Freude" leisteten auch Deutsche - frühere Bürger und Freunde der Stadt - einen Beitrag.

Diese Spende von insgesamt 2770 Euro
kommt von

INGE ARENZ - ANNELIESE BIEHL - CHRISTIAN BITTNER - CHRISTINE DEMEL - ELISABETH DORNHEIM - THERESIA EDER - KRISTIAN EHINGER - JOSEF ERBEN - RUDOLF FEISTAUER - BEATRIX UND WOLFGANG FINK - MARIANNE FRITZER - GITTA UND WALTER GNAUSCH - WERNER UND GERDA GOTTSTEIN - MARIANNE HAUK - MARGIT UND HANS HEIDENREICH - GUDRUN UND HUGO HONEMEYER - HANS JÄCKL - GÜNTER KOPPER - HELMUT KUDERNATSCH - IRENE UND SIGISMUND KURPIELA - EDELGARD UND WALTER MEISSNER - FRIEDEL MUNDT - ALOISIA UND ISOLDE PALME - HANS PICHLER - GERTRUD RENNER - CHRISTINE RÜCKER - DIETGER UND JOHANNA SCHREIBER - JOHANN SEIDEL - ELISABETH SICHA - ELISABETH SPATH - ANNELIES STURM - EDITH UND ERNST TELTSCHER - MARIA THIES - ILSE VETTER - CHRISTINE UND WALTER WOLF

Eine Spenderin schreibt
"Mit dem Tönen einer Glocke von St. Laurentius kam ich zur Welt. Beim ersten Glockenschlag - Punkt 9 Uhr - tat ich meinen ersten Schrei. Wir wohnten ja auch den Glocken sehr nahe. Und als diese 1941 zerschlagen wurden, hielt ich mir weinend die Ohren zu."

Ein ehemaliger Hohenelber schreibt zu seiner Spende
"Ich freue mich, auf diese Weise zur Erinnerung an die alte Heimat beitragen und etwas für die Versöhnung zwischen den beiden leider so lange verfeindeten Völkern tun zu können."

Der genannte finanzielle Beitrag wird dem Bürgermeister der Stadt Vrchlabí am 8. August 2002 dem Tag vor der Glockenweihe übergeben.

Die Kapelle am Annabrünnl, mit Textstellen von **Hans Pichler**

„Der Annabrünnl-Weg führt, von Hohenelbe kommend, am alten Gebäude der Quidenusfabrik vorbei und dann am heute leeren Wehrgraben und schließlich an der Elbe entlang beziehungsweise parallel zu ihr. Westseitig steigt der Waldhang zum Schleusenberg an. Man quert west-ost-streichende, steil bis vertikal stehende grünliche Schiefer des Riesengebirgs-Kristallins, die vor allem um die St.Anna-Kapelle mehrere Wasseraustritte haben. Hinter der Kapelle fließt eine Quelle aus, von der ein Teilstrom über ein Rohr in ein kleines Bassin im Inneren der Kapelle geleitet wurde. Damit war diese kleine Andachtsstätte eine Art Wasserheiligtum und ist als solches von kulturgeschichtlichem Wert.“
Das kleine Bauwerk war bis auf den aus rotem Sandstein gehauenen Türbogen und die

Grundmauern verfallen, als sich „ein tschechischer Bauingenieur, Jiří Daněk, den Wiederaufbau zur Aufgabe machte.“ Oktober 2003: Wände werden aufgemauert, Wasserzufuhr wird eingerichtet und das Ganze mit einem provisorischen Dach gedeckt. Kosten bis dato 150 000 Kronen (nach H.P.Dez.´03).

„Ein Aufruf der Oberhohenelber Walter Meissner und Hans Pichler hatte Erfolg: Einzelpersonen und der Heimatkreis spendeten insgesamt 675 Euro. An diesen Kostenbeitrag ist die Bitte geknüpft, auch der deutschen Vergangenheit der Andachtsstätte Annabrunn-Kapelle zu gedenken mit der Inschrift *Heilige Mutter Anna, bitte für uns!* Der Betrag von 675 Euro wurde heute, am 10. Juni 2004, den für den Wiederaufbau zuständigen Herren in Hohenelbe / Vrchlabí übergeben“.

So lautet die Urkunde zur Übergabe der „Geldspende zum Wiederaufbau der St. Anna-Kapelle in Oberhohenelbe“. Siegel Město Vrchlabí und Unterschriften von Ing. Jiří Daněk und dem 1. stellvertretenden Bürgermeister Josef Pistora. Die Überbringer waren Walter Meißner, Ortsbetreuer von Oberhohenelbe, und Wolfgang Fink.

Die Klosterkirche, dem hl. Augustinus geweiht

Besucher der Stadt Hohenelbe schwärmen heute von Konzerten, die sie in der Augustinerkirche gehört haben. Es ist in der Tat ein Erlebnis besonderer Art, ob es nun Kirchenmusik oder profane Musik ist, ob alte oder neue, dieser Raum ist ein ideales Odeon. „Man kann sich kaum vorstellen, wie innig sich Raum und Musik zu einzigartiger Harmonie verbinden“, schreibt Pater Siegfried Back 1965 aus einem bayerischen Augustinerkloster. Er war während des Krieges im Kloster Hohenelbe. Und er beschreibt die Klosterkirche als „ein Kleinod besonderer Art. Der Reichtum der dezent und nicht überladen verwendeten barocken Formen entzückt jedermann. Der Frohsinn der Barockzeit spricht aus jeder Kleinigkeit. Nichts Stilwidriges stört.“

Das Augustinerkloster wurde 1706 begonnen. Erst 1714 nahmen die Augustiner Besitz von der Stiftung. Ein Jahr vorher war auch der Grundstein für die Kirche gelegt worden. Deren Bauzeit war noch länger: Sie wurde erst am 27. September 1733 eingeweiht. Es sollen nur 10 Maurer beschäftigt gewesen sein.

Das Stiftsgebäude beherbergt heute das Hohenelber Riesengebirgs-Museum. In den Kriegsjahren war unter Dr. Karl Schneider schon der Umzug der Sammlungen aus dem alten Quartier ins Kloster begonnen worden. Die tschechische Museumsverwaltung hat diese Arbeit konsequent fortgesetzt und ausgebaut.

Das Augustinerkloster um 1845. Nach einer Zeichnung von C. W. Arldt

Der Friedhof

„Hinter dem Kloster“ hieß das Strasserl von der Augustinerkirche entlang der Schloßparkmauer zur „Braatsaach“, dem Sägewerk (Brettsäge). 1945, am Ende der deutschen Stadtgeschichte sprach Karl Schneider von der „Straße der Deutschen“ und meinte damit seinen Weg vom Staffelberg zu seinem Arbeitszimmer im Klosterstift. In den Monaten nach dem Krieg war die Haupt- und Geschäftestraße für die Němci tabu. Sie durften nur die Parallelwege hier am Westrand der Stadt und entlang der Elbe benutzen.

Das fällt dem deutschen Besucher unwillkürlich ein, als er hinter dem Kloster die Rampe zum Friedhofsportal betritt. Ein Blick nach links auf das Haus des Friedhofsgärtners weckt eine weitere Gedankenverbindung. Thomas hießen die Leute, die hier über zwei Generationen den Dienst verrichteten. Schweres haben sie im Jahre 1945 ertragen müssen. Im Ortsbuch Oberhohenelbe ist diese Tragödie beschrieben.

Wende ich mich nach rechts, gehe ich an den breiten Familiengrüften vorbei, von denen die der Petera die bestgepflegte ist, oder steige ich den Hauptweg zu dem großen Kreuz hinauf? fragt sich der Besucher. Er wird an so einem Tag und an diesem Ort beide Wege

gehen und noch einige mehr. Er wird auch ohne Weg durch wilden Bewuchs steigen. Wo das Durchkommen am mühsamsten ist, sind viele für ihn sehenswerte Zeugnisse der deutschen Ära Hohenelbes. Ein- oder zweimal im Jahr wird das Grün gemäht. Das muß ein immenser Aufwand sein auf diesem großen Gottesacker. Dabei ist auf die oft unscheinbaren Grabmale Rücksicht zu nehmen.

Und die Grüfte und Gruftkapellen oder was davon noch übrig ist! Sie befinden sich an der Innenseite der Friedhofsmauer und sind mit dieser häufig untrennbar verbunden. Die Mauer selbst, an mehreren Stellen vom Einsturz bedroht, ist mit Sträuchern und kleinen Bäumchen bewachsen, deren Wurzeln das ohnehin morbide Mauerwerk noch weiter zerstören. Nur ganz wenige Nachfahren der hier bestatteten Toten können für den Erhalt des Familiengrabes etwas tun oder tun lassen. Und für die Gemeinde ist das eine unlösbare Aufgabe. Da hilft kein pietätvolles Klagen, auch kein unsachliches Schimpfen. Sechs Jahrzehnte hinterlassen ihre Spuren. Aber selbst der heutige Zustand entbehrt nicht einer gewissen Ästhetik.

Nur - es wird kein Dauerzustand sein. Der Verfall wird weitergehen. Das Areal wird für künftige Bestattungen gebraucht. Was tun? Es gibt eine Bestandsaufnahme aller Grabstätten mit Abbildungen, von der Stadtverwaltung durchgeführt. Das Archiv des Riesen-

gebirgsmuseums in Marktoberdorf besitzt eine Kopie dieses umfangreichen Dokumentes. Es fanden schon mehrere gemeinsame Begehungen und Besprechungen statt mit dem Ergebnis, daß die Stadt einen kleinen Bereich des unteren Friedhofabschnitts, rechts des Eingangs, als parkähnliche Gedächtnisstätte gestalten will. Dieser Bereich beinhaltet eine große Zahl baulich und historisch interessanter Grüfte und Grabmale. Weitere Grabsteine, Skulpturen oder Schriftplatten könnten hinzugefügt werden.

Immer wieder findet man Spuren aus der Stadtgeschichte, die auch den gegenwärtigen Bewohnern von Hohenelbe etwas bedeuten könnten, so zum Beispiel in einer aktuellen Riesengebirgsheimat vom Februar 2007 - „Der Möhwald Berti aus Schreibendorf und sein Bruder“ entdecken bei Erkundungen auf dem Friedhof die Gruft, in der Edmund Zirm, der Erbauer der Hohenelber Dekanalkirche, als erster von sieben Familienangehörigen seine letzte Ruhe fand. 92 Jahre alt wurde der Baumeister, der als 56-Jähriger anno 1886 nach Plänen des Prager Architekten Stephan Tragl den großen Bau begann und innerhalb von zwei Jahren vollendete.

1885 hatte man die für die Stadt zu klein gewordene Kirche abgetragen. Der Friedhof war schon 80 Jahre vorher aufgehoben und hinter dem Augustinerkloster neu errichtet worden. In den seitdem vergangenen 200 Jahren ist er mehrfach erweitert worden. Die Friedhofsmauer wird heuer 180 Jahre alt!

Gelbes Kreuz und Schreibendorfer Kapelle

Wendet man sich am Kloster nordwärts dem inzwischen mit Wohnhäusern bebauten Schleusenberg zu, kommt man nach einem kurzen Anstieg zum Gelben Kreuz, oder besser gesagt, zu seinen Resten. Es steht nur noch der steinerne Sockel. Das Kreuz fehlt und die beiden Linden, die das Standbild flankierten, mußten vor ein paar Jahren gefällt werden. Der ehemals so schöne Ausblick auf die Stadt im Tal der Elbe ist durch Hausdächer verstellt. Wenige Meter hinter den Überresten des Gelben Kreuzes verläuft die stark befahrene Umgehungsstraße. Der schöne Ort, wo früher unsere Sonnwendfeuer loderten, ist nicht mehr.

Ein besseres Schicksal war der Schreibendorfer Kapelle beschieden. Sie steht jenseits der Umgehungsstraße am Weg nach Schreibendorf. Ihre Erbauung schreibt der dankbare Volksglaube dem großen Volkskaiser Josef II. zu. So kann man in der Renovierungsurkunde von 1895 lesen. Die Kapelle ist der heiligen Anna, der Patronin der Stadt Hohenelbe, geweiht.

Wieder hundert Jahre nach jener von der „Deutschen Lesehalle“ angeregten und durchgeführten Reparatur war eine fast komplette „Rekonstruktion“ nötig. Die gegenüber alten Denkmalen gleichgültig bis feindlich eingestellte sozialistische Herrschaft war passé.

Es war höchste Zeit, daß man sich besann, geschichtlich Gewachsenem erneut Geltung zu verschaffen. So baute man die nahezu verfallene Kapelle in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts in ihrer alten Form wieder auf. Neben ihr lädt eine Bank zur Rast ein. Das Angebot nimmt der Wanderer nach dem halbstündigen Anstieg gern an, zumal er obendrein mit einer prachtvollen Sicht auf die Stadt Hohenelbe und das südöstliche Gebirgsvorland belohnt wird.

Im Jahre 1895 unter der glorreichen Regierung Sr. Majestät Franz Josef I., Kaisers von Oesterreich und apost. Königs von Ungarn, als Frau Aloisia Gräfin Czernin von Chudenic, geb. Gräfin von Morzin, die Besitzerin der Herrschaft Hohenelbe, Herr Franz Thallmayer Bürgermeister der Stadt Hohenelbe, Herr Anton Lorenz Gemeindevorsteher von Oberhohenelbe waren, wurde diese Kapelle zum Andenken an den großen Volkskaiser Josef I., welchem dankbarer Volksglaube deren Erbauung zuschreibt, durch den Ertrag einer Sammlung unter Mitgliedern der Deutschen Leschalle in Hohenelbe in der Höhe von 125 fl. (Gulden) österr. Währ. und einen Beitrag der Gemeinde Oberhohenelbe von 20 fl. ö.W. neueingedeckt und hergestellt.

Den Dachstuhl und die Schindeleindeckung führte Zimmermeister Johann Franz aus, die Spänglerarbeiten besorgte Klempnermeister Heinrich Seidl und das Kreuz schenkte dessen Verfertiger Schlossermeister Karl Wiegner, sämmtlich in Hohenelbe.

Aus der Urkunde der Renovierung 1805

1998

2002

Das evangelische Bethaus

In Hohenelbe und den umliegenden kleinen Gemeinden waren evangelische Christen eine kleine Minderheit. Die Volkszählung von 1910 ergab für die Stadt mit 7047 Einwohnern nur 313 „Protestanten aller Bekenntnisse“ gegenüber 6570 Katholiken (Damals war übrigens nur jeder zehnte Einwohner der Stadt ein Tscheche). Vor 1900 hielt die kleine evangelische Gemeinde ihre Gottesdienste im Zeichensaal der Bürgerschule ab. Betreut wurde sie vom evangelischen Pfarrer aus Hermannseifen.

„Im Jahre 1900 wurde das Bethaus in der Kablikstraße errichtet und am 21. Oktober von Pfarrer Stiller aus Hermannseifen eingeweiht. Am 1. Jänner 1910 erhielt die Pfarrgemeinde (Hohenelbe) unter Pfarrer Muhr eigene Matriken. Der letzte von vier Pfarrern war ab 1927 Pfarrer Hodel. Er wohnte mit seiner Familie im Bethaus und betreute von hier aus auch die Zweiggemeinde Hackelsdorf und die 25 km entfernte evangelische Gemeinde in Rochlitz. In den Sommermonaten kamen die Kurgemeinden Spindelmühle und Harrachsdorf hinzu. Als Johann Hodel 1940 zum Kriegsdienst einrückte, hatte Pfarrer Zinnecker aus Mittellangenau die Vertretung. Er hielt am Pfingstmontag 1946 den letzten deutschen Gottesdienst im Bethaus an der Kablikstraße.“ Das berichtet uns Richard Flögel.

Bethaus Hohenelbe

Kirche Hackelsdorf

Heute hat die alte Kablikstraße den tschechischen Namen Českých bratři d. h. Straße der Böhmischen Brüder. Das war seit dem 15. Jh. eine religiöse Gemeinschaft zur Erneuerung des Urchristentums. Diese aus den Hussiten hervorgegangene, mehrfach zerschlagene protestantische Richtung hat sich im tschechischen Volk erhalten. Daß die heute kleine Gemeinde „lebt“, erwies sich vor einigen Jahren, als die Schwiegertochter von Pfarrer Hodel, Frau Maria Hodel, zu festlichem Anlaß im Bethaus herzlich empfangen wurde.

Schülerjahre in Hohenelbe

Ich bin Jahrgang 1923 und konnte meine Schulzeit noch im Frieden absolvieren. Es waren die Jahre 1929 bis 1937. *Mit diesen Worten leitet* ***Rudolf Feistauer*** *die* ***Erinnerungen an Volksschule, Bürgerschule und ihre Lehrer*** *ein.*

Wer heute in die alte Heimat im böhmischen Riesengebirge kommt, findet das ansehnliche Gebäude unserer Volks- und Bürgerschule in gutem Zustand vor. Verglichen mit so manchem Schulbau der Nachkriegszeit kann uns diese Schule noch mit Stolz erfüllen. Auch der Geist, der in diesem Haus wehte, war ein anderer als in den heutigen Schulen. Und von wegen nur Bürgerschule! Auf jedem Abschlußzeugnis stand die Formel: Dieser Schüler hat eine über das Lehrziel der allgemeinen Volksschule hinausgehende Bildung genossen. - Ein Abschluß also vergleichbar mit der Mittelschule. Und es gab zu meiner Zeit schon eine 4. Klasse, also (nach 5 Klassen Volksschule) ein 9. Schuljahr. Eine Fremdsprache war obligatorisch, ebenso eine kaufmännische Grundbildung. Mit solchen Kenntnissen konnte der Schulabgänger ohne weiteres in einem Büro anfangen.

Vom 1. bis zum 5. Schuljahr, das war also die Volksschule, gab es den Klassenlehrer für das ganze Schuljahr, der alle Fächer mit Ausnahme von Religion und eventuell Turnen bestritt. In der weiterführenden Bürgerschule dagegen hatten wir Fachlehrer. Ich will nun versuchen, meine und mir bekannte Lehrer und Lehrerinnen zu nennen und sie zu beschreiben.

Da war der Lehrer End. **Heinrich End,** mein Lehrer im 1. Schuljahr: Ein lieber Mensch, der uns immer Bonbons mitbrachte. War Junggeselle, lebte mit seinen Schwestern im Wendthaus. - In der 2. Klasse hatten wir **Rudolf Nittner,** einen strengen Lehrer. Sehr deutschnational. Er wohnte mit Frau und 2 Söhnen im Neubauviertel beim Gymnasium. Mir gab er 2 Zweier ins Zeugnis, damit ich - wie er sagte - nicht zu überheblich werde.

Der **Lehrer Weikert** im 3. Schuljahr war ein forscher junger Mann, den wir alle gern mochten. Er war es, der mich und den Goder Wolfgang an die Tafel holte. Wir sollten ein jeder „Rote Bete“ schreiben, die Bezeichnung für Rote Rüben also. Wir sahen uns gegenseitig an und schrieben dann „Rote Beete“. Damit lagen wir beide (nach damaliger Regel) falsch und durften abtreten. - **Fräulein Helene Erben,** Klassenlehrerin im 4. Jahr, war jung und wohlgeformt. Das gefiel uns Jungen natürlich und wir verehrten sie. Als wir sie einmal bei einem reifen Herrn eingehängt auf der Straße sahen, waren wir enttäuscht. - Im letzten Jahr der Volksschule hatten wir den **Lehrer Wenzel.** Vorname Bruno. Er war ebenfalls jung, sportlich und gut aussehend. Herr Wenzel war noch ledig und wohnte als Untermieter bei Illners gegenüber dem Gericht. Als mein Vater an einem Sommerabend im Stadtpark beim Grasmähen war, kam Lehrer Wenzel vorbei, nahm Vater die Sense aus der Hand und mähte, als ob er nie etwas anderes gemacht hätte. Er mußte aus einem Dorf stammen, wohl vom Bauernhof. Wenzel förderte mich als den klassenbesten Schüler in besonderer Weise.

Nun die Bürgerschule, mein 6. bis 8. Schuljahr. Ich besuchte diese Anstalt vom September 1934 bis zum Juni 1937, wechselte danach aber in die Webschule.

Im 1. und 2. Jahr der Bürgerschulzeit hatte ich als Klaßlehrer **Wilhelm Bensch.** Das war ein großer, kräftiger Mann, vor dem wir Respekt hatten. Er war jedoch ein sehr bescheidener Mensch, oft mit Rucksack und Fahrrad unterwegs. Sein Vater war Rauchfangkehrer in Freiheit, seine Mutter eine Tochter vom Bönisch-Fleischer in Schwarzental. Herrn Bensch hatten wir in Rechnen, Sprachlehre und Turnen. - In der 3. Klasse hieß der Klaßleiter **Hermann Burkert,** genannt Manni. Er stammte aus Niederlangenau und hatte sich an der Hennersdorferstraße ein Haus gebaut. Bei ihm hatten wir Sprachlehre/Deutsch. Der Burkert Manni war ein passionierter Radfahrer. - Im Fach Zeichnen unterrichtete der aus Niederhof stammende Lehrer **Hans Goder.** Sein Sohn Wolfgang war in der Volksschule einer meiner Klassenkameraden. Herr Goder war ein strenger Lehrer, der auch schon mal mit dem Rohrstock für Ordnung sorgte. Im Ersten Weltkrieg war er Offizier. Häufig sprach er von seinem Einsatz an der Isonzofront und hielt auch öffentlich Vorträge zu deutschnational gefärbten Themen. So verwundert es nicht, daß Herr Goder nach dem Anschluß des Sudetenlandes an das Deutsche Reich zum Schulleiter berufen wurde. Nach Kriegsende mußte er das schwer büßen. - Der Lehrer **Franz May** war ein unsicherer Mensch. Er gab bei uns neben Naturlehre auch Gesang. Eine körperliche Behinderung konnte ihn nicht davon abhalten, eine Familie zu gründen. - **Franz Wonka** hat nach meiner Erinnerung Geschichte und Erdkunde unterrichtet. Er wohnte bei Lehrer Stransky in der Flurgasse. - Den Fachlehrer **Zimprich,** Vorname **Hubert,** hatten wir zeitweise als Turnlehrer. Er gab aber auch Steno und Tschechisch, glaube ich. Der junge Mann war stets gut gekleidet. Meist sah man ihn in Knickerbockers.

Nicht vergessen darf ich die beiden katholischen Katecheten. Der **Pater Vinzens:** klein, rundlich und glattrasiert. Der Augustinermönch **Rudolf Blumentritt,** der mit seinem tschechischen Prior in dem riesigen Klosterbau wohnte, ein Freund leiblicher Genüsse, Bürgermeister der Stadt Hohenelbe in den 30er Jahren. Mein Heimatschein ist von Blumentritt unterschrieben.

Leiter der Knabenvolksschule und der Bürgerschule war zu meiner Schulzeit **Direktor Franz Wagner.** Als Lehrkraft trat er nur selten in Erscheinung, war wohl die meiste Zeit mit Verwaltungsangelegenheiten beschäftigt. Nach dem Einzug der deutschen Truppen im Oktober 1938 ging Wagner in den Ruhestand.

Unsere Lehrer sahen die Wissensübermittlung noch als echte Aufgabe an, und sie müssen ihren Beruf geliebt haben. Daß sie mehrheitlich national eingestellt waren, gehörte zum Überlebenskampf der deutschen Volksgruppe in der Tschechoslowakei.

Das Gymnasium in Hohenelbe

Diese höhere Lehranstalt im Süden der Stadt an der Bräuhausstraße begann im Jahre 1909 als „Städtisches Kaiser Franz Josef I. Jubiläums-Reformrealgymnasium“. Das Jubeljahr der 60. Wiederkehr der Thronbesteigung des geliebten Kaisers hatte den Entschluß zum Bau der Schule beschleunigt und wohl auch finanziell begünstigt.

Als das Schulgebäude nach nur 9 Monaten Bauzeit fertig war und vor Gemeindevertretung, Festgästen, Lehrern und Schülern seiner Bestimmung übergeben wurde, sprach denn auch „der Bürgermeister, Rechtsanwalt Dr. Hubert Schrimpl, dem allergnädigsten Kaiser und Herrn den ehrerbietigsten Dank aus, dieweil er die Gnade hatte, huldvollst zu gestatten, daß die beiden Anstalten (die zweite war die untere Volksschule im selben Gebäude) den Allerhöchsten Namen im Titel führen. In das auf den Kaiser ausgebrachte Hoch stimmte die Versammlung mit Begeisterung ein.“ - Das war ein Zitat aus dem Jahresbericht 1909/10 der neuen Schule.

Das Gymnasium, wenige Jahre nach seiner Fertigstellung

Franz Wiedemann, k. k. Regierungsrat und provisorischer Leiter der Anstalt bezeichnete es als die vornehmste Aufgabe der Reformschulen, die Schüler zur Arbeit zu erziehen und verglich die Schule mit einer Waffenschmiede, in der die Jugend sich das Rüstzeug

für den Kampf des Lebens holen müsse. In der Schule ist nicht das Lehren, sondern das Lernen die Hauptsache.

Die Schule hatte im 1. Schuljahr 1909/10 eine I. und eine III. Klasse mit (am Ende) 69 Schülern. Zwölf hatten im Laufe d. J. aufgegeben. Die zehn Mädchen werden in der Statistik als „Privatistinnen“ geführt im Gegensatz zu den „öffentlichen Schülern“.

Das war der bescheidene Anfang. Als dann die ersten Maturanten die Reifeprüfung abgelegt hatten, brach der Erste Weltkrieg aus. Die Absolventen der 8. Klasse wurden als „Einjährig-Freiwillige“ zum Kriegsdienst eingezogen. Bald zählten die oberen Klassen nur noch 3 oder 4 Schüler. Im Festsaal der Schule erinnerte später eine Gedenktafel an die in diesem Krieg gefallenen Schüler.

Das Lehrerkollegium um 1930

Das deutsche Gymnasium in Hohenelbe hat im Laufe seiner Geschichte zweimal seinen Namen ändern müssen. Nach der Besetzung der Sudetengebiete durch das tschechische Militär 1919 und der gewaltsamen Eingliederung in die Tschechoslowakische Republik wurde das städtische zum staatlichen Gymnasium und hieß nun **„Deutsches Staats-Reformrealgymnasium in Hohenelbe“.** Von dieser Zeit an bis 1938 hatte das Gymnasium um seinen Bestand zu kämpfen. Der Bund der Deutschen und der Deutsche Kulturverband aber konnten eine Schließung verhindern. Schulleiter und Lehrer waren sich klar darüber, daß ohne ständige Loyalitätsbekundungen an die Adresse des Staates eine deutsche Höhere Schule in der Stadt auf die Dauer keinen Bestand haben würde. Während noch 1919 angesichts der 54 Toten und über 100 Verletzten des 4. März der damalige Schülerrat einen mehrtägigen Streik beschloß und auch durchhielt, gab es später die angeordneten und von Prag erwarteten Pflichtübungen.

Aus dem 29. Jahresbericht Schuljahr 1937/38:

Th. G. Masaryk †.

Ein Leben, groß und reich, wie es nur wenigen beschieden ward, ist am 14. September 1937 verloschen. Zutiefst erschüttert stand eine ganze Nation an der Bahre des Mannes, dem es vergönnt war, die lang gehegte Sehnsucht seines Volkes zu erfüllen. Aus kleinen Verhältnissen steigt Th. G. Masaryk rasch empor, wird Gelehrter, Politiker, Diplomat; der Weltkrieg läßt ihn zum Staatsgründer werden. Als Präsident leitet er fast zwei Jahrzehnte lang die Geschicke der Čechoslovakischen Republik, bis Krankheit und Alter ihn zwingen, beiseite zu treten. Hochgeehrt von allen Bürgern des Staates, angesehen im fernsten Ausland, hat nun dieser Verfechter reinen, edlen Menschentums die Augen für immer geschlossen. Seinem Namen ist der Preis der Unvergänglichkeit zuteil geworden.

14. September: Ableben des Herrn Präsidenten-Befreiers Th. G. Masaryk. Hissen der Staatsflagge auf Halbmast. Nach diesbezüglicher oberbehördlicher Weisung Ansprache des Direktors an die Schüler im Festsaal. Absingen der Staatshymne. Vorzeitige Beendigung des Unterrichts. 17. September: Schulfeier. Um 10 Uhr begeben sich Lehrkörper und Schüler in den Festsaal, der mit der Büste des verewigten Herrn Präsidenten geschmückt ist. 21. September: Übertragung der Beisetzungsfeier. Am nächsten Morgen wird die Staatsflagge eingezogen. 27. Oktober: Feier des Staatsgründungstages im geschmückten Festsaal. Am Schluß die Hymne, und vom Schulgebäude weht die Staatsflagge.

So ließe sich die Liste der Anlässe fortsetzen: Geburtstag des verstorbenen Präsidenten, Geburtstag seines weniger populären Nachfolgers, mit Ansprachen, Hymne, Flagge . Die politischen Spannungen der Jahre 1937 und 1938 machten sich auch im Schulprogramm bemerkbar. 29. September 1937: wegen einer Luftschutzübung beginnt der Unterricht heute erst um 8 Uhr 15 Minuten. 30. März 1938: Vortrag des städtischen Tierarztes Dr. Fink „über den Einfluß der Kampfgase auf die Tiere und auf Nahrungs- und Futtermittel sowie über den Bakterienkrieg“. Die erste Aprilwoche stand unter dem Motto „Belehrungen der Schüler über den heurigen Wahlspruch des čechoslovakischen Roten Kreuzes DIE WAHRHEIT SIEGT und WOCHE DER REINLICHKEIT“. Ein paar Tage später folgten „Belehrungen über den Osterfrieden des čechoslovakischen Roten Kreuzes“. (?) Die Schreibweise der tschechischen Wörter fällt auf; sie scheint reglementiert gewesen zu sein!

Die Schülerzahl am Ende des Schuljahres 1937/38 betrug 268, davon 77 Mädchen. Knapp die Hälfte der Schüler wohnte in Hohenelbe bei den Eltern, der Rest kam täglich von auswärts (93) oder wohnte die Woche über in der Stadt „bei verantwortlichen Aufsehern“(49).

Krieg gab es noch nicht zu Beginn des nächsten Schuljahres, wohl aber eine Menge Neuerungen, denn nun waren wir ja „im Reich“. Die Höhere Lehranstalt an der Bräuhausstraße

hieß bald **Oberschule für Jungen in Hohenelbe.** Die politische Situation blieb brisant. Und mit dem Schuljahr 1939/40 hatten wir schon den Zweiten Weltkrieg. Die Schüler der 8. Klasse wurden, sobald sie die Reifeprüfung abgelegt hatten, zum Wehrdienst einberufen. Bevor die nächsten zum Abitur antraten, waren von ihren Vorgängern schon etliche gefallen oder zum „Genesungsurlaub“ nach Hause gekommen.

Ein Jahresbericht über ein Schuljahr aus der Zeit im Dritten Reich liegt nicht vor. Man kann sich ihn ausmalen: Nach dem geliebten Kaiser und dem hochverehrten Präsidenten mußte nun dem geliebten Führer gehuldigt werden. Die Feiern und Appelle waren nun von mehrfachem Sieg Heil! begleitet, wurden jetzt mit dem Deutschland- und Horst Wessel-Lied beschlossen. Und am Schulgebäude wehte die Reichsflagge mit dem Hakenkreuz. Neu im Schulbetrieb waren Uniformen. Der Wechsel aus einem System in ein anderes berührte am wenigsten das Schulgebäude. Auch die Schüler waren immer wieder andere. Aber Lehrer gab es, die noch die k. k. Österreichische Monarchie erlebt hatten, danach ihre Schüler zur Treue dem tschechoslowakischen Staat gegenüber anleiten sollten, und nun vor einer neuen Herausforderung standen und bei all dem glaubhaft bleiben mußten. Wahrlich keine leichte Aufgabe!

Mit dem Schuljahr 1941/42 wurde der sogenannte „Reifevermerk“ eingeführt. Das bedeutete, daß die 18-Jährigen bereits kurz nach der Versetzung in die achte Klasse zum Kriegsdienst eingezogen wurden. Der Reifevermerk wurde im Nachkriegsdeutschland aber nicht anerkannt. Die heimgekehrten Soldaten mußten das Abitur nachmachen.

Die Brutalität des Krieges nahm zu. Im September 1943 wurden die ersten dreiundzwanzig Gymnasiasten der Jahrgänge 1926 und 27 zum Kriegsdienst als Luftwaffenhelfer bei der Flugabwehr eingezogen. Was dann in Berlin geschah, darüber wird an anderer Stelle dieses Buches berichtet.

Klassenreste

1943: „...bald blieben nur die Mädchen zurück“

Die Oberklassen wurden immer schütterer, bald blieben nur die Mädchen zurück. Klassen wurden zusammengelegt. In den freigewordenen Räumen richtete man ein Lazarett ein. Das Gymnasium löste sich zu Jahresbeginn 1945 immer mehr auf. Vierzehn- und fünfzehnjährige Jungen wurden in Wehrertüchtigungslager abkommandiert. Ein ordnungsgemäßer Unterricht war nicht mehr möglich.

Nach der Kapitulation vom 8. Mai 1945 mußten sich die noch verbliebenen Schülerinnen und Schüler der Oberschule für Jungen in Hohenelbe auf dem Schulhof versammeln. Der letzte Schulleiter, Oberstudiendirektor Meininger, teilte ihnen mit, daß die Schule nun geschlossen sei und daß die Älteren unter ihnen sich sofort auf dem Arbeitsamt melden müßten. Das war das Ende für das Deutsche Gymnasium in Hohenelbe. In den 36 Schuljahren haben etwa 1400 bis 1500 deutsche Jungen und Mädchen diese Schule besucht. Etwa 600 von ihnen legten hier die Matura oder das Abitur ab.

Dieser letzte Absatz und viele andere Textstellen dieser Schulgeschichte sind aus einer Abhandlung entnommen, die Dr. Franz Zieris im Jahre 1998 verfaßte. Im 29. Jahresbericht des Gymnasiums ist der „ *Franz Zieris, Schwarzenthal“ als einer von 39 Schülern und Schülerinnen der 3. Klasse erwähnt. Das Sternchen vor dem Namen bedeutet: Schuljahr 1937/38 mit Auszeichnung bestanden.

Zieris beendete seinen Aufsatz mit den Worten: „Die Absolventen der deutschen Schule denken heute mit Wehmut an ihr Gymnasium zurück“. Ein anderer, es war Ernst Kröhn-Gießdorf, zitierte 1959 den ersten Schuldirektor Adolf Müller:

„Waren es auch Jahre voll Mühe und Arbeit, so war es doch köstlich gewesen.“

Schuljahr 40/41
unsere Mädchen
Bild: Rudi Pfeil

Über 60 Jahre
später!
Hohenelber
Schulfreunde

Das Sonnenbad

Eine heitere Sommergeschichte von **Else Schnabel**

Es war der Stolz unserer Stadtväter und einiger Gesundheitsapostel, zu denen auch mein Vater gehörte. Vorstand des „Licht-, Luft- und Sonnenbades“ war Herr Wenzel Kraus, seines Zeichens Hutmacher; ein ehrenwerter Bürger unserer höchst ehrenwerten Stadt. Ich habe ihn noch deutlich in Erinnerung: ein langer, zaundürrer Mann mit hageren Zügen und spärlichen grauen Haaren. Immer gemütlich, wenn er mit unserem Vater sprach und immer kritisch, wenn wir in sein Blickfeld gerieten. Wir, das waren mein um zwei Jahre älterer Bruder Kasimir und ich, damals achtjährig, mit dem seltenen Namen Jolanthe.

Wir hatten eine Nase dafür wenn mein Vater sich anschickte, ins Sonnenbad zu gehen, und es war keineswegs selbstverständlich, dahin mitgenommen zu werden. Vielmehr war das eine ganz besondere Vergünstigung! Und da wir dies wußten, schlichen wir zu gegebener Zeit scheinheilig um unseren Vater herum, immer auf den günstigen Moment wartend, wo wir ihm unser Anliegen vortragen konnten. „Bitte, Papa, darf ich mitgehen?“

Es war immer ratsam, solche Wünsche erst dann laut werden zu lassen, wenn die Mutter außer Hörweite war, es konnte ihr unseligerweise etwas einfallen; daß eines von uns etwa seine Schulaufgaben noch nicht gemacht hatte, daß ich ihr noch beim Bohnenschnippeln helfen konnte, oder... Mama fiel immer etwas ein, wenn wir mit Vater ins Sonnenbad wollten! Vielleicht ärgerte sie sich nur, weil sie nie mitkonnte, denn das Sonnenbad war nur dem starken Geschlecht vorbehalten und Kindern, „sofern sie sich anständig aufführten“, wie der sich stets gleichbleibende Refrain des Herrn Wenzel Kraus lautete, der wie der liebe Gott persönlich am Eingang zu diesem Paradiese Wache hielt.

Nun, die eingezäunte Freiheit von Mutters Aufsicht war jedenfalls groß genug, daß wir uns den Blicken der Erwachsenen, vor allem des Vaters, wenigstens teilweise entziehen konnten. Und Papa, wohl eingedenk seiner eigenen Jugend, sah uns manches nach, was Mama unnachsichtig rügte.

Die Herrlichkeit begann damit, daß wir in die Badeanzüge schlüpften. Leider erlaubte die Mutter nicht, daß ich, wie es Kasimir durfte, im Badeanzug durch die Hauptstraße und die angrenzende Flurgasse lief. „Wolltest du das wirklich? Aber Jolanthe! Du bist doch ein Mädchen.“ Ich begriff durchaus nicht, warum ich nicht dasselbe tun durfte wie Kasimir. Ich muß gestehen, ich fand es damals recht lästig, ein Mädchen zu sein. Unser Familienoberhaupt lief uns voraus und schien unsere Begleitung ganz vergessen zu haben. Neben uns lief Flora, unsere Jagdhündin, mit hängender Zunge. Da sie ins Sonnenbad nicht hinein durfte, hatte sie eigentlich nichts dabei zu suchen, aber sie wußte es immer einzurichten, daß sie mit von der Partie war. So wartete sie geduldig am Bretterzaun des Sonnenbades, bis wir heimkehrten, um uns dann freudig bellend entgegenzuspringen.

Beim Tore angekommen, wo Herr Krause in einem kleinen Holzhäuschen thronte, löste Vater die Billets. Jetzt erst schien es ihm einzufallen, daß er ja in Begleitung seiner Sprößlinge angekommen war, und er sah sich erstmals nach uns um. Das „Luft-, Licht- und Sonnenbad" war nicht übermäßig groß. Den Mittelpunkt bildete ein ausgehobener Platz, auf dem die Herrenwelt alle Arten von Ballspiel durchführte. Rings um den Platz zogen sich grüne Rasenflächen, wo man sich auf bereitstehenden Pritschen nach Herzenslust in der Sonne räkeln konnte. Liegestühle, wie man sie heute kennt, gab es damals noch nicht. Dafür hatten wir dort alle Arten von Kinderbelustigungen, allerdings in der primitivsten Ausführung! Aber - was machte uns das schon aus? Wir konnten schaukeln, auf der Rutschbahn schliddern, Karussell fahren, wozu wir eben Lust und Laune hatten. Allerdings, die Rutschbahn hatte ihre Tücken! Da ihr Holz alt und morsch war, kam ich nicht selten heulend bei meinem Vater an, weil ich mir an unnennbarer Stelle einen Schiefer eingezogen hatte. Kasimir, immer geschäftstüchtig und auf seinen Vorteil bedacht, nutzte das sofort für seine Zwecke aus. Er überredete unseren gutmütigen Vater, mir jedesmal eine Limonade zu spendieren, wenn ich bei besagter Prozedur tränenlos blieb. Natürlich trank ich die Limonade nicht allein. Es gab sie in den herrlichsten Farben an der Kasse bei Herrn Kraus, und sie kostete nur 50 Heller.

Wir erfanden immer neue Spiele. So hatten wir z. B. alle Astlöcher in dem hohen Bretterzaun durchbrochen, um die beste Fernsicht festzustellen. Und endlich hatten wir auch ein wackeliges Brett entdeckt, durch das wir ins Freie kriechen konnten. Hinter dem Sonnenbad lagen Wiesen und Felder und kleine Schrebergärten. Auf den Wiesen und Feldern und in den Gärten gab es frische grüne Erbsen und frühe Äpfel. Letztere lagen mitunter im Grase, öfter noch mußte man ihnen mit einem Stöcklein etwas nachhelfen. Wir blieben bei solchen Streifzügen nie lange weg, damit Vater nichts merkte. Aber es war herrlich, eine geheime Tür zu haben, die die Erwachsenen nicht kannten und durch die wir jederzeit ins andere Revier wechseln konnten.

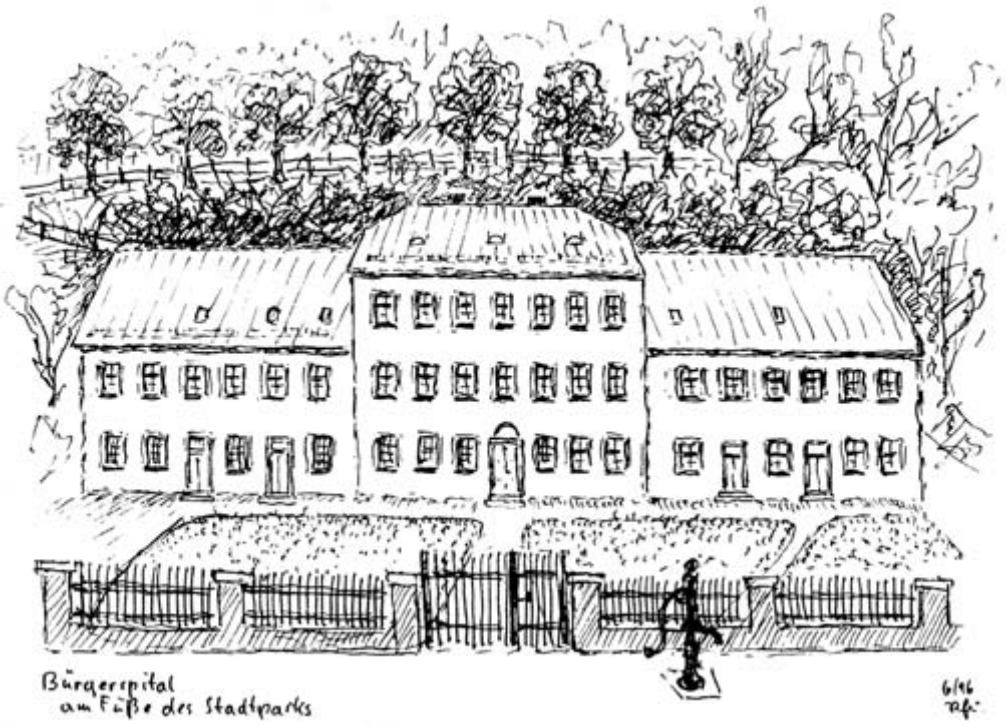
Bald darauf haben wir in Hohenelbe ein Schwimmbad bekommen. Ein sehr modernes Schwimmbad sogar, und die Stadtväter haben dafür tief in den Gemeindesäckel gegriffen. Der Besuch des Sonnenbades ist daraufhin stark zurückgegangen. Ich bin auch älter geworden, und es hörte somit der Aufenthalt für mich dort von selbst auf. Papa dagegen blieb dem Sonnenbad treu. Kasimir lief zum Schwimmbad über und hatte nun viel über das gute alte Sonnenbad zu mäkeln. Ich, die ich mehr der konservativen Mutter nachgeraten war, bedauerte es sehr, daß die sorglose, herrlich ungebundene Zeit für mich zu Ende war. Manchmal lief ich noch mit Flora am Bretterzaun des Sonnenbades entlang, drückte mich an den Schrebergärten vorbei, und wenn ich mich unbeobachtet glaubte, guckte ich durch ein Astloch in mein vorlorenes Paradies. Mein „Eden" lag dort - das verstehe ich heute besser als damals.

Das Bürgerspital zu Hohenelbe

Was uns **Richard Flögel** und **Rudolf Feistauer** darüber berichten

Mit „April 1960“ ist eine Manuskriptseite von der Hand Rudolf Feistauers datiert, das erste Blatt offenbar einer etwas längeren Beschreibung des Hauses, in dem er, Feistauer, aufgewachsen war. Da fabuliert er über das Bürgerspital und versuchte dabei, in der in Hohenelbe gesprochenen Mundart zu schreiben. Das liest sich so:

„S Berchaspitol. Wenn ma of dr Waltherbreck stond, soch mersch gruß on brat stiehn, derekt vieram Stodtpark.“ Feistauer weist auf die dreiteilige Bauform und die zwei Obergeschosse des Mittelteils hin und lobt den schönen großen Hof davor, „wie geschoffen fier de vielen Kender zom Spieln.“ Er erinnert sich an seine frühen Kinderjahre (das waren die ab 1923), als am Zaun entlang noch große Kastanienbäume standen. „De hon se speeter emgemocht.“



In irgendeiner Chronik müsse es ja stehen, wann der Bau errichtet wurde, fährt Feistauer fort. Er selbst wisse es nicht, schätze das Haus aber ziemlich alt ein, denn „wenn ich on de ausgelotschtn Stiegnstuffn denk, on em Kella kom dr blonke Felsn raus, vu dam emmer Wosser ronda loff.“ - Die Leute erzählten, schreibt Feistauer, das Haus sei früher,

als das Bezirkskrankenhaus noch nicht bestand, ein Spital gewesen. Daher der Name Bürgerspital. Solange er, Feistauer, aber zurückdenken könne, habe das Haus als städtisches Armenhaus gedient. Weil es aber damit nicht ausgefüllt war, „hon se no stedtesche Orweita dren wohna lossn on no a poor ondera Leit, de monchmol ne schlacht met Kendan gesechnet worn. A racht bontes Gemesch, a poor Biemakn gehortn a dazu.“

Was Feistauer nicht wußte, beschreibt uns Richard Flögel, ein noch älterer Zeitzeuge und langjähriger Leiter des Riesengebirgsmuseums in Marktoberdorf. Er schreibt in seiner bebilderten Chronik: „Zu diesem Gebäude wurde 1834 der Grundstein gelegt. Zum Bau verwendete man die Steine der ehemaligen Kirchhofmauer. 1856 richtete hier Dr. Hubeny aus eigenen Mitteln eine Privatkrankenanstalt ein, die aber 1870 in den Besitz des Bezirkes Hohenelbe kam.“

Dieses „Bürgerspital“ darf man nicht verwechseln mit einem älteren Haus in Hohenelbe, das oft so benannt wurde. Es stand unmittelbar östlich der Stadtkirche, war 1815 von den Eheleuten Anton und Elisabeth Puntschuh als ein „Bürgerspital“ zur Aufnahme verarmter Stadtbewohner gegründet worden. 1857 wurde in dieses Haus die Schule verlegt. In den Kellerräumen befand sich zu dieser Zeit der Arrest des Bezirksgerichtes. Uns ist dieses Gebäude jedoch mehr als das Riesengebirgsmuseum in Erinnerung, das es bis nahezu 1945 beherbergte.

Diese präzisen Angaben verdanken wir Richard Flögel. Von Rudolf Feistauer, der gut und bei vielen Gelegenheiten zeichnete, gibt es zum Bürgerspital zwei schöne Zeichnungen aus dem Jahr 1996, die hier wiedergegeben sind. Was Feistauer hier als „Baulaatsch“ bezeichnet, ist der offene Balkon an der Rückseite des Hauses, wo die Familie wohnte. So sprachen wir Deutschen das tschechische Wort pavlač aus, das laut Langenscheidts Wörterbuch einen überdachten Balkon, eine Galerie oder Loggia bedeutet.

Das also war „s Berchaspitol, derekt vieram Stodtpark“ in der Schützenstraße.

Unser Hohenelber Stadtpark

Im Begleitbrief zu dem Text schrieb mir ***Rudolf Feistauer*** *im Juni 1996:* „Diesen Artikel habe ich geschrieben in dem Bewußtsein, daß uns nicht mehr viel Zeit bleibt.“

Feistauer lebte, wenn auch gesundheitlich schwer angeschlagen, dann noch 7 Jahre und hat noch 2 Reisen in die Heimat unternommen und darüber auch sehr ausführlich berichtet, wie der Leser feststellen kann.

Das war das Stadtparkrestaurant bis 1938

Der Stadtpark befindet sich östlich der Stadt auf dem Schanzenberg. Ich schreibe „befindet“, weil ich annehme, daß die Tschechen diesen schönen Park weiterhin erhalten. Seit ich das letzte Mal dort war, sind über 50 Jahre vergangen. Der Name Schanzenberg - das lernten wir in der Schule - rührt her aus der Zeit des „Kartoffelkrieges“, einer lokalen Auseinandersetzung, die im 18. Jahrhundert stattgefunden haben mag. Gegnerische Parteien sollen sich damals mit Kartoffeln beworfen haben. Zum Schutz vor diesen Geschossen habe man Schanzen errichtet. Spätere, friedliebende Stadtväter hatten die gute Idee, aus dem Hügel oberhalb der Stadt einen Bürgerpark zu machen.

Entweder hat der Schüler Rudi seinem Lehrer nicht aufmerksam zugehört, oder die Phantasie ging mit ihm durch. Kartoffelkrieg nannte man hier den Bayerischen Erbfolgekrieg, der sich in Nordböhmen dadurch bemerkbar machte, daß Preußen als Drohgebärde Truppen auf österreichischen Boden schickte. Mangels Feindberührung betätigten sich die k. k. Soldaten damals bei der Kartoffelernte. Es war Herbst 1778.

Feistauer: Ich habe versucht, aus der Erinnerung heraus eine Planskizze des Stadtparks zu zeichnen. *Feistauer (1923 - 2003) ist im Bürgerspital aufgewachsen. Dieser große Gemeindebau steht ja unmittelbar am Fuße des Schanzenberges, der Stadtpark war des jungen Feistauers Hausberg. Heute, 60 Jahre nach dem Ende des deutschen Hohenelbe, ist der vormalige Stadtpark nur noch für den Kenner zu erahnen. Die Andachtstätte Mariahilf gibt es noch, sie ist auch restauriert worden. Den Obelisk unweit davon sucht der Wanderer vergeblich, nur der runde von hohen Laubbäumen umstandene ebene Platz ist gerade noch erkennbar. Zahlreiche Wege sind noch vorhanden, auch begehbar. Vom Alpinum mit seinen imponierenden Steinblöcken und seiner reichen Flora fehlt jede Spur, obwohl 1956 eine Zeitung die Wiederbelebung des verwahrlosten Steingartens verkündet hatte. Der Schanzenberg ist zu einem bewaldeten Hügel geworden. Ein Ort der Erholung kann er nach einem ermüdenden Stadtrundgang auch heute noch sein.*

Erreichbar war unser Stadtpark über drei Wege: den Fahrweg am Grundschloß vorbei - also vom Kino aus - oder den zweiten, steilen Fußweg um das Bürgerspital herum. Wenn man von der Hauptstraße durch die Breite Gasse und über die Waltherbrücke ging, sah man geradeaus hinter der breiten Kulisse des Bürgerspitals den Stadtpark. Dort hinauf führte dieser Steig, benutzt auch von vielen Betern, die täglich an der Mariahilfsäule ihre Andacht verrichteten. Ein Büßersteig! Schließlich konnte man, von Süden her aus der Brückenstraße kommend, dort wo die Druckerei Suske war, einen Fahrweg am Hof des Franzbauern vorbei benutzen. Bei Mariahilf traf er auf die anderen Anstiege.

Unser Stadtpark war eine saubere, gut gepflegte Anlage. Wir hatten ja auch einen fest angestellten Parkverwalter. Zu meiner Zeit war das ein Huttendorfer namens Kutschera, der mit Frau und Sohn Richard den Sommer über in dem mit vielen Schnörkeln verzierten Holzhaus auf der Kuppe des Parkhügels wohnte. Die Kutscheras betrieben hier auch eine Gaststätte mit einem schönen Wirtsgarten. Ich erinnere mich gern an die lauen Sommerabende unter Kastanienbäumen, wenn unten in der Stadt die Lichter angingen und im Süden noch die Umrisse des Switschin zu sehen waren. Hinter diesem Horizont war „das Tschechische“, für uns damals ein fremdes Land. Vom Bahnhof herauf hörte man die letzten Züge einfahren, und manchmal verstand man sogar die Rangierbefehle.

Wir wollen einen Spaziergang durch den Stadtpark machen und benutzen den Weg vom Grundschloß her. Das ist die Häusergruppe nahe dem Kino und dem Schützenhaus. Bei uns Kindern war dieser ansteigende Fahrweg im Winter als Rodelbahn beliebt, sehr zum Ärger der beiden Bauern, die mit ihren Pferdefuhrwerken den solchermaßen glatt gefahrenen Weg gar nicht schätzten. Der rechts zur Stadt abfallende Hang ging in die Streuobstwiesen der Jüngling Toni und der Kartonagenfabrik Erben über. Auf dem höchsten Punkt des Weges, wo von rechts der steile Fußweg einmündet, beginnt links der Stadtpark. Zunächst ist da der große runde Spielplatz, ringsum Bänke, auf denen Mütter saßen und den Kindern und Jugendlichen beim Spielen zuschauten.

Mariahilf, eine aus rotem Sandstein gehauene Figur der Muttergottes mit dem Kind, ist über einige Stufen erreichbar. Oberhalb führt ein Fahrweg für Bauernfahrzeuge vorbei zum nördlichen Rand des Parkhügels in Richtung Kalkkoppe. Den überqueren wir und betreten damit den eigentlichen Stadtpark mit seinem Labyrinth von Fußwegen. Die ziehen sich hinauf auf den Gipfel mit dem Gasthaus, der Sommerresidenz des Parkpflegers. Die Grünflächen waren früher von Strauch- und Baumgruppen unterbrochen und wurden zur Höhe hin von dem „Alpinum“ abgelöst, wo auf und zwischen markanten Steinen und Felsbrocken viele Pflanzen und Blumen, aber auch Gehölze wie Knieholz, Seidelbast u.a. gediehen. An besonders schönen oder aussichtsreichen Stellen standen Bänke. *Der Erzähler muß immer wieder in die Vergangenheitsform wechseln, weil das Bild aus seiner Erinnerung mit der heute vorfindbaren Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmt.*

Hinter dem lichten Bewuchs des Parks erstreckten sich größere Waldstücke, vornehmlich Fichtenbestände. Dort befand sich auch ein Teich, umgeben von einem hölzernen Geländer. Etwas Geheimnisvolles war für uns Kinder auch das „Reserwaa“ am südlichen Rand des Stadtparkhügels. Wir hörten dort immer ein leises Summen. Ab und zu kam ein Gemeindearbeiter zu diesem Wasserreservoir, und da auch mein Vater bei der Stadt beschäftigt war, durfte ich einmal hineinschauen in das riesige, mit klarem Trinkwasser gefüllte Becken.

Nicht weit entfernt von diesem Wasserschloß oberhalb von Mariahilf baute ein Herr Donnhäuser das erste Haus der heutigen Hangsiedlung „pod parkem“. Der Donnhäuser war Maurer und errichtete das Haus fast ganz allein. Ich weiß das so genau, weil ich 1940 und 1941 dort bei meiner Schwester wohnte, deren Mann schon seit Kriegsbeginn eingezogen war. Im selben Haus war mein Lehrer, Herr Bensch, mit Familie untergebracht. Dort waren die Wohnungen von bescheidener Größe. Vornehmer und großzügiger entstand daneben das Haus der Tochter aus der Hollmann-Bügelei in der Breiten Gasse. Viel später - nach dem Krieg - sind die Felder und Wiesen bis über das Reservoir hinauf mit Wohnhäusern bebaut worden. „Unterm Stadtpark“ würde diese Siedlung heute zu deutsch heißen.

Das also war mein Versuch, unseren Stadtpark zu beschreiben, wie ich ihn als Kind erlebte. Dabei wurde mir bewußt, was wir mit unserer Heimat verloren haben. Wir, die wir dort unsere Wurzeln haben, sollten niederschreiben, woran wir uns noch erinnern, für unsere Zeitgenossen und die nachfolgenden Generationen.

Der Schanzenberg (Stadtpark) vor etwa 100 Jahren

Die aus Hohenelbe stammende Kindergärtnerin und Schriftstellerin **Else Schnabel** besingt in einem Gedicht die am Rand des Stadtparks stehende Statue **Maria Hilf.** Eine Abbildung des Standbildes befindet sich im Fünften Teil (Bilderteil) des Buches.

Sag, weißt du noch?

Heut wars, daß mir für eines Herzschlags Dauer
Dein süßes Bildnis vor der Seele stand.
Nur einen Herzschlag lang faßt´ mich ein Schauer,
Ein wonniger, führt´ mich ins Kinderland...
Und „Weißt du noch?“ möcht´ ich den Bruder fragen,
Die kleine Freundin, die mit mir getollt,
„Sag, weißt du noch?“ - In jenen fernen Tagen
Schmückte des Stadtparks Bäume Herbstesgold!
Denkst du des Bildes noch, des hochgebenedeiten?
Auf Wolken schwebend, ihre Arme breitend,
So lächelt milde sie von ihrem Thron...
Maria Hilf hieß es beim frommen Volke,
Und manche heiße Not trug man ihr zu...

Wir waren Kinder! Keines Grames Wolke
Trübt´ damals noch die kindlich heit´re Ruh´!
Vielmehr fand ich es wunder-, wunderschön,
Die vielen steilen Stufen hochzusteigen...
Weit konnt´ man dort ins liebe Städtchen sehn!
„Schau, Gretl, will dir unser Haus auch zeigen!“
Und dort das Schloß! Die Zwiebeltürme blitzen,
Die Kirche da und dort des Klosters Dach!
In diesen ahnungslosen Kinderspielen bebt´
Nicht schon damals stille Wehmut nach?
Stiefmütterchen und Immergrün zu Füßen
Und Efeu, der an alten Steinen rankt...
So stehst du da, Bildnis in Kümmernissen,

Freude . Freizeit . Frische Luft

Ausflüge und Spiel

in und um Hohenelbe

Beim Fenk ei Schreibenderf

„Ein Idyll“ von Karl Bradler

Am Sonntich zumettich mei Olda oft maint:
„Wu lotschn mir hait ock grod hie?“
Ich säd: „Wenns nochmettich ne raint -
dann weeß ich bestimmt wuhie!

Am Hamrich naus, die Sonn die locht
vum Himmel su wunderschien -
da Busch, on die Barch, a wohra Procht.
´s wor werklich schien zum giehn.

Da Herr Fenk mit dam schinn Boort
säd: „Recht schienbekumma hait!“
On a poor Kalle aus da Hoort
die riefn: „Setzt eich ne weit!“

Da Musichkostn bei da Tür,
da fing bold o zu bläkn;
die liebe longa Stub hafür
die Poorlen tonzn tätn.

Zom Kluster gings dann owends nei -
die Madlen songa Lieder,
die schiena Zeit, sie is vorbei,
on kemmt subold ne wieder.

Zom Fenk giehn mir, wie monchesmol,
da is´s doch immer su schien.
Wie oft sein mir, ons wor su wohl,
gemietlich dat setzn geblien!“

Beim Fenk, do soßn ollerhond Leit
on tätn schunn Koffee trenkn.
Am erschtn Tiesch zur linken Seit
a olda Bekonnta tät wenkn.

Dann kom da Koffee of a Tiesch
on guda Streeselkuchn.
Mir worn bold monta wie a Fiesch
on tätn die Musich suchn.

Dos wor a Hetz on wor a Fräd,
die Sonn fing o zu senkn -
on moncha schiena Bauanmäd
tät mit a Aagn wenkn.

Schreibendorf erreichten die Stadtbewohner vom Kloster aus. Der Weg führte am Gelben Kreuz vorbei durch Felder und Wiesen zur Schreibendorfer Kapelle. Eine sanfte Kuppe noch, und das kleine Dorf mit seinen 13 Häusern lag vor den Augen des Wanderers. Die etwa 90 Bewohner lebten hier unmittelbar an der Sprachgrenze.

Das bekannteste Haus war das Gasthaus Fink. Bei warmem Wetter saß man an einfachen Tischen auf der Wiese vor dem Haus. „Franz Fink stand hinter dem Tresen und zapfte gutgepflegtes Hohenelber Bier, eine begehrte Köstlichkeit nach dem schweißtreibenden Aufstieg.“ - So kann man es im Ortsbuch Oberhohenelbe lesen. Schreibendorf gehörte seit 1850 zur Gemeinde Oberhohenelbe.

Oberhohenelbe Seite 49

Diesem nüchternen Bild soll ein lebhafteres folgen. Der unermüdliche Rudolf Feistauer zeichnet es im November 2002 in einer „Erzählung aus der Jugendzeit“ mit dem Titel „Schöne Tage in Witkowitz“.

„Unser Weg führte uns vorbei am Gelben Kreuz, wo jährlich unser Sonnwendfeuer entzündet wurde, hinauf zur Schreibendorfer Kapelle. Das war der meistbegangene Fußweg nach Schreibendorf, Benetzko, auf den westlichen Heidelberg und hinunter nach Mrklov, Stepanitz, ins Tschechische.

Immer wieder drehten wir uns um, weil der Blick hinunter auf die Stadt so schön war mit den Türmen von Schloß und Rathaus, von Dekanal- und Klosterkirche. Die Schreibendorfer Kapelle, die schon arg verfallen war, soll in letzter Zeit wieder instandgesetzt worden sein. In unserer Zeit bot sie vor allem Schutz vor Unwetter für die Leute, welche den täglichen Fußweg von Benetzko in die Stadt zu machen hatten, weil sie dort arbeiteten. Das waren insgesamt 16 Kilometer!

Hinter der Kapelle und einer Bergkuppe liegt Schreibendorf. Gleich am Ortseingang, „beim Tauchen“ schmeckte das Bier am besten. Ein paar Schritte weiter, hinter dem Wäldchen, stand das Ausgedingehaus vom Bauer Wagner. Dort wohnte mein Onkel Vinzenz, kurz „Vinz“ genannt, mit seiner großen Familie. Vinz und seine Frau Rosina arbeiteten beim Wagner Bauern. In dem kleinen Schulhaus, das der deutsche Kulturverband für die wenigen Kinder dieses kleinen deutschen Ortsteils ermöglichte, wohnte der Lehrer Meißner mit Familie, ein sehr national eingestellter Mann. 1945 werden ihm das die Tschechen entsprechend heimgezahlt haben“.

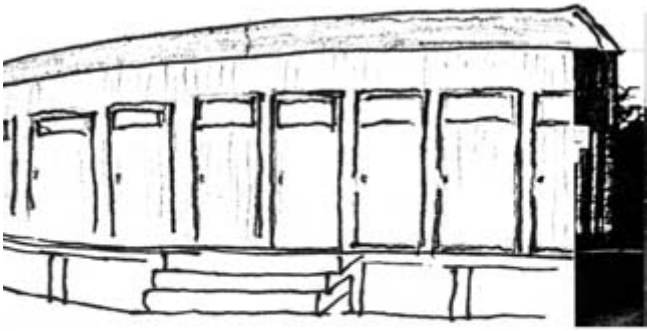
Am oberen Ende des Ortes war das dominierende Gebäude das Gasthaus Fink. Das besuchte fast jeder, der nach Schreibendorf kam oder nach Benetzko wollte. Ein Glas vorzügliche Schlagsahne und der Musikautomat, der laut und deutlich „An der schönen blauen Donau“ spielte, das sind Eindrücke, die man behält. Und natürlich der Gastwirt Fink! Er war ein großer, wuchtiger Mann mit weißem Bart. Er betrieb auch noch eine kleine Landwirtschaft. Ich sah ihn öfter mit seinem Kuhgespann. Das fällt mir ein, wenn ich an Schreibendorf denke.

Teufelsmühle war der Name für ein weiteres beliebtes Ausflugsziel. Am Staffelberg vorbei, entlang dem Luft- und Sonnenbad zum Büttelkreuz (Ernst Kröhn, von dem ich hier abschreibe, sagt „Staffelkreuz“) - das war der erste Abschnitt. Von hier konnte man den schönsten Rundblick genießen: Riesengebirgskamm, Schneegrubenbaude und Ziegenrücken, Fuchsberg und Schwarzenberg. Und im Süden grüßten der Switschin und der Wachberg. Dann wurde es höchste Zeit, an den saftigen Wiesen der Weißbach vorbei (hier schreibt der Stadtschreiber und Obersekretär a. D. „des Weißbaches“; mir ungewohnt) zum Ziel zu gelangen: den ausgedehnten Kulturen mit Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Ribisln (Johannisbeeren) des Landwirts Alois Tauchmann.

Das schmucke Häuschen in dieser Einöde war die Teufelsmühle. Die Hauswand stadtwärts zierte ein großes Kruzifix. Sein Anblick nahm uns Kindern die vorgefaßte Scheu vor diesem Ort mit dem abschreckenden Namen. Die süßen Beeren taten dann ein übriges. Eine Mühle gab es hier schon seit 1870 nicht mehr, auch hauste kein Teufel in der finsteren Waldschlucht der „oberen Weißbach“. Um die Jahrhundertwende (1900) hatte dort Rudolf Tauchmann auf dem sanft ansteigenden Hang erste Anbauversuche gemacht. Ein bedeutender Abnehmer war der Fruchtsäfte-Weigend in Hohenelbe. Wer für seinen Hausgebrauch Beeren wollte, pflückte sie selbst, eine für damalige Zeiten einmalige Einrichtung.

Die vielen langwierigen Anbauversuche kosteten den Mann viel Geld. An Weihnachten 1917 verstarb Rudolf Tauchmann, arm an irdischen Gütern. Sein Sohn Alois übernahm die acht Hektar große Landwirtschaft, erhöhte den Anteil der Beerenkulturen und damit die Rentabilität. Er konnte bald ein neues Wohnhaus mit Stall und 10 Jahre später eine Scheune dazubauen. So ward das große Lebenswerk zweier Generationen doch von schönem Erfolg gekrönt.

Die Teufelsmühle

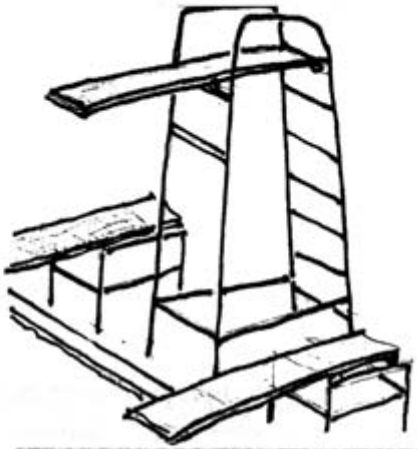


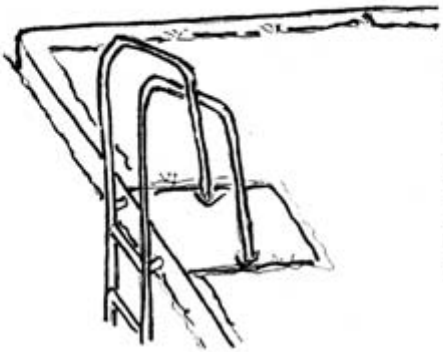
Mein Beitrag dazu: Beim **Bademeister Hackel** das Schwimmen gelernt. Der Mann war immer braun, weil den Sommer über in der Badehose, im Winter Skilehrer in der Peterbaude. - Der lesenden **Fischer Oda** über die Schulter geschaut, um zu erfahren, welches Thema sie für die morgige Geografiestunde vorbereitet.

Das Schwimmbad

an der Böhmannstraße ist spurlos verschwunden. Fabrikgelände und Wohnhäuser befinden sich jetzt an seiner Stelle. Der Fabrikgraben, der außerhalb der Bretterwand reißend floß, ist zugeschüttet, nur sein Ursprung am Wehr ist noch zu sehen.

„Literatur“ zum Thema war nicht zu finden. So dienten zwei Fotos und einige Erinnerungen zu einer bruchstückhaften Rekonstruktion. Dem Leser bleibt es überlassen, das Bild des Schwimmbads durch eigene Gedächtnisbrocken abzurunden.





Annelies Sturm - Christl Walther
Eva von Türkheim - Gretl Walther - Eleonore
und Gitti Kastner Im Sommer 1941

Das Segelfliegen in Hohenelbe

Rudolf Feistauer zu diesem Thema: „Das Feld auf dem Jankaberg, auf dem die Hohenelber Segelflieger ihre Flugapparate starteten, gehörte dem Franz-Bauern. Der hatte seinen Hof über der Stadt, zwischen Stadtpark und Ölberg. Ich sehe ihn noch vor mir, den Franz Bepsch, mit seiner kurzen Pfeife (man nannte so etwas Tschibuk, vom tschechischen čibuk). Sein Sohn, der Raimund, erzählte mir, daß er häufig mit einem Pferd die im Tal gelandeten Flieger wieder zu ihrem Ausgangspunkt auf den Berg hinauf schleppte.

Initiator dieses seit etwa 1930 betriebenen Freizeitsports soll Theodor Petera aus der Karosseriefabrik Petera & Söhne gewesen sein. Die Flugzeuge waren sehr einfach gebaut, unten mit einer Kufe ausgestattet, sogenannte Schulgleiter. Gestartet wurde mit elastischen Seilen, die von Hilfsmannschaften gezogen wurden. Die beste Jahreszeit war der Herbst, weil da die Felder und Wiesen abgeerntet und die Winde günstig waren.“

Der um vieles jüngere **Wolfgang Humpel** besorgte Abbildung und Daten eines solchen Schulgleiters SG 38:

Besatzung 1 Person, Abmessungen: Spannweite 10,40 m, Länge 6,30 m, Höhe 2,40 m, Gewicht 100 kg, Erstflug 1938. Bauart: Verspannter Hochdecker mit Gitterrumpf und Spannturm. Zweiteilige, geschrägte Tragfläche, mit Stoff bespannt. Höhen- u. Seitenflossen holzbeplankt. Hersteller: Fliegerkorps (NSFK), eine Gliederung der NS-Partei.

Fritz Sturm mit Grunau-Baby

Wolfgang Humpel erinnert sich, daß es für den oder die Schulgleiter in Hohenelbe eine spezielle Vorrichtung gab. „An ihr wurde der SG 38 so aufgehängt, daß er nach allen Seiten kippen konnte. Dann drehte man das Gerät in den Wind. Der Flugschüler hatte nun die Aufgabe, mit den Steuerorganen die Maschine im Gleichgewicht zu halten. Mit meinen Freunden, Kleinert Walter, Kröhn Winfried und anderen, war ich öfter auf dem Jankaberg bei den Starts. Sie gingen mittels Gummiseilen vor sich, an denen junge Burschen zogen. Der Flugapparat wurde so lang an einer Verankerung im Boden festgehalten, bis die Seile auf äußerster Spannung waren. Jetzt wurde ausgeklinkt, und der Flieger schnellte vorwärts. Das ähnelte einer Steinschleuder. Die Helfer rannten weiter, bis der Segler über ihnen war und der Pilot das Seil löste. Wir Buben sahen dem Treiben staunend zu und träumten vom Fliegen."

Waffi hat ihn! Fußball beim DSK HOHENELBE

„Waffi hat ihn! - das war bei den Fußball spielenden Jungen in Hohenelbe ein geflügeltes Wort. Erich Wawra, der legendäre Tormann, hatte ihn immer, den Ball." So beginnen Wilfried und Gerhard Schöbel-Kröhn ihre einschlägigen Kindheitserinnerungen. Auch Pepi Erben, sonst Experte für Skisport, machte sich bei ehemaligen Fußballern schlau und trägt zum Thema bei: „Wawra wohnte in der Brückenstraße. Er war eigentlich gelernter Polizist. 1937/38 stand er unter Vertrag bei einem Fußballclub in Breslau. Die Breslauer und die Dresdener Elf zählten damals zu den besten Mannschaften Deutschlands. Aber Waffi bekam großes Heimweh und tauchte plötzlich wieder in seiner Heimatstadt auf. Das war Vertragsbruch! Weil er aber ein Ausnahmetalent und halt ein so lieber Kerl war, kaufte ihn die Stadt Hohenelbe frei. Ein Sohn von Waffi soll nach dem Krieg einige Zeit das Tor des 1. FC Nürnberg gehütet haben."

v.l.n.r.: stehend Matzer Erich - Tauchen - Bradler Willi - Krufa Wenzel - Schier Erich - unbekannt - Erben Iwan - Brandl Hugo - knieend: Möhwald Julius - Wawra Erich - Lorenz Ludwig

Pepi Erben spricht vom Deutschen Sport Klub, DSK, dessen dominierende Sparte die Fußballabteilung war. Wilfried Kröhn benennt die Hohenelber Elf mit der Abkürzung TG, also wohl „Turngemeinschaft“ oder ähnlich. Wer von den Lesern macht den Schiedsrichter?

Der Sportplatz und Fußballplatz des Vereins war jedenfalls in Niederhohenelbe an der Böhmannstraße beim „Leimtiegel“, Gasthaus und Tischlerei des Rudolf Schedifka. „Das südliche Fußballtor grenzte an den Schwimmbadweg. Deswegen gingen an dieser Seite des Platzes viele Bälle baden. Die waren damals aus echtem Leder und sehr wertvoll!“ erinnert sich Wilfried, und er schwärmt weiter von einem „großen Spiel“, für das viel Werbung gemacht wurde: TG Hohenelbe gegen FC Görlitz mit zwei Nationalspielern! Letztere waren allerdings in den Reihen des Gegners. Hohenelbe verlor dann auch 1:5. „Doch auf das erzielte Ehrentor war man sehr stolz.“

An einen Spruch, den die kickenden Jungen in Hohenelbe immer wieder riefen, erinnert sich der Redakteur.“ Stará Paka, Nová Paka, zommapacka, haamgiehn!“ Ob die Aufforderung, zusammenzupacken und heimzugehen, der Mannschaft aus Altpaka bzw. Neupaka oder aber den Hohenelber Spielern galt, weiß er nicht. An Spiele gegen Paka, ob alt oder neu, kann sich auch der Fußballexperte Wilfried beim besten Willen nicht erinnern. Aber eine Liste der Fußballspieler der 30er Jahre hat er mir geschickt. Ich gebe sie so, wie sie ist, mit Fehlern und teils unleserlichen Anmerkungen an meine Leser weiter.

D S K - Hohenlbe

Fußball-Spieler in den 30-ger Jahren

		wohnte:	arbeitete: bei/als
Bradler	Hans	Nähe Kino	Roha
Erben	Franz	Kablikstrasse	Kleining
Erlebach	Ernst	Langenauerstr.	Schulz-Kaufmann
Ettrich	Emil	Galgenberg	Roha
Garbe	Egon	Kirchplatz	Garbe-Bäcker
Hampel		Pohlstrasse	Student
Hanisch	Lutz	Schützenhausstr.	Student
Hanka	Ewald	Neustadtl	
Hartmann	Erich	Flurgasse	Fink-Walter
Hackel	Alfred	Oberhohenelbe	Bademaister /Skilehrer
Hiltscher	Josi	Kablikstrasse	Student
Kasper	Peppi	Niederhohenelbe	Platz/zeugwart
Knahl	Erwin	Kablikstrasse	~~Erben-Druckerei~~
Kraus	Bruno	hinter d.Rathaus	städt.Angest.
Kuhn		Bräuhausstrasse	Veredlung
Lorenz	Fritz	Kablikstrasse	
Lorenz	Rudi	Thalmayerstrasse	Schwager von Hackel A.
Lorenz	Ludwig	Harta	Student
Paulosek	Willi	Gebirgsstrasse	
Matzer	Erich	Reichenbergerstr.	Kleining
Rödling	Ernst	Hauptstrasse	Fleischerei
Schier	Erich	Schützenhausstr.	
Walda	Felix	Gebirgsstr.(Amerika)	
Wawra	Erich	Brückenstr.(Tuba)	städt.Angest.
Weiss	Ferdi	Brückenstrasse	
Richter	Helmuth	Böhmannstrasse	Student

Winterfreuden für die Hohenelber

Das Jahr 1896 war ein wichtiges Jahr für den weißen Sport im Riesengebirge. Unter Guido Rotter d. Ä. wurde in diesem Jahr die Sektion Hohenelbe des Österreichischen Skivereins Wien gegründet. Zwei Jahre später verselbständigte sie sich als „Verein deutscher Skiläufer in Hohenelbe“ (VDSH). 1896 war auch das Jahr, in dem die Stadt Starkenbach/ Jílemnice offiziell ihren Skiclub „Český Krkonošský Spolek Ski“ bekam. Während die Wintersportvereine Aupatal und Spindelmühle vor dem Weltkrieg schon eine große Zahl von Mitgliedern hatten, blieb der VDSH ein elitärer Club.

In den ersten Jahren nach dem Krieg entstand im neuen tschechoslowakischen Staat der HDW, „Hauptverband der deutschen Wintersportvereine“. Ing. Max Rotter aus Oberhohenelbe soll es gewesen sein, der den HDW 1924 als eigenständige Organisation in den Weltskiverband FIS brachte. Und wiederum ein Rotter war es, Guido Rotter der Jüngere, der 1926 zusammen mit Zienecker das Mai-Skirennen aus der Taufe hob.

Das ist der geschichtliche Hintergrund (entlehnt aus Beilage Nr.16 der Riesengebirgsheimat von Dr. Pepi Erben), vor dem sich die Wintererlebnisse der einfachen Stadtbewohner in den 30er Jahren und bis Kriegsende abspielten. Schnee gab es fast jeden Winter genug, selbst in der Stadt. Oft konnte man seine Ski schon vor der Haustüre anschnallen oder seinen Rodel in den Straßen und Gassen der Stadt hinter sich herziehen. Das war ein durchaus gewohntes Bild.

Salz oder Splitt wurden kaum verwendet. Sie konnte man schon deshalb nicht brauchen, weil es noch viele Pferdeschlitten gab. Lasten wurden auf diese Weise transportiert und Passagiere. Lautlos glitten die Kufen über das schneebedeckte Pflaster der Hauptstraße. Die Schellen an den Geschirren der Rosse waren in der winterlichen Stadt ein vertrautes

Geräusch. Nicht selten hatten diese Schlitten Skifahrer im Schlepp, mit Wissen oder zum Ärger des Kutschers.

Hänge zum Skifahren gab es beiderseits des Tales. Vom Jankaberg fuhr ich als kleiner Junge meinen ersten Schüler-Abfahrtslauf. Auf der anderen Talseite, in den „Parzellen“ zwischen dem Staffelberg und der Brettsäge bauten wir Jungen unsere „Hopper“, Sprungschanzen aus Schnee. Das Geländeprofil war dort besonders günstig für Sprünge bis 5 Meter. Anspruchsvoller war die Schanze am Zocherberg, oberhalb des Schützenhauses. Das war etwas für Fortgeschrittene.

Eine komplette kleine Skitour waren der Aufstieg nach Schreibendorf und die Abfahrt über „die drei Koppen“ zur Stadt. Wer es rasanter wollte und konnte, bolzte „die olde Haah“ nach Oberhohenelbe hinunter. Ausgangspunkt für solche und größere Unternehmungen war im allgemeinen die Wohnung, die Stadt, sowohl mit Skiern an den Füßen oder auf der Schulter, als auch mit Rodel oder Lenkschlitten. So waren schon 1893 die fünf Skipioniere aus Hohenelbe „am hochheiligen Ostersonntag“ vom Treffpunkt Hotel Mohren aufgebrochen, um zu Fuß und per Ski das noch winterliche Riesengebirge in seiner ganzen Länge zu durchqueren.

Auch 1943 zogen am hochwinterlichen Silvestermorgen, fünf (oder waren es vier?) Hohenelber Jungen zu Fuß und per Ski los mit der romantischen Erwartung, in der Wiesenbaude den Beginn des Neuen Jahres zu feiern. Doch die Baude war in dieser Kriegsphase schon mehr Invaliden-Erholungsstätte als Touristenherberge, und so wurden sie abgewiesen. Sie standen wieder vor der Tür.

Es war schon Nachmittag. Um die Baude dichter Nebel. An der Kapelle, dem Punkt, wo die Abfahrt winkte: dichter Nebel. Also den Stangen nach, die den Weg markieren! Durch unberührten Schnee pflügen die Buben mal rechts, mal links der Stangen, bis es ihnen dämmert: da stimmt etwas nicht! Der Hang ist steiler, als sie ihn vom Aufstieg her

kannten. An die Wintermarkierung hatten sie sich gehalten, aber an die falsche. Diese hier führte in den Blaugrund. Wieder aufsteigen durch den tiefen Schnee, ohne Steigfelle? Nein. Also querte man nach rechts in die weiße Nebelsuppe hinein, nur einer imaginären Höhenlinie folgend. Nach unendlichen bangen Minuten taucht die erste Markierungsstange auf. Das kann nur die Route zum „Rangierbahnhof“ und nach Rennerbauden sein. In Höhe der Keilbauden wird die Sicht besser, aber schon ist es dämmrig. 31. Dezember! Der Lahrbusch geht gerade noch, die ebene Strecke bis zur Höhenschmiede zieht sich wahnsinnig! Es ist finster, als die Kerle nun den Steinweg hinunterfahren, der im unteren Stück seinem Namen alle Ehre machte. Funken spritzten von den Stahlkanten, die einer von ihnen schon an seinen Brettern hatte. Sonst ging alles gut, bis auf den Empfang zu Hause. In der Eile hatten die Abenteurer vergessen, von der Baude aus - wie versprochen - ihre Mütter anzurufen. Die hatten sich inzwischen untereinander verständigt, und so blühte einem jeden etwa das Gleiche, dem Lauer Walter, dem Fink Wolfgang und wer sonst noch dabei war.

Wintersport in Hohenelbe: Da gabs noch das Eislaufen, die Rodelpartien und Bobfahrten. Einen Bob, Marke Eigenbau, zu besitzen oder zu fahren, war den älteren Burschen vorbehalten. Die aber wurden immer seltener, je länger der Krieg dauerte, und so verschwanden auch diese wunderbaren Rennschlitten. Es blieben die Rodel, welche wir Jungen aber lieber unseren Eltern oder weiblichen Geschwistern überließen. Für uns waren die Brettln das passende Gerät. Mit ihnen fuhren und sprangen wir von klein auf.

Über den „Schleifplatz“ beim Schützenhaus hat Rudi Feistauer schon auf seinem Stadtrundgang berichtet. Aber es gab in Hohenelbe auch den Bräuhausteich (am heutigen Campingplatz) zum winterlichen Eislaufvergnügen. Damals lag der Teich inmitten feuchter Wiesen, nur von wenigen unbedeutenden Sträuchern gesäumt. Hier gab es, wenn er zugefroren war, keine abendliche Beleuchtung und keine Leierkasten- oder Schallplattenmusik, dafür war der Eintritt frei.

Wenn aber die Eisdecke sehr dick geworden war, rückten Brauereiarbeiter mit Fuhrwerk, Pickel und Säge an. Sie hackten und schnitten große Eisblöcke ab und brachten sie zum Bräuhaus. Dort gab es ein etwa zwei Geschosse hohes, fensterloses Blockhaus, dessen doppelschalige Wände mit trockenem Moos und Sägemehl ausgestopft waren. Man zertrümmerte die Eisblöcke und förderte die Brocken über eine Luke in das Eishaus, bis dieses gefüllt war. Den ganzen Sommer über konnte dort ein jeder das Eis für seinen häuslichen Eisschrank kaufen. Das war meine Aufgabe über viele Jahre. Zeitig in der Frühe fuhr ich mit dem Fahrrad, ein Leiterwagerl mit trapezförmigem Kasteneinsatz, Marke Eigenbau, hinter mir her ziehend, zum Bräuhaus. Kalt schlug einem die Luft entgegen, wenn man die Tür zum Eishaus auftat. Schnell war in dieser Eishöhle mein Kasten gefüllt, der Preis dafür entrichtet und ab ging´s zum Frühstück. Wenn nicht gerade Sommerferien waren, saß ich dann um dreiviertelacht in der Schulbank - nur wenige hundert Meter vom Bräuhaus entfernt.

Hinterm Stadtpark hinaus.
Niederhof oder Pommerndorf? Oder beides?

An Mariahilf vorbei und am nördlichen Rand des Stadtparks führt ein Weg, von Lindenbäumen gesäumt, auf dem man sich beizeiten entscheiden muß: Will ich nach Niederhof zum „Ettel“ - pardon! es heißt jetzt Hotel Morava - oder nach Pommerndorf in die Höhenschmiede oder zum „Erben“? Auf dem mühsamen Anstieg über die Wachur nach Pommerndorf konnte der Wanderer früher einmal auf der Kalkkoppe einkehren und rasten. Heute zeugt noch ein bäumefreies Plateau von der damaligen Gastwirtschaft. Bis zur Höhenschmiede dauert´s noch eine Weile, aber der Weg ist voller Abwechslungen.

Ist der Durst gestillt, gilt es abermals zu entscheiden: Auf der schmalen Straße nordwärts kommt man nach einer halben Stunde zu jener Hackelsdorfer Kirche, die Pfarrer Hodel von Hohenelbe zu betreuen hatte, „das höchstgelegene evangelische Gotteshaus in Böhmen“ (Flögel). Schon auf dem Weg dahin hat der gemütlich Dahinschreitende das Elbetal und den Heidelberg zur Linken. Die kurze Rast an der sonnigen Südwand des Kirchleins bietet nun die schönste Aussicht auf die gegenüberliegende Talseite. Zeit zu träumen vom nächsten Ausflug auf den Heidelberg oder von einem Winteraufenthalt und von genußvollen Abfahrten über die fast 500 Meter Höhenunterschied nach Hackelsdorf/Herlikovice.

Wer sich an der Höhenschmiede, wo sich Steinweg und Hochstraße vereinigen, für einen längeren Rundweg entscheidet, kann auch noch Niederhof besuchen. Er geht die durch Pommerndorf sanft abfallende Straße bis an den Keilbach zur Hammerlemühle und von da an immer dem rauschenden oder auch nur murmelnden Gebirgswasser entlang nach Niederhof. Kurz bevor dort der Kesselbach mit dem Keilbach die Kleine Elbe bildet, beginnt rechts mit einem Steg der Rückweg nach Hohenelbe. Es ist eine sehr schöne Wegstrecke, anfangs vorbei an den Resten früherer Wegkreuze, dann durch viel Grün zum Rapprichbach und weiter an den Fuß des Jankaberges. Vor dem schon etwas müden Wanderer liegt nun die Stadt und der Stadtpark, der Ausgangspunkt.

Benetzko und der Heidelberg

Der Hausberg der Stadt wurde und wird gewöhnlich von Süden oder Westen bestiegen. Die Oberhohenelber und Hackelsdorfer hatten ihre eigenen Wege zu den Häusern an der Ostseite, zum Richter-Gasthaus zum Beispiel. Für den Hohenelber aber heißt es: Aufsteigen nach Schreibendorf! Diesen Weg kennen wir schon. Wie es von dem hochgelegenen Weiler weitergeht, sagt uns der aus vielen Beiträgen dieses Buches bekannte Rudi Feistauer.

Wir verlassen das Dorf und gelangen zum Kreuzweg. Von rechts kommt die Hammerichstraße aus Oberhohenelbe herauf. Hier teilt sie sich. Nach Norden führt die mit Bäumen gesäumte Straße nach Benetzko, über die Kuppe nach Westen geht es nach Mrklov hinunter und weiter ins Tschechische, einst fast ein Tabu-Land für uns.

Die Aussicht von diesem Straßenkreuz ist bereits umfassend: Rechts die Wachur, die Seidelhäuser mit der Höhenschmiede, dahinter der Gebirgskamm und die Rennerbauden. Nach links kann man bis zum Jeschken sehen. Und vor einem liegt der Heidelberg, hier nicht so mächtig anzusehen wie vom Tal aus, denn wir haben fast den halben Aufstieg hinter uns. Am Südhang des Berges sind einige Häuser verstreut, die auch in früheren Karten stets mit Žaly bezeichnet waren. Dort wohnten Tschechen, wie auch die ganze Westseite des Heidelberges vorwiegend von Tschechen besiedelt war. Heute trägt der ganze Berg den Namen Žaly.

Von der Kreuzung, auf der wir noch stehen, führt ein markierter Weg bis auf den Gipfel. Das ist für den von Hohenelbe zu Fuß Wandernden der günstigste Aufstieg. Feistauer aber hat ein anderes Ziel. Wir wollen ihm noch ein Stück weit folgen. Seine Erzählung, aus der die Wegbeschreibung stammt, ist überschrieben mit *Schöne Tage in Witkowitz.* „Es war in den 30er Jahren. Ich, ein angehender junger Mann, war mit meiner ältesten Schwester unterwegs nach Wikkowitz, wie wir sagten, um Verwandte zu besuchen. Die Straße nach Benetzko war damals noch Schotterstraße. Nach einigen hundert Metern und einem kleinen Waldstück stehen ein paar Häuschen abseits der Straße, das sogenannte

Gefletz. Hier war das Elternhaus meines Vaters. Es war eines der üblichen Holzhäuser mit Wohnstube, Schlafkammer und Stall unter einem Dach. Dort lebten drei Generationen zusammen. Meine Großeltern hatten sieben oder acht Kinder, und wenn nach einer Heirat die Ehehälfte und die ersten Kinder mit unterzubringen waren, wurde es eng im Haus. Jüngere Familienmitglieder schliefen auf dem Boden im Heu. Elektrisches Licht gab es nicht, also ging man früh schlafen, auch weil die Berufstätigen sehr zeitig aufstanden, um nach fast zwei Stunden Fußweg gegen 6 Uhr an der Arbeit zu sein. Zu Hause blieben die Alten und die kleinen Kinder. Vor dem Herrgottswinkel kniete der Großvater und betete - erzählte meine Schwester Martha - und wenn die Kinder gar zu laut wurden, schimpfte er: Ihr verfluchten Ößer Kender, kennt ihr nee amol a beßla ruhich sein ... und betete sein Vaterunser zu Ende.

Schulort war das tschechische Mrklov. Mein Vater sprach daher perfekt tschechisch. Deutsch zu schreiben aber hatte er nicht gelernt. Für seine ersten Berufsjahre als Waldarbeiter war das ohne Belang, als er sich aber bei der deutschen Stadtverwaltung in Hohenelbe um die Stelle eines Vorarbeiters bewarb, bekam er sie nicht, weil er die deutsche Schrift nicht beherrschte.

Das erste Gasthaus auf dieser Straße nach Benetzko war das von Pittermann. Es war der einzige Treffpunkt für Deutsche und oft das Ziel eines Ausflugs. Der alte Pittermann trug immer ein Samtkäppchen auf dem Kopf. Die Pittermann-Söhne waren sehr aktiv im Deutschen Kulturverband, der in Benetzko für die deutsche Minderheit eine einklassige Schule einrichtete und unterhielt. Der Ort bestand zumeist aus einzeln stehenden Holzhäusern, wie man sie hier im Gebirge baute. An ein einziges größeres steinernes Gebäude erinnere ich mich, die Pension Zlatá Vychlidka des Tschechen Kubát. Betuchte Tschechen aus Prag waren die Gäste. Goldene Aussicht hieß das Haus zurecht, denn der Blick nach Westen ist von hier aus einfach überwältigend“!

Hier verläßt uns Feistauer, denn er will ja weiter nach Witkowitz. Wir gehen wenige Schritte zurück und wenden uns dem Berg zu. Der waldige Weg zum Heidelberg ist etwas steil, er ist aber der kürzeste. Wer es sonniger und bequemer mag, der gehe noch 1200 Meter die Straße weiter und nach dem großen Hotel Kubát rechts hinauf, vorbei an Pension Panorama und Hotel Žalý. Der zeitliche Aufwand wird mit einer herrlichen Aussicht belohnt.

Auf dem Gipfel lockt der Aussichtsturm. Von dort oben kann man sogar die Schneekoppe sehen. Bis 1938 gab es auf dem kleinen Gipfelplateau ein Hostinec Žalý. Dieses Gasthaus wurde durch Brand zerstört. Auf der Decke der Kellergewölbe stehen heute einfache Bänke. Wer hier keinen Platz mehr findet, lagert sich im Gras.

Benetzko und der Heidelberg an einem sonnigen Spätnachmittag gehören mit zum Schönsten eines Aufenthaltes in Hohenelbe.

Zum Kalten Bügeleisen

Nach **Maria Hodel,** geb. Schier

Von der Magistrale, die Hohenelbe in Nord-Süd-Richtung durchzieht, der Hauptstraße und der Gendorfstraße, neigen sich mehrere Gäßlein gegen das rechte Ufer der Elbe hinab. Zum Peteraplatz führt das Zwackgassel hinunter. Vor dem Gerichtsgebäude ist der Gerichtshübel, ein paar Schritte weiter, nach der Post, der Posthübel. Ein weiterer „Hübel“ hieß Mühlhübel, weil dieser Weg vom Kirchenplatz zum Wendt-Steg (und weiter zum Kino) an der Richtermühle vorbeiführte. Die Mühle stand noch bis 1945. Der Mühlbach, ein Abschnitt der zahlreichen Fabrikgräben, war damals ein offenes Gerinne. Den Kindern, welche nach dem Beichten aus der Kirche kamen, schaffte der muntere Wasserlauf die letzte Erleichterung von ihren Sünden, indem er die Papierschnippsel willig durch die Mühle zur Elbe wegschwemmte.

Zwischen der Dechantei und dem Mühlbach also war dieser Mühlhübel. Die nächste Quergasse ist die Elbegasse. Dort befand sich das Schier-Gasthaus, oder wie die Leute auch sagten: „Beim Lindner-Schier“, Betonung auf Lindner, weil es einen zweiten Schier-Gastwirt flußaufwärts nahe der Eisernen Brücke gab.

„Unser Haus“. Linolschnitt der Schülerin Mariechen Schier

Der Mühlhübel. Links die Dechantei.

Lindner war der Name der Wirtsleute in der Elbegasse bis 1930. Der Mann war eigentlich Schneider. Diesen Beruf hängte er an den Nagel, und so hieß das Gasthaus fortan „Zum Kalten Bügeleisen“. Auch die Küche blieb dort kalt. „Sulz - Wurst - Kaffee“ lautete das Angebot der Lindners. Das änderte sich gründlich, als 1930 Josef und Maria Schier das Gasthaus übernahmen. Jetzt waltete hier eine tüchtige Köchin, der Wirtin Schwester, die „Tante Anna“. Die Eheleute besorgten den Ausschank und das Servieren. Es gab gutgepflegtes Bier der Hohenelber Aktienbrauerei und natürlich das beliebte Pilsener. Freunde eines guten Weins wurden auch zufriedengestellt. Es blieb all die Jahre bis 1945 beim Familienbetrieb, trotzdem der Kreis der Stammgäste angewachsen war. Meist traf

man dort nur Männer. Frauen, Kinder, ganze Familien waren höchstens sonntags zu den Essenszeiten beim Schier, oder wenn die Mitglieder der Liebhaberbühne nach einem Theaterabend hier einkehrten.

Es war ein ausgesprochen „bürgerliches“ Publikum. Wenn Pfarrer und Kaplan nicht selbst mit in der Runde saßen, holte deren Haushälterin, das Mariechen, gut gekühltes Bier in einem großen Wasserkruge aus dem nahen Gasthaus. Nicht nur aus Hohenelbe kamen angesehene Bürger ins Kalte Bügeleisen, sondern auch Gastronomen aus den feinen Hotels in Spindelmühle wußten die Geselligkeit, das Niveau und die familiäre Atmosphäre (das vertraute Du war die Regel) zu schätzen. Der Zugang zu dieser beinahe geschlossenen Gesellschaft war nicht leicht. Gerade in den Kriegsjahren war das Verlangen danach aber groß, weil Schier aufgrund seines jahrelangen hohen Umschlags an hochwertigen Getränken und seiner Beziehungen immer noch mit rar gewordenem Wein beliefert wurde. Selbst honorigen Persönlichkeiten gelang der späte Einstieg in die Runde derer im Gasthaus „Zum Kalten Bügeleisen“ nicht. Mit dem Ende der deutschen Ära der Stadt im Sommer 1945 verschwand auch diese Oase der bescheiden-vornehmen Gastlichkeit in Hohenelbe.

Kaufmann Fetscher hat Geburtstag! Und die Stammgäste bei Lindner-Schier feiern alle mit.

Karl Kraus

Elektro-Unternehmen
Hohenelbe
Hauptstraße 58

»TUBA«

PAPIERHÜLSEN-FABRIK
GESELLSCHAFT M. B. H.
HOHENELBE

Erzeugung aller Arten von Papierhülsen für Spinnereien, Webereien und verwandte Betriebe sowie von Versandrollen, Papprollen und einschlägigen Artikeln

Adalbert Zienecker

HOHENELBE
NEUSTADT 21

Zimmer- und Dekorationsmaler
Schriftenmaler und Lackierer

Spezialität:
Glas- und Emailschilder

Steinmetz-Geschäft

Anton Hackel's Wtw.

staatlich geprüfter Steinmetzmeister

Hohenelbe

Feldgasse – Böhmen

Übernahme und Ausführung von Grabdenkmälern, Gruft- und Monumentalbauten

RUDOLF KRAUS
UHRMACHER, JUWELIER UND OPTIKER
HOHENELBE, HAUPTSTRASSE 58

TH. FLEISCHMANN

HERRENMODESALON

HOHENELBE

Steffengasse 626/3 beim Bräuhaus

FERNRUF 235

FRANZ HERTACH

KOLONIAL- FARB- UND EISENHANDLUNG
HOHENELBE

Menschen in unserer Stadt

Helene Spatzier, nicht wegzudenken aus der Hohenelber Kulturszene.

Die Tochter des Schuldirektors Proschwitzer stammte aus Grulich. Ihr Onkel war der Stadtdechant Franz Proschwitzer, von dem wir eine wertvolle Stadtchronik besitzen. Frau Spatzier arbeitete maßgeblich in den Ortsgruppen des Bundes der Deutschen und des Deutschen Kulturverbandes mit, war Mitglied der Liebhaberbühne des BdD und eine hervorragende Eisläuferin. Ihre schönsten Verdienste aber erwarb sie sich als Leiterin der Stadt Hohenelber Volksbücherei und Lesehalle. Seit deren Gründung im Jahre 1909 gab sie allen nach Schönheit, Bildung und Unterhaltung suchenden Benutzern der Lesehalle Ratschläge in liebenswürdiger Weise und damit viel Freude an literarischer Kultur.

Dr. Hubert Schrimpl d. J. 1956 zum 80. Geburtstag der Frau Spatzier

„Hela“ Spatzier selbst schrieb zur Institution Volksbücherei: Als nach dem Tode der Gebrüder Weiß deren Haus NC 183, Hauptstraße 18, in den Besitz der Stadt gelangte, hatte der Bürgerschuldirektor a. D. Emil Weiß daran die Bedingung geknüpft, in diesem Hause eine Volksbücherei einzurichten. Als Grundstock wurden 3000 Bände gediegenen Lesestoffes beigegeben. Der Bestand wurde vergrößert, ein Lesezimmer mit Tageszeitungen und Zeitschriften angegliedert. Schließlich war nach 17 Jahren für den gewachsenen Leserkreis das Haus zu klein. Wir zogen um in das Haus NC 189 neben „Hotel Schwan“. Als die Volksbücherei und Lesehalle am 18. Mai 1945 von den neuen tschechischen Machthabern geschlossen wurde, gingen fast 10 000 Bücher in deren Besitz über.

Die Bilder der Erblasser Brüder Weiß hingen bis zuletzt in den Räumen der Volksbücherei, dieser beispielhaften Einrichtung, die ihrer Zeit weit voraus war. Sie war das lebende Denkmal ihrer Stifter, deren wir in Dankbarkeit gedenken.

Frau Spatzier verstand ihren Bericht (1956) „Über die Gründung, das Wachsen und Gedeihen und die Auflösung der Hohenelber Volksbücherei und Lesehalle als einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Stadt.“ Diesem Wunsch ist der Redakteur gern nachgekommen.

Ing. Hans Knoll, 33 Jahre Stadtbaumeister von Hohenelbe.

Josef Renner, der spätere Herausgeber der Zeitschrift „Riesengebirgsheimat“ berichtete im Jahre 1948 in einem seiner bescheidenen „Heimatbriefe“:

„Im Herbst kam ich in die Gegend von Krumbach. Da besuchte ich auch unseren ehemaligen Stadtbaumeister, Herrn Ing. Hans Knoll. Niemand wußte recht, wo die Ortschaft liegt. Von der Autobusstation mußte ich über eine halbe Stunde auf Feldwegen wandern. Im Ort sagte man mir dann Bescheid. Ein kleines Häuschen. Über fast eine Hühnersteige

mußte ich hinauf, und dort, in einem kleinen Dachzimmer unter Benützung uralter Möbel, da wohnte er.

Ich war betroffen. Aber der Mann hat seinen Humor behalten, er ist der Alte geblieben. Wenn ich da an andere denke, die in viel besseren Verhältnissen wohnen und doch ständig jammern, dann ist Ing. Hans Knoll einer der Großen in unserer Notzeit. Und wie daheim, so ist er auch in der kleinen Ortschaft im bayerischen Schwaben von jedermann geachtet und beliebt."

Aus dieser Situation heraus schrieb Hans Knoll schon wieder einen Beitrag zum „Hohenelber Heimatbüchlein", welches Renner dann 1949 herausbrachte:

„Bettler, die wir geworden sind, bleibt uns nur die Erinnerung als einzig verbleibendes Gut. In dieser Heimatschrift sei mir gestattet, aus geretteten Unterlagen ein paar bescheidene Federskizzen beizusteuern. Mögen sie die Erinnerung an die verlorene Heimat auffrischen! An diesen Häusern sind wir täglich vorübergegangen. Sie sahen unsere Feste, bekränzt und mit Fahnen geschmückt. Aber auch ganz anderes: An der Hofmauer des Rathauses und am Lindnerhaus zeugen davon die Kugellöcher standrechtlicher Erschießungen vom Mai 1945.

Unser Sinnen bleibt der verlorenen alten Heimat zugewandt. Und doch wollen wir auf dem uns zugewiesenen kärglichen Platz durch emsiges Schaffen neue Heimat gestalten."

Hans Knoll stammte aus Mährisch-Schönberg. Über drei Jahrzehnte war er Stadtbaumeister in Hohenelbe.
Das Notjahr 1945 beugte ihn, brechen konnte es diesen Menschen nicht.

Helene Spatzier leitete 36 Jahre lang die Stadt Hohenelber Volksbücherei und Lesehalle.
Frau Spatzier lebte nach dem Krieg in Rosenheim, Oberbayern.

Ein schmales Büchlein „Am Südhang der Sudeten" liegt vor mir. Es ist von **Erhard Müller.**

Seit vielen Jahren lese ich immer wieder darin und fühle mich dabei in meine Heimat versetzt. „Die Erzählung entstand zu Prag im Sommer 1938, in der Zeit höchster politischer Anspannung. Psychologisch gesehen war meine Arbeit eine Befreiung von dem großen seelischen Druck, der auf mir lastete." So schrieb Dr. Erhard Müller 1990 zu seinem Buch. Er ist sich mit dieser Deutung mit dem Dichter des „Ackermann aus Böhmen", Johannes von Saaz (um 1400), einig, den Müller in einem anderen Buch mit Erzählungen zitiert. „Ich schreibe für mich selbst zum Trost."

Der kleine Erhard, geboren 1908 in Nordböhmen, wuchs nahe bei Hohenelbe auf. Der Vater war früh gestorben, so lebte er mit seiner Mutter und den Großeltern Kluge in Harta. Die Familie war arm. Der Junge aber war begabt. Er ging aufs Gymnasium, bestand die Matura mit Auszeichnung, studierte Germanistik und Slawistik und arbeitete am Germanischen Institut der Deutschen Universität in Prag.

Die Namenskunde, das Forschen nach der Herkunft und Wandlung der Orts- und Flurnamen war das Hauptgebiet von Dr. Müllers Studien. So war es in seiner Heimat, dem Riesengebirge, und so war es im nordthüringischen Eichsfeld, seinem Zuhause nach dem Kriege. Darüberhinaus wurde er als Autor und Übersetzer bekannt. Durch die Heimatforschung begegnete Dr. Müller auch hin und wieder seinem alten Lehrer vom Gymnasium, Dr. Karl Schneider. Nach dem Krieg trafen sie sich an der Ostsee wieder.

Das Büchlein vor mir ist ein Glücksfall. Den Erstdruck aus Prag wähnte Müller verloren in den Wirren des Krieges und des Umsturzes. „Doch das erwies sich als Irrtum. Meinen Eltern gelang es im Juni 1946, in ihrem Vertriebenengepäck dieses Kleinod zu retten", schreibt ein Hohenelber, Professor Manfred Kober. Er war es auch, der die Erzählung neu drucken ließ. Damit wurde dieser für unsere Heimat so bedeutende Mann knapp nach seinem Tode geehrt. Dr. phil. Erhard Müller ist am Neujahrstag 1992 im 84. Lebensjahr gestorben.

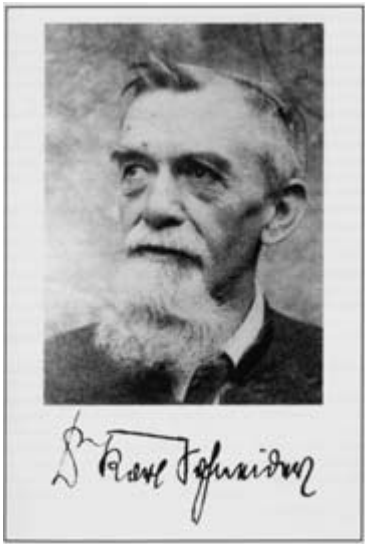
Auch **Professor Dr. Karl Schneider** war kein gebürtiger Hohenelber.

Er ist in Prag und Kaaden aufgewachsen. Erst 1914, mit 35 Jahren, kam er in die Stadt an der Elbe. Hier unterrichtete er am Gymnasium Geographie und Geschichte. Aber "Dr. Schneider war ein Lehrer nicht nur für die Schule, sondern auch für das Leben. Er war eine Persönlichkeit, die sich vor niemandem beugte, vor keinemVorgesetzten, und wenn es der Landesschulinspektor aus Prag war." Das schrieb Erhard Müller (anonym, weil in der DDR lebend) über Dr. Karl Schneider, als dieser im Sommer 1951 gestorben war. Und weiter heißt es:

„Wenn Professor Schneider in seinem schwarzen Clothmantel, meist derbe Wanderschuhe an den Füßen, raschen Schrittes das Klassenzimmer betrat, wehte eine andere Luft als in den üblichen Schulstunden. In den Oberklassen erkannten die meisten von uns, daß dieser Mann, der da in seiner nachlässigen Art am Katheder saß, das bärtige Antlitz auf uns gerichtet, mit den ruhigen, ernsten Augen, die unter buschigen Brauen blickten, daß dieser Mann ein vom Geiste Gezeichneter war, ein Forscher vor allem. Wir wußten, daß er der Verfasser wissenschaftlicher Werke war, daß er Jahrbücher herausgab, Forschungreisen gemacht hatte und noch machte und daß er nicht nur in unserer Heimatstadt, sondern auch draußen als Vortragsredner bekannt war. Wir wußten, daß er das Museum zu dem gemacht hatte, was es war. Wir wußten um seine Tätigkeit im Riesengebirgsverein und in anderen Verbänden...

...Der Krieg brachte uns auseinander. In Kiel begegnete ich ihm wieder. An einem schönen Maientag 1946 las er, dem man die Spuren von Hunger und Not anmerkte, Teile seiner Hohenelber Chronik von Mai bis August 1945 vor. Er mußte immer wieder innehalten, weil ihn die Bewegung übermannte. Es ist ein Schicksal, das Männerherzen zu zerbrechen vermag. Auf unseren Wegen, die wir abends an der Ostsee gingen, wenn Himmel und Meer miteinander zu verschmelzen begannen, sprach er von den großen Plänen, die er vorgehabt hatte. Damals wurden wir zwei Heimatlosen Freunde. Er, der einstige Lehrer und ich, der Hohenelber Gymnasiast von einst.“

Dr. Karl Schneider,
geb. 22. 8. 1879 in Prag, lebte 35 Jahre in Kaaden und Prag. In Hohenelbe wirkte er 1914 bis 1945. Er starb am 1. 8. 1951 in Schleswig-Holstein.



Dr. Erhard Müller,
geb. 22. 6. 1908 in der Nähe von Böhm. Leipa. Aufgewachsen in Harta und Hohenelbe. Heimatkunde und Erzählungen. Gestorben Neujahr 1992.

In memoriam Hochwürden **H. Johannes Borth,**
Dechant von Hohenelbe.

„13. November 1959 - Das Kirchlein in Hüttenfeld ist zu dieser frühen Stunde noch fast leer. Gegen 9 Uhr wird der Sarg hereingebracht. Der Sarg ist offen. Wie in seinem Leben, so umspielt auch noch im Tode das gütige, väterliche Lächeln die Lippen des Heimgegangenen. Die Hände sind umschlungen mit dem Rosenkranz, den er so oft auf den weiten Wegen gebetet hatte.“

Dieses Bild vom letzten Weg des Dechant Johannes Borth aus Hohenelbe zeichnete einer seiner ehemaligen Kapläne, der spätere Pfarrer von Ponikla, Josef Schneider. Er fuhr fort: „Mein Herz krampft sich zusammen. Ich soll meinem guten Dechant den Nachruf halten!? Ihm, der uns Kaplänen nicht der Herr, sondern der Mitbruder war. Nun wird ihm das Requiescat in pace gesungen, das er so vielen selbst gesungen hat. Lieber guter Herr Dechant. Nun darf dein von mühevoller Arbeit und Krankheit zermarterter Leib neben dem Kreuz für die Toten der Heimat auf dem Friedhof in Bensheim dem Morgen der Auferstehung entgegenschlummern.“

Ein langer Zug Trauernder, darunter viele Heimatvertriebene und über fünfzig Mitbrüder begleiteten den Heimgang des Johann Borth. Schon zu Hause galt der Kirchenmann als ein „Volkspriester“. Als solcher erwies sich Johannes Borth auch in seinem neuen Wirkungkreis im Odenwald.

Mit „Volkspriester“ überschrieb denn auch Studienrat P. Gustav Korda ein Loblied, das er 1949 „seinem priesterlichen Freunde“ widmete. Es ist der Lebenslauf des Johann Borth. Daraus die letzten fünf Strophen:

“Es kam der zweite böse Krieg. Viel Leid und dann das böse Ende: Die Tschechen kamen, und deine Schäflein, Dechant, wurden vertrieben. Du wärst ja gerne in der Heimat, in den Bergen geblieben. Hilft nichts,

Du bist ein Deutscher, auch du mußt fort,
mein lieber, armer Dechant Borth.

Heimat, Pfarrhaus und Habe sind weg. Mit deinem Rucksack sitzt du im Dreck des Lagers. - Wochen später! Im Hessenlande. Wer kommt da in meine Stube? Den Rucksack am Rücken, Brand und Mord,

der Dechant ist´s, Johannes Borth.

Was gedenkst du nun zu tun, mein Freund? Die deutsche Heimat ist groß, doch für uns zu klein. Da ist Reichenbach, wohin sonst niemand mag. Freund Hannes, da ist keine Kirche, kein Pfarrhaus. Doch Berge sind da!

Steile, weite Wege von Ort zu Ort,
das ist was für dich, mein lieber Borth.

Da fand er Schäflein von Hohenelbe. Sie kannten ihren Hirten von innen und außen. Es kamen aber auch andere Schäflein, aus anderen Städten, die staunten. Wer ist das? Pastor oder Pfarrer? Ein entsprungener Mönch? Von wegen des Bartes. Verdächtig ist er,

man wünscht, er wäre wieder fort,
der arme Dechant Johannes Borth.

Es dauerte aber nicht lang und sie kannten ihn auch, merkten unter Bart und Rucksack das goldene Herz. Und so zieht er von Schule zu Schule, wie einst in der Heimat, an den Sonntagen von einer hl. Messe zur anderen, als Hirte und Lehrer.

So ist er der Flüchtlinge Glaubenshort,
der Flüchtlingspfarrer Johannes Borth."

Damals - 1949 - bewohnte Johann Borth mit seiner Nichte Maria Lorenz zwei Dachkammern in der Steinhauergemeinde Reichenbach/Odenwald. Dorthin war er, der schon über 60-Jährige, als Kaplan der Pfarrei Bensheim gesandt worden. Von hier wanderte er zu den zahlreichen Vertriebenen in den benachbarten Ortschaften. 1951 wurde er nach Hüttenfeld versetzt. Hier gab es keine Vertriebenen mehr, sondern nur Spargel- und Tabakbauern. Ein ehemaliges Gasthaus wurde für den katholischen Gottesdienst eingerichtet. Hier wirkte Borth bescheiden und einfach in dieser Diasporagegend, bis über sein goldenes Priesterjubiläum 1958 hinaus.

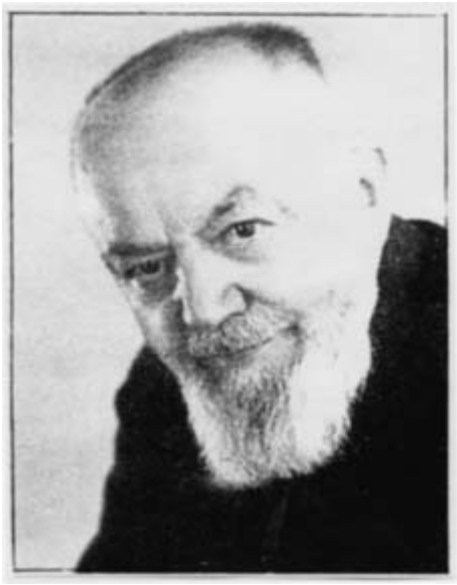
Zu dieser Zeit brachte *Riesengebirgsheimat* die Nachricht: "Hohenelber Dechant Borth schwer verunglückt". Was war geschehen? Auf einer Fahrt (mit dem Rad, wie gewohnt) wurde er von einem Lastwagen angefahren, auf den Kühler geworfen und dann seitwärts herabgeschleudert. Er wurde sofort ins Bensheimer Krankenhaus gebracht, wo man die große Kopfwunde nähte. Erst nach 2 Tagen Bewußtlosigkeit begann der Patient sich langsam zu erholen. Othmar Fiebiger gegenüber äußerte er: So ein Bauernschädel hält etwas aus. Das war kurz vor Ostern 1957. Er hoffe, soll er zu seinem Besucher gesagt haben, bis zum Weißen Sonntag wieder in seiner Seelsorgestation in Hüttenfeld zu sein. Rasche Genesung wünschen ihm alle Hohenelber. Es hätte viel schlimmer enden können.

Schon in Hohenelbe war Dechant Johannes Borth der Rucksackpriester. Am 1. März 1920 trat der 35jährige Kaplan Borth unter Dechant Proschwitzer seinen Dienst in Hohenelbe an. Nach dem Tod Proschwitzers wurde er 1925 Dechant von Hohenelbe. Es war die größte Pfarrei der Erzdiözese Königgrätz mit einem Umfang von 30 Kilometern. Johannes Borth hielt Religionsunterricht in Harta, Pelsdorf, Oberhohenelbe, Krausebauden und Keilbauden.

Im Ersten Weltkrieg war die alte herrliche Laurentiusglocke in der Dekanalkirche erhalten geblieben. 1941 mußten wieder die Glocken abgeliefert werden. Alle Bemühungen und Bitten des Priesters, wenigstens diese eine kunstvolle Glocke zu behalten, wurden abgewiesen. Also hat man die große Glocke im Turm in Trümmer geschlagen.

Als zu Beginn des letzten Kriegsjahres 1945 immer mehr Flüchtlinge aus dem Osten durch Hohenelbe zogen, wurden viele von diesen in der Dechantei aufgenommen und bewirtet. Nach dem Einzug der russischen Truppen durchsuchte man das Haus nach versteckten deutschen Soldaten. Dechant, Kaplan und Haushälterin waren währenddessen in der Küche eingesperrt. Bald kam aus Starkenbach der tschechische Kaplan Josef Kylar als Pfarrverweser nach Hohenelbe. Alle deutschen Inschriften auf Statuen ließ er überstreichen. Die Gedenktafeln für die Gefallenen der Kriege wurden entfernt. Aus den Verkündigungsbüchern hat man die deutschen Eintragungen herausgerissen. Gottesdienste für Deutsche mußten um 7 und 8 Uhr stattfinden. Im November wurde dem deutschen Dechant die Verwaltung der Pfarrei entzogen, die Gehaltszahlung an ihn und den Kaplan wurde eingestellt. Johannes Borth war jetzt 62 Jahre alt. 25 Jahre lang war er den Menschen in Hohenelbe und dem Umland ein guter Seelsorger.

In einer Maiandacht 1946 verabschiedete er sich von den noch verbliebenen Pfarrkindern. Er und seine Nichte hatten den Ausweisungsbefehl erhalten. Nach weiteren 5 Wochen, die sie im Sammellager verbringen mußten, wurden sie in die sowjetisch besetzte Zone „abgeschoben.“ Doch Borth vertrug das rauhe Klima am Nordrand des Harzgebirges nicht. Ein Arzt riet dringend zu einem Wohnortwechsel. Ein Augustinerpater, der den Dechant in seiner Hohenelber Zeit schätzen gelernt hatte, verwandte sich für ihn beim Mainzer Bischof. Und so kam Johannes Borth nach Reichenbach im Odenwald. Hier können die Riesengebirgler ihres Dechants gedenken, wenn sie sich in Bensheim treffen.



Sein Wirken im Dienste der Heimat war vielfältig:
Guido Rotter der Ältere

Die F. A. Rotter & Söhne k. k. privilegierte Flachgarnspinnereien, Jutespinnerei und Weberei, Oberhohenelbe, beschäftigte in besten Zeiten bis zu 1500 Arbeitnehmer. 1887 wurde Guido Rotter die technische Leitung der gerade neu errichteten Jutespinnerei und Weberei mit etwa 500 Mitarbeitern übertragen.

Der 1860 im ostböhmischen Grulich geborene Unternehmersohn war mit 24 Jahren nach Hohenelbe gekommen. Hier trat er dem Riesengebirgsverein bei. Und aus seiner Studienzeit in Wien hatte er den Gedanken einer Studenten- und Schülerherberge mitgebracht. In Oberhohenelbe konnte er diese Idee in die Tat umsetzen. Nicht weit entfernt von der Rotterfabrik stand der Gasthof „Steudler". Dabei befand sich ein großer, von Hohenelbern gern besuchter Wirtsgarten, darin stand ein Lokal mit Veranda. Steudler war einverstanden, daß dort vier Betten und fünf Notlager eingerichtet wurden, sodaß neun Mann bequem und auch manchmal 15 bis 20 etwas gedrängter unterkamen.

Zum Frühstück gab es Milchkaffee und Semmeln, zum Nachtmahl Butterbrot, Emmentaler oder Gebirgskaseln, Wurst, Schinken und zwei Glas Bier. Die Studenten konnten die Herberge zweimal benützen, einmal auf der Hin- und dann auf der Rückreise. Die Kosten übernahm die Herbergsleitung. Die erste Studentenherberge war geschaffen.

Das Beispiel machte Schule. 1888 sprang die Idee auch ins „Altreich" (d. h. nach Deutschland) über. Die Hauptleitung der Deutschen Studenten- und Schülerherbergen mit Sitz im damals österreichischen Hohenelbe behielt Guido Rotter in seinen Händen. 1913 zählte man im deutschen Sprachraum nicht weniger als 690 solcher Herbergen! Die Zahl der Nächtigungen betrug über eine Million pro Jahr.

Mit diesen Einrichtungen konkurrierten seit 1909 die Deutschen Jugendherbergen des Lehrers und alten Wandervogels Schirrmann aus dem Rheinland. Diese waren für die gesamte deutsche Jugend zugänglich. Rotter schloß sich diesem Gedanken an und stellte nach dem Ersten Weltkrieg seine Herbergen dem neuen „Deutschen Jugendherbergsverband" zur Verfügung. Die großen Verdienste des Begründers der Deutschen Studenten- und Schülerherbergen wurde im Jahre 1937 gewürdigt: die Jugendherberge in Hirschberg im Riesengebirge bekam den Namen „Guido-Rotter-Herberge".

Das und die Leitung der Fabrik in Oberhohenelbe - Guido Rotter war seit 1904 auch Teilhaber und öffentlicher Gesellschafter des Unternehmens - wären als Lebenswerk eines Mannes voll ausreichend gewesen. Doch dieser Mann war ein rastloser Pionier. Schon am Anfang seiner Hohenelber Zeit hatte man ihn in den Zentralausschuß des Deutschen Riesengebirgsvereins, Sitz Hohenelbe, gewählt. Seitdem war Rotter jahrzehntelang dessen Vorsitzender. In dieser Zeit ging man an die Ausgestaltung des Wegenetzes im Gebirge,

führte die Wintermarkierung mit den hohen Stangen ein, förderte den Tourismus und hob dadurch den Lebensstandard der Gebirgsbevölkerung.

Erst als ein Leiden diese Tätigkeit für den betagten Guido Rotter zu belastend werden ließ, übernahm den Vorsitz sein langjähriger Mitarbeiter, der Verwalter des Riesengebirgsmuseums, Dr. Karl Schneider.

Gekrönt wurde Guido Rotters Wirken durch ein Drittes, die Einführung des Skilaufs im Riesengebirge. Es muß um 1890 gewesen sein, als der Hauptmann Vorwerg seine in Norwegen erworbene Fähigkeit im Riesengebirge demonstrierte. Guido Rotter ließ Skier aus Norwegen kommen. Mit einigen anderen Hohenelbern entwickelte er ohne Anleitung eine eigene Lauftechnik. Auf dem einen langen, eisenbewehrten Bambusstock reitend, fuhr man vom Heidelberg zu Tal. Im Frühjahr 1893 drangen fünf Hohenelber zum ersten Male auf Skiern in die Hochregionen des Gebirges vor. 1896 hatte Hohenelbe seinen ersten Skiverein, den ältesten des Gebirges. Ihm folgte erst vier Jahre später der „Schneeschuhverein Windsbraut“ im schlesischen Schreiberhau. 1902 sah man in Oberhohenelbe zum ersten Mal norwegische Skispringer im Wettbewerb mit den Sportlern unserer Heimat. Zahlreiche Skiverbände förderten das Skilaufen, und bald stellte das Riesengebirge, besonders die böhmische Seite, Skiläufer und Skispringer, die zu den besten der Welt gehörten.

Ein reich erfülltes Leben ging im März 1940 zu Ende. Guido Rotter starb mit 80 Jahren. Das Begräbnis versammelte noch einmal alle Freunde und Anhänger dieses großen Mannes aus nah und fern.

Guido Rotter derÄltere, 1860 – 1940

Guido Rotter der Jüngere, 1896 - 1960

Guido Rotter der Jüngere. Skifabrikant aus Hohenelbe

Von seinem Vater, Guido Rotter d. Ä., war der Sohn schon frühzeitig zur Natur und Heimatliebe erzogen worden. Daheim im Riesengebirge kannte man Guido Rotter d. J. besonders wegen seiner Verdienste um den Skilauf, wegen seiner Tätigkeit im Verein Deutscher Skiläufer Hohenelbe und als kompetenten Ski- und Skiwachsfabrikanten. Mit seinem Freunde Gerhard Zienecker organisierte er 1927 das erste Mai-Skirennen vom Brunnberg in den Wörlichgraben. Das Mai-Skirennen wurde jährlich wiederholt und zum Treffpunkt für die ganze mitteleuropäische Skiläufer-Elite.

Guido Rotter hatte als junger Mann fast den ganzen Ersten Weltkrieg an den schwer umkämpften Fronten Tirols erlebt. Im Zweiten Weltkrieg war er als Hauptmann und Bataillons-Kommandeur die meiste Zeit an der Ostfront. Aus der Kriegsgefangenschaft wurde er nach Österreich zu Frau und Kindern entlassen, durfte dort aber nicht bleiben. Im Spätherbst 1946 wurde die Familie Rotter, der Vater, seine Frau Marie und die Kinder Irene und Georg, auch aus Österreich ausgewiesen und kam mit einem Transport nach Karlsruhe. Guido Rotter war gerade 50 Jahre alt geworden.

Bis in sein höheres Alter schätzte und pflegte er den Skilanglauf. In dieser Disziplin hatte er selbst beachtliche Erfolge erzielt. Einige Zeit gehörte er sogar der Staffel des HDW an. Als Vorbereitung zum Langlauf hatte Rotter das Radfahren erkannt. Von Karlsruhe aus legte er mit seinem jungen Sohn oftmals jährlich bis zu 6000 Kilometer auf dem Fahrrad zurück. Mit fast 60 überquerte er noch die Alpen und fuhr bis an den Gardasee – mit dem Rad. Er war ein unvergleichlicher Wanderer! Immer und überall. Alles kannte er. Aber immer nur war es das deutsche Land, der deutsche Sprachraum, von den Vogesen und dem Bayerischen Wald bis zur Klause von Salurn und bis an die Karawanken.

Sein Weg ist mit dem Jahr 1960 zu Ende gegangen. Es war ein reiches und erfülltes, ein freies, ungebundenes Dasein, das Leben des Guido Rotter des Jüngeren.

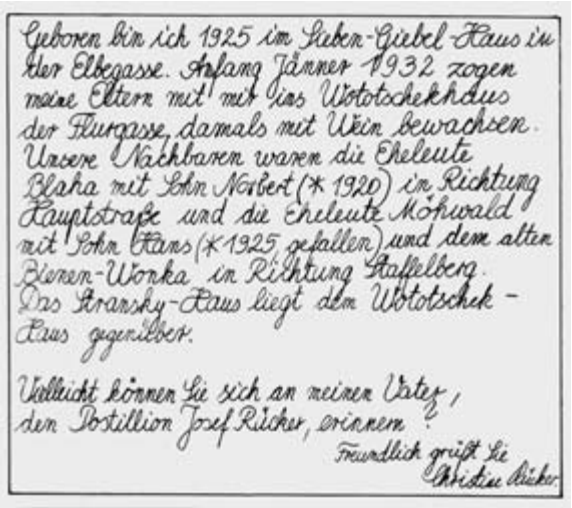
Heimatortsbetreuer. Was ist das? Wer ist das für die Hohenelber? **Christine Rücker.**

Heimatortsbetreuer (abgekürzt HOBs) haben innerhalb des Heimatkreises eine ganz wichtige Funktion. Den Außenstehenden mag diese Bezeichnung heute befremden. Wer muß, wer soll da betreut werden? Nicht der Heimatort, aber die ehemaligen Bewohner eines Ortes, in der Praxis sogar nur diejenigen, welche dem Heimatkreis e.V. angehören. „Betreuer“ - das war unmittelbar nach der Vertreibung ein sehr berechtigter Titel für jemanden, der den in halb Europa verstreut lebenden Heimatvertriebenen eine Anlaufstelle war, wo man über den Verbleib von Bekannten oder Verwandten, Vermißten usw. Auskunft bekam. Aus dem „Heimatkreisbetreuer“ der ersten Zeit wurde bald der 1. Vorsitzende

des Heimatkreises. Der Ortsbetreuer blieb der „Betreuer“ bis heute. Oft ist es auch eine Betreuerin. Eine nicht immer dankbare Aufgabe ist das. Je größer ein Gemeinwesen war, desto lockerer ist der Zusammenhalt nach über 60 Jahren. Umso mehr müssen wir Frau Christine Rücker danken, daß sie seit 22 Jahren dieses Ehrenamt für die Hohenelber ausübt. Ihre Aufgabe beschrieb sie vor einigen Jahren so:

“Erste Ortsbetreuer von Hohenelbe waren der Schmiedemeister und Stadtrat Franz Weiß und der Müller-Hutmacher. Ich bin seit 1985 im Ehrenamt. Meine Aufgabe sind die monatlichen Geburtstagsmeldungen, manchmal auch das Schreiben von Nachrufen oder Jubiläumsmeldungen an die Riesengebirgsheimat“

Auch zur Person können wir auf die sorgfältigen Zeilen von der Hand der ehemaligen Lehrerin zurückgreifen:



Geboren bin ich 1925 im Sieben-Giebel-Haus in der Elbegasse. Anfang Jänner 1932 zogen meine Eltern mit mir ins Wototschekhaus der Flurgasse, damals mit Wein bewachsen. Unsere Nachbarn waren die Eheleute Blaha mit Sohn Norbert (* 1920) in Richtung Hauptstraße und die Eheleute Möhwald mit Sohn Hans (* 1925, gefallen) und dem alten Bieren-Wonka in Richtung Staffelberg. Das Prasky-Haus liegt dem Wototschek-Haus gegenüber.

Vielleicht können Sie sich an meinen Vater, den Postillion Josef Rücker, erinnern?

Freundlich grüßt Sie
Christine Rücker

An ihren Vater, den Postillon, kann ich mich nicht erinnern, wohl aber weiß ich, daß die Postpferde in einem Rückgebäude zwischen der „Landwirtschaftlichen“ und dem Wlassak-Hause standen. Mit diesen vor seiner Postkutsche fuhr Vater Rücker die Paketpost vom Bahnhof zu den Empfängern.

Christine lernte schon früh das Geigenspiel, das ihr als Voraussetzung zur Lehrerausbildung sehr zustatten kam. Im Schulorchester der LBA in Trautenau machte sie sich auch noch mit Bratsche und Viola vertraut. Als der Krieg in seine kritische Phase getreten war, leistete die Junglehrerin ein kurzes Praktikum an der Schule im heimischen Hackelsdorf und wurde danach an weit entfernte Orte verpflichtet.

Sommer 1945. Der Krieg war zu Ende, mit ihm der Schuldienst für deutsche Erzieher. Christl arbeitete als Hausgehilfin in der „Marienwarte“ in Spindelmühle, später als

Wäscherin im „Hotel Schwan“ in Hohenelbe. Am Aschermittwoch des nächsten Jahres wurde sie zusammen mit ihren Eltern aus ihrer Heimatstadt vertrieben.

Im Odenwald konnte sie nach den Sommerferien wieder die Lehrtätigkeit aufnehmen. Ihre damaligen Schüler hängen ihr heute noch in Dankbarkeit an. Sie blieb in der Gegend, auch über ihre Pensionierung hinaus, bis heute.

Erika Wlassak, der ich zahlreiche Details zu diesem Aufsatz verdanke, schloß eine Würdigung der Christl Rücker anläßlich ihres 75. Geburtstags mit den Worten eines Kanons: „Die Geige, sie singet, sie jubelt und klinget - auf daß es weiterhin in deiner Seele singe und klinge!“ Mögen sich die ehemaligen Hohenelber diesem Wunsche anschließen!

„Josef Renner…in Kempten im Allgäu **….wer kennt ihn nicht?”**

ist eine rhetorische Frage, die Othmar Fiebiger im Jahre 1957 stellte, als er seinem Freunde Josef Renner zum 65. Geburtstag gratulierte und sein verdienstvolles Wirken in den zwölf Jahren seit dem Kriege würdigte. „Schon in der Heimat, in Rübezahls Blaubergen, war Josef Renner der geborene Organisator. Was er in die Hände nahm, klappte!“ lobt Fiebiger und stellt weiter fest:

„Und es klappte auch da wieder, als er nach der Vertreibung in der neuen Gastheimat zum Sammeln rief. Immer mehr Riesengebirgler scharten sich um den unermüdlichen Rufer. Mit den ärmlichsten Mitteln begann er sein Aufbauwerk. Der erste Heimatbrief wanderte hinaus. Die Heimatkartei entstand. Die große Wohnstube Renners wurde zur Suchstation für unzählige Verstreute. Er ward so mit der Zeit zu der Riesenklammer, die den alten Hohenelber Kreis zusammenband. Auch jetzt ist das noch so:

Allmonatlich die von Josef Renner geleitete Heimatzeitung, alljährlich der Heimatkalender, die von ihm verschickten Landkarten! Und wenn einer etwas auf dem Herzen hat, was die Heimat angeht, heißt es: beim Renner anfragen. Und Renner bleibt keine Antwort schuldig. Vom frühen Morgen bis oft in die späte Nacht hinein klappern Renners Schreibmaschinen. Geduldig lächelnd sitzt er täglich vor Bergen von Briefen, Karten, Zuschriften ... diktiert, ordnet an, und der Kreis Hohenelbe funktioniert wie in der alten Heimat.“

Der Leser von heute sei an den Josef Renner „in der alten Heimat“ erinnert: Sein Elternhaus stand (und steht wohl noch) am Steinweg in Oberhohenelbe. Dort ist Josef Renner 1892 geboren. Seine Mutter verlor er schon, als er vier Jahre war, der Vater starb 1908. „Auf sich selbst angewiesen, formte er seinen Lebensweg“, weiß Albert Hanke zu berichten. Von ihm sind im Folgenden mehrere Textstellen verwendet. - Vom Vater übernahm der 16jährige Josef Renner schon Aufgaben beim Katholischen Arbeiterverein. Es war Krieg. Bis 1915 arbeitete der Junge in der Schreiber-Fabrik, dann kam er als Soldat an die Südfront.

Nach dem Umsturz 1918 holte man den inzwischen verheirateten Josef Renner zur Mitarbeit in die Gemeindestube. Das war entscheidend für sein Leben. Er blieb im Kommunalbereich tätig bis zum Anschluß des Sudetenlandes an das Reich. Ziel und Erfolg seiner Arbeit war zwei Jahrzehnte lang die soziale Besserstellung des Arbeiterstandes. Das honorierte sogar der Vatikan: Der Papst verlieh ihm die hohe Auszeichnung pro ecclesia et pontifice.

Im Deutschen Reich Adolf Hitlers war das keine Empfehlung, im Gegenteil. Und so erlebte Josef Renner im Oktober 1938 seine erste Vertreibung, nämlich aus dem Gewerkschaftshaus „in der Neustadt“. Mit einer Abfindung von 200 Reichsmark war er arbeitslos geworden. Sein Name stand im deutschen Sünderbuch. Man ließ ihn auch später nicht in Ruhe, als er beim bischöflichen Generalvikariat Arbeit gefunden hatte. 1942 wurde er von der Gestapo verhaftet. Als er nach vier Monaten nach Hause kam, war er beinahe ein Todeskandidat, er hatte eine schwere Vergiftung, die ihn für lange Zeit berufsunfähig machte.

Das Weitere kennen wir. Den Glückwunsch Othmar Fiebigers von 1957 lassen wir aber noch als Nachruf gelten: „Lieber Josef Renner! Habe Dank für dein unermüdliches Wirken zum Wohle unserer Heimat. Deine Arbeit war ein Stück Seelsorge. Möge dir das der Himmel vergelten!“

Die Januar-Nummer 1972 der Riesengebirgsheimat kam nicht mehr aus Kempten, sondern von Helmut Preußler, Nürnberg. Renner hatte mit 81 Jahren das Heft aus der Hand gegeben, an einen Landsmann aus Nordböhmen. Josef Renner erreichte noch das gesegnete Alter von 90 Jahren.

Er lebte für die Kunst: **Benno Dlouhy,** Maler und Kunsterzieher.

Oberhohenelbe Haus Nr. 7 war sein Geburtshaus. Dort lebte der 1893 geborene Benno Dlouhy bis zum 22. Juni 1945, dem Tag, an dem er es mit seiner Frau verlasssen mußte. Mit knapp 30 Kilo Gepäck schaffte man sie über die Grenze nach Sachsen. Wir kennen diesen Vorgang aus zahlreichen Schilderungen.

Als die Eheleute nach langem leidvollen Umherwandern endlich eine Bleibe gefunden hatten, schlug sich der ehemalige Gymnasiallehrer Professor Dlouhy mit rein handwerklichem Anstreichen und Malen durch. Später beschäftigten ihn die sowjetischen Besatzer, dann die SED, als Maler politischer Plakate. Erst in seinen letzten Lebensjahren durfte er an einer Dorfschule Russisch und Zeichnen unterrichten.

Frühere Schüler aus der Hohenelber Zeit beschreiben ihn als einen „ernsten, in sich gekehrten Menschen. Er lachte nur selten. Und Spaß, wie mit manchen anderen Professoren, erlebten wir mit ihm kaum. Unter seiner Anleitung entwickelte sich jedoch manches Talent. Es gab und gibt Dlouhy-Schüler, die das Malen ihr Leben lang pflegten."

Benno Dlouhy starb 1955.

Eine Schriftstellerin unserer Heimat stellt sich vor: **Else Schnabel.**

Geboren 1920 in Hohenelbe als Tochter des Kaufmanns Josef Schnabel und seiner Gattin Wilhelmine, geb. Fink. Im Alter von 3 Jahren verlor Else Schnabel ihre Mutter. Und 1925 heiratete der Vater abermals. Else ging gern zur Schule. Sehr wahrscheinlich ist ihr späterer Entschluß, sich dem Erzieherberuf zu widmen, bereits in ihrer Hohenelber Schulzeit gewachsen. Als Vater Schnabel 1935 in seine Heimatstadt Deutsch-Gabel übersiedelte, führte ihm die kaum Fünfzehnjährige den Haushalt und praktizierte im Kindergarten. Daran schlossen sich die Seminare für Kindergärtnerinnen in Eger und in Aussig an. Vom Sommer 1941 an leitete Else Schnabel zunächst einen Dorfkindergarten bei Deutsch-Gabel. 1943 kehrte sie nach Hohenelbe zurück, auch hier im städtischen Kindergarten als zweite Kraft, bald aber leitete sie den Kindergarten in Mittellangenau in eigener Verantwortung.

Nach dem Einzug der Russen und unter der erneuten tschechischen Herrschaft wurde sie im Sommer 1945, weil deutsche Erzieherin im Dienste der NS-Volkswohlfahrt (NSV), zum Arbeiten auf der nun tschechischen Keilbaude gezwungen. 1946 kam sie endlich nach Bayern, als eine aus der Heimat Vertriebene. Sie nahm jede Arbeit an, die sich ihr bot, nicht nur des Broterwerbs wegen, sondern um Menschen zu studieren. So fuhr sie etwa mit einer Gruppe von Laienspielern von Bad Reichenhall aus auf offenem Wagen über Land, Eindrücke zu sammeln, um sie niederschreiben zu können. Salzburger Redakteure und Verleger waren es, die der jungen Schriftstellerin den Weg ebneten.

Endlich, 1950, wurde Else Schnabel in München seßhaft. Leicht waren die Jahre nicht, aber sie fühlte sich wohl. Es folgte ein Jahr in Wien, dort hatte sie Verwandte. Hier beginnt sie ihren zweiten Roman. Es war die Geschichte eines einsamen Kindes im Hohenelbe der 20er Jahre. 1957 ruft sie ihr inzwischen verwitweter alter Vater nach Franken. Else verläßt die Stadt an der Donau, um wieder nur Tochter zu sein.

Als Schriftstellerin war sie nicht mehr unbekannt. Der Österreichische Rundfunk, der Südwestfunk räumten ihr Sendezeiten ein und prämierten ihre Ideen. Else Schnabel hatte keinen leichten Weg als Autorin von Prosa und Gedichten. So konnte sie auch auf ihre Tätigkeit als Kindergärtnerin nicht ganz verzichten.

Bis hierher - es war das Jahr 1965 - beschrieb Else Schnabel ihr Leben selbst. Von der Zeit danach ist bekannt, daß sie in Karlruhe lebte, dort heiratete, ihren Mann aber bald verlor. Sie soll auch weiterhin geschrieben haben. Es waren Gedichte. Häufig voller Sehnsucht nach der Unbekümmertheit der Kindheit.

1533 am 12. März – am Mittwoch nach Reminiscere – verkaufte Johann Tetauer von Tetau sein Besitztum an Christoph von Gendorf für die Summe von 3750 böhm. Groschen samt allen Zugehörungen, Gerechtsamen, Nutzungen, Oberherrlichkeiten und dem Patronatsrechte. Von diesem Tage an war Gendorf Herr des Gutes Wrchlab. Dazu gehörte die Feste, der Meierhof u. das Dorf Wrchlab, ferner das Dorf Lhota (Mönchsdorf), das wüste Schloß Burghübel, Neudorf, ein Teil von Langenau mit dem Eisenwerke, Schreibendorf, Branna, Zdiar und das wüste Dorf Holenitz. Wo die Feste stand, weiß niemand anzugeben; doch wird aus einer in die Landtafel eingeleglen Beschreibung von 1554 gefolgert, daß sie auf einer Insel des jetzigen Schloßparkteiches stand.

Noch im Mai 1533 zog Gendorf in die alte Feste des Dorfes Wrchlab als Herr ein. Binnen kurzer Zeit entstand um diese Feste aus dem bisherigen Dorf ein neuer Ort, dem Gendorf vom König Ferdinand I. das Stadtrecht erwirkte. König Ferdinand bestätigt dies mit Urkunde vom 5. Oktober 1533:

... schuf seiner Heimatstadt in unermeßlicher Kleinarbeit ein einzigartiges Denkmal! Ein Heimatbuch, in dem in Wort und Bild die Geschichte der Stadt dargestellt ist. Dieses Werk wird im Riesengebirgsmuseum in der Patenstadt der Hohenelber einen würdigen Platz bekommen.”

Richard Flögel, damals Leiter des Museums in Marktoberdorf, bewahrte in Kaufbeuren eine Anzahl fotografischer Aufnahmen und Ansichtskarten auf, die seine Angehörigen aus der Heimat mitgebracht hatten. Wohlverwahrt in einer Schachtel führten die Bilder ein unwürdiges Dasein, empfand Flögel. „Vor vier Jahren faßte ich dann den Entschluß, ein Buch über Hohenelbe anzulegen“, erzählt er. „Aber gleich am Anfang wurde mir klar, daß mit den vorhandenen Bildern nur ein lückenhaftes Etwas entstehen könnte. So ging ich daran, Bildmaterial zu sammeln. Dank der Bereitwilligkeit vieler Heimatfreunde konnte ich meinen Bestand erweitern. Als mir dann noch alte Ansichten aus der Zeit vor der Jahrhundertwende in die Hände kamen, da wußte ich, wie das Buch aussehen würde. Es soll das Werden der Stadt zeigen, manches festhalten, was längst nicht mehr ist oder in letzter Zeit der Spitzhacke zum Opfer fiel.

Die Ursprünge der Stadt können wir nur aus schriftlichen Aufzeichnungen ersehen, Bilder aus jener Zeit gibt es nicht, wohl aber Geschichtsquellen wie die Gründung der Bergstadt Hohenelbe von Hallwich, die Heimatkunde des Hohenelber Bezirkes aus dem Jahre 1915, die Festschrift der 400-Jahr-Feier von 1933 mit ihren Beiträgen von Dr. Karl Schneider, Dr. Karl Wilh. Fischer und Ing. Hans Knoll, und aus dem Jahre 1949 das Hohenelber Heimatbüchlein vom Heimatverlag Renner. Das Heraussuchen und Zusammenstellen der geeigneten Textstellen erforderte viel Mühe und Zeit.“

Es ist gelungen und das verdanken wir Herrn **Richard Flögel.** Gar nicht erwähnt hat er, daß der Text in Handschrift verfaßt ist! Druckbuchstaben zwar, aber von Anfang bis Ende mit der Hand so regelmäßig geschrieben, daß es einem Druck gleicht. Der Chronist von

heute tut sich da leichter. Und er greift, wenn die älteren Quellen nicht mehr ausreichen, oft und gern auf das Heimatstadtbuch von Richard Flögel zurück. Die vielen Bilder und die dazu gegebenen Namen, Daten und Kommentare sind sehr wertvoll!

“Das Heimatbuch im Großformat 34 x 28 Zentimeter enthält auf 92 Seiten die Geschichte der Stadt in Wort und Bild” schreibt Flögel weiter. “Circa 280 Aufnahmen ergeben ein fast lückenloses Bild vom Werden und Sein des Ortes in den letzten 200 Jahren. Den vielen Heimatfreunden sei für ihre Hilfe nochmals herzlichst gedankt. Ganz besonders danken muß ich unserem Heimatverleger Josef Renner. Er unterstützte mich in meinem Bestreben von Anfang an.”

Im Mai 1960 war das Werk vollendet. Seitdem haben zahllose Besucher des Riesengebirgsmuseums in Marktoberdorf in dieser Handschrift geblättert und gelesen. Neulich ließ eine Hohenelberin, die das Buch besonders schätzt, mehrere Nachdrucke in hoher Qualität anfertigen. Diese sind jetzt den Besuchern zur Ansicht verfügbar. Das wertvolle Original kann geschont werden.

„Ein paar bescheidene Federskizzen“

aus geretteten Unterlagen des Stadtbaumeisters Ing. Hans Knoll

“An diesen Häusern sind wir täglich vorübergegangen“ (Hans Knoll)

Adler-Apotheke (Kozlik). Kleinert-Haus neben Kozlik, ist schon lange weg. Kießling-Haus (nach dem Papiermacher K.). Seidel-Spengler-Haus, bis 1945

Ther-Haus, erbaut durch Carl Theer. Der Begründer der Kaufmannsfamilie Ther schrieb sich mit zwei E. Das Haus war bis 1900 - über 100 Jahre - in Familienbesitz. Es wurde später das Hahn-Haus genannt nach dem Stadtarzt Dr. Hahn, welcher darin seine Ordination hatte. 1953 trug man das Haus ab. Heute ist dort das Karree vor dem Hotel Gendorf.

Den rechten Eckpfeiler dieses zur Straße offenen Vierecks bildet das untere Stockwerk des 1723 erbauten Zeh-Hauses mit seinen mächtigen Arkaden. Vor 1945 war dort der Fisch-Bittner, noch früher hieß es „der Stadtladen“.

Das **Rathaus**
steht seit dem Jahre 1732

Die **Augustinerkirche** (Klosterkirche)
wurde von 1713 bis 1725 erbaut

Der Rokokobau des **Porzellan-Zirm** mußte in den 50er Jahren einem Neubau weichen.

Das alte Rathaus auf dem Kirchenplatz steht seit 1591!

Ein anderes schönes Holzhaus, **das Wiesner-Haus,** ist nicht mehr. Es war das Geburtshaus des landesweit bekannten Kupferstechers Konrad Wiesner.

Überdauert hat bis heute in Oberhohenelbe die **Glöckla-Schmiede**

FRANZ SCHIRUTSCHKE, Dachdeckermeister
HOHENELBE, GARTENGASSE NR. 581

Empfiehlt sich zur Eindeckung von: NATURSCHIEFER, ETERNIT, ZIEGEL jeder Art, HOLZZEMENT, KLEBE- und PAPPDÄCHER. TEERUNGEN, REPARATUREN sowie alle noch in das Fach einschlagenden Arbeiten werden solid und gewissenhaft ausgeführt.

DROGERIE
HAUK
PARFÜMERIE
WEIN- UND
FOTO-HANDLUNG
Hohenelbe
FERNSPRECHER 50
FILIALE:
Spindlermüle
FERNSPRECHER 22

Riesengebirgs-Himbeersaft!

JOSEF HANKA
WAGNERMEISTER
HOHENELBE Nr. 361
IM RIESENGEBIRGE
WINTERSPORT-GERÄTE-ERZEUGUNG
ZUBEHÖR UND REPARATUR

Franz Holletschke
MECH. NÄHEREI
HOHENELBE
empfiehlt sich zur promptesten, billigsten Durchführung von folgenden Näharten
Hohlsaum - Durchschlag - Glattsaum
Rollsaum - Revering
Fernruf 166
Aktives Veredelungsverfahren bewilligt, zollfrei Einfuhr von Taschentüchern aus dem Auslande

Rudolf Möhwald
Dachdeckermeister
Oberhohenelbe

Fernsprecher 119
Alle Dacheindeckungen — Asfaltpflasterungen — Isolierungen

Wir müssen uns bücken
Und aufheben, was nicht
vergessen werden darf.
Es ist unsere Geschichte,
die da verhandelt wird.

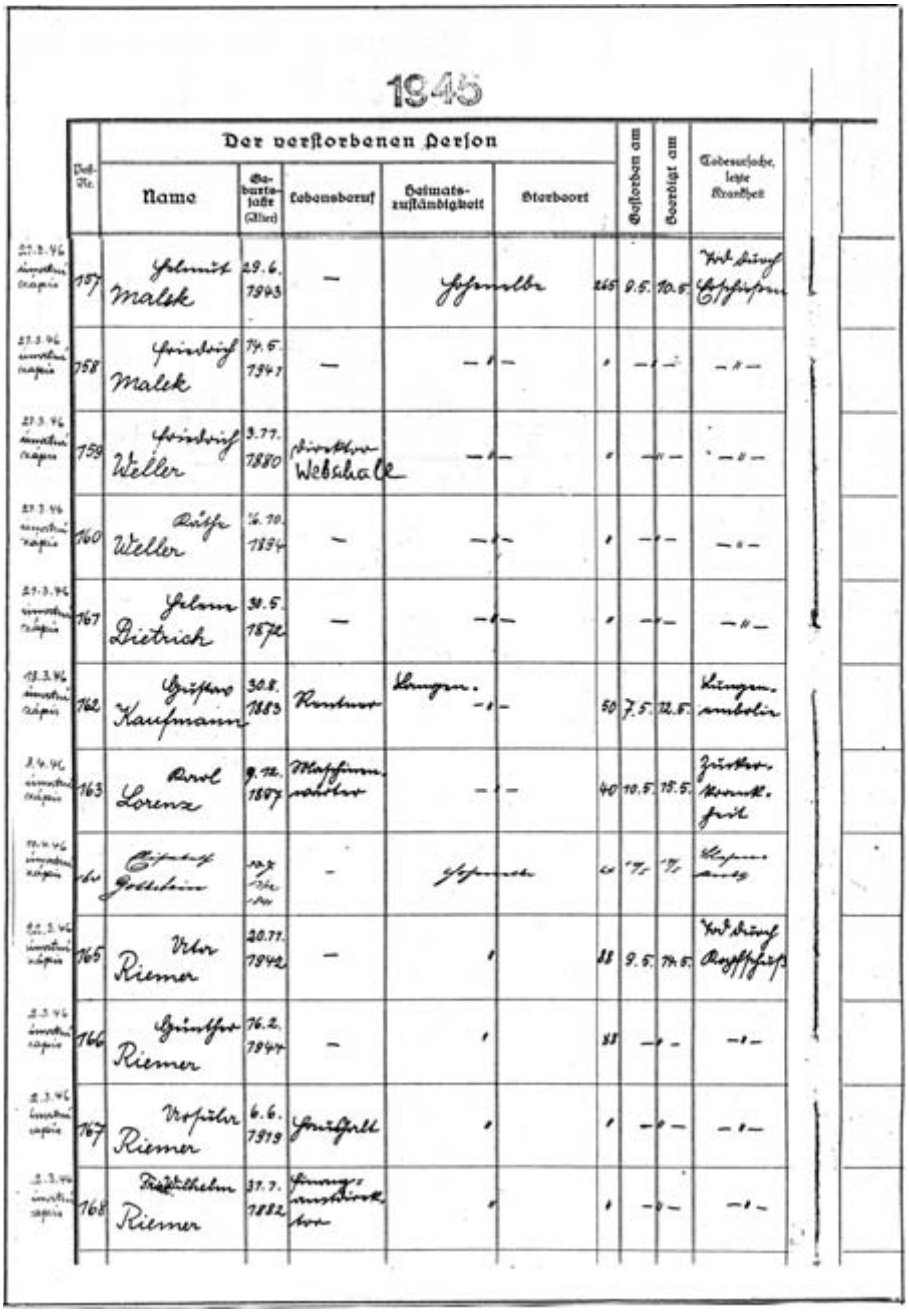
Walter Kempowski

Dritter Teil

Katastrophe und Neubeginn

Mai 1945. Bestattungen in Hohenelbe

Eine Seite aus dem Buch des Friedhofwärters



1945

	Pos.-Nr.	Der verstorbenen Person: Name	Geburtsjahr (Alter)	Lebensberuf	Heimatszuständigkeit	Sterbeort		Gestorben am	Beerdigt am	Todesursache, letzte Krankheit
27.3.46 unentgeltlich	157	Helmut Malek	29.6. 1943	—	Hohenelbe		265	9.5.	10.5.	Tod durch Erschießen
27.3.46 unentgeltlich	158	Friedrich Malek	14.5. 1941	—	— " —		"	— " —		— " —
27.3.46 unentgeltlich	159	Friedrich Weller	3.11. 1880	Direktor Webschule	— " —		"	— " —		— " —
27.3.46 unentgeltlich	160	Käthe Weller	16.10. 1894	—	— " —		"	— " —		— " —
27.3.46 unentgeltlich	161	Helene Dietrich	30.5. 1872	—	— " —		"	— " —		— " —
18.3.46 unentgeltlich	162	Gustav Kaufmann	30.8. 1883	Rentner	Langen. — " —		50	7.5.	12.5.	Lungenembolie
8.4.46 unentgeltlich	163	Karl Lorenz	9.12. 1897	Maschinenwärter	— " —		40	10.5.	15.5.	Zuckerkrankheit
11.4.46 unentgeltlich	164	Elisabeth Gottstein	10.7. [illegible]	—	Hohenelbe		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
22.3.46 unentgeltlich	165	Vera Riemer	20.11. 1942	—	"		88	9.5.	14.5.	Tod durch Kopfschuß
2.3.46 unentgeltlich	166	Günther Riemer	16.2. 1944	—	"		88	— " —		— " —
2.3.46 unentgeltlich	167	Ursula Riemer	6.6. 1919	Haushalt	"		"	— " —		— " —
2.3.46 unentgeltlich	168	Dr. Wilhelm Riemer	31.7. 1882	Finanzanstalt-direktor	"		"	— " —		— " —

8. Mai 1945

Der Krieg ist zu Ende. Mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht sollen die Waffen schweigen. Aber kein Aufatmen unter den Deutschen im Sudetenland, denn schon bricht eine neue Katastrophe über die Menschen in Böhmens Grenzgebieten und damit über die Stadt Hohenelbe und seine Bewohner herein.

Die nüchternen Eintragungen des deutschen Friedhofswärters und seiner Nachfolger erzählen grauenhafte Schicksale aus dieser Zeit. Fünfzehn Seiten aus der Kladde der Hohenelber Friedhofsverwaltung über die Beerdigungen zwischen Ende April 1945 und Anfang Juli 1946 weisen mindestens 42 Tote nach, die eines gewaltsamen Todes starben, durch fremde oder durch eigene Hand, aus Haß oder Angst und Verzweiflung.

Die düstere Epoche in Hohenelbe

Aufnahmen W.F. 1981

Die offiziell beerdigten Toten, die eines nicht natürlichen Todes starben. Friedhof Hohenelbe, Mai 1945 und Juni 1945

EDITH MALEK	*23. 3. 1915	+ 9. 5. ´45	Tod durch Erschießen
WERNER MALEK	*22. 10. 1944	+ 9. 5. ´45	Tod durch Erschießen
HELMUT MALEK	*29. 6. 1943	+ 9. 5. ´45	Tod durch Erschießen
FRIEDRICH MALEK	*14. 5. 1941	+ 9. 5. ´45	Tod durch Erschießen
FRIEDRICH WELLER	* 3. 11. 1880	+ 9. 5. ´45	Tod durch Erschießen
KÄTHE WELLER	*26. 10. 1894	+ 9. 5. ´45	Tod durch Erschießen

Weller war der Direktor der Fachschule für Weberei in Hohenelbe. Ein Lehrer aus dieser Anstalt erinnert sich: „Um 16 Uhr (es war am 8. Mai) wurde in brutaler Weise die Fachschule für Weberei von tschechischen Lehrern aus tschechischen Schwesteranstalten übernommen und der Direktor sofort aus der Kanzlei verwiesen. Weller war vor 1938 ein von der Sudetendeutschen Partei gewählter Senator im Prager Parlament gewesen. Bei den Lostrennungsbestrebungen der Sudetendeutschen war er wesentlich beteiligt. Seine Verhaftung war daher zu erwarten gewesen. Doch es kam anders. Am 9. 5. holte mich der Schuldiener Milde um 7 Uhr früh mit der Andeutung, bei Familie Weller sei etwas passiert. In der Wohnung fanden wir die ganze Familie erschossen auf. Direktor Weller hatte seine Frau, seine Schwiegermutter, die Stieftochter mit drei kleinen Kindern und sich selbst erschossen. Die Beerdigung erfolgte (tags darauf) in aller Stille.“ Bei den **Maleks** handelt es sich demnach um Stieftochter Edith und deren Kinder. Und die nachfolgend aufgeführte Frau war die Mutter der Frau Weller.

HELENE DIETRICH	*30. 5. 1892	+ 9. 5. ´45	Tod durch Erschießen

Und weiter schreibt der Fachschuloberlehrer a. D. Emil Goldberg: „Nun begann für uns Deutsche eine schwere Zeit. Verhaftungen und Erschießungen waren an der Tagesordnung. Viele begingen Selbstmord. Die Leichenhalle war voll von Toten.“

Am 14. Mai fand die Beerdigung von weiteren fünf Toten gleichen Namens statt:

UTA RIEMER	*20. 11. 1942	+ 9. 5. ´45	Tod durch Kopfschuß
GÜNTHER RIEMER	*16. 2. 1944	+ 9. 5. ´45	Tod durch Kopfschuß
URSULA RIEMER	* 6. 6. 1919	+ 9. 5. ´45	Tod durch Kopfschuß
FRIEDR. WILHELM R.	*31. 1. 1882	+ 9. 5. ´45	Tod durch Kopfschuß
MARTHA RIEMER	*23. 1. 1885	+ 9. 5. ´45	Tod durch Kopfschuß
VOLKER KALMBACH	* 8. 9. 1943	+10. 5. ´45	Vergiftung
GABRIELE KALMBACH	*24. 3. 1912	+10. 5. ´45	Vergiftung
MARTHA HACKEL	* 6. 10. 1913	+10. 5. ´45	Vergiftung

Diese und die folgenden sechs Namen bezeichnen höchstwahrscheinlich Personen, die von anderswo waren und sich zu der Zeit in Hohenelbe aufhielten. Die Mutter **Kalmbach,** welche mit ihrem kleinen Buben an Vergiftung starb, war eine RAD-Führerin, die fast gleichaltrige Martha **Hackel,** auch sie vergiftet, könnte Einheimische gewesen sein. In welcher Zwangslage waren diese Frauen? Heinz **Thilo** war Stabsarzt, also deutscher Soldat. Zu **Hoffmann** ist „Student, Gefreiter" vermerkt, auch er ein Soldat. Der noch jüngere **Findeis** war „Schüler, WE-Lager Kronach". Vor einigen Jahren stapfte ich durch das hohe Gras auf einem Gräberfeld des Friedhofs, da bemerkte ich das kleine Schild mit Toni Findeis, 1928 und dem verdächtigen Sterbedatum 10.5.1945. Mein Jahrgang, der Toni, und weder ich, noch einer meiner Altersgenossen aus Hohenelbe und von der Schule kannte ihn. Über das 15-jährige Mädchen Brigitte **Mosig** ist nichts hinsichtlich der Art ihres Todes ausgesagt, wohl aber, daß es ein „Pflichtjahrmädchen aus Benschwitz bei Jauer war, zuletzt wohnhaft in Huttendorf Haus Nr. 208." Hier sind die Namen der am 16. Mai 1945 Begrabenen:

HEINZ THILO	* 8.10.1911	+10.5.´45	Tod durch Vergiftung
GOTTFRIED HOFFMANN	* 5. 6.1926	+10.5.´45	Kopfschuß
TONI FINDEIS	*11.9.1928	+10.5.´45	Durchsch. Rückenmark
HERBERT KOPIETZ	* 8.6.1907	+ 9.5.´45	Bauchschuß
BRIGITTE MOSIG	*25.10.1929	keine weiteren Angaben	
UNBEKANNTER SOLDAT	*12.5.´45	Genickschuß	

Am 14. Mai starb der Mechanikermeister **FERDINAND OTTE,** Jahrgang 1909 an einem Bauchschuß. Er und zahreiche weitere Toten wurden in den nächsten Tagen begraben: Aus Oberhohenelbe **EDMUND LÖPP,** Direktor bei Lorenz, einem bis vor kurzem „kriegswichtigen Betrieb", **JAKOB PROKOPIENKO** und **JOHANN HALLER.** Die beiden letztgenannten wurden erschossen, Löpp starb an Cyankalivergiftung. Eine aus Tilsit geflohene junge Frau, **HILDEGARD S.** Jahrgang 1920, war am 13. Mai an Veramonvergiftung gestorben. Von einem Bahnbeamten aus Hennersdorf Nr. 218, **FRANZ FISCHER** hieß er, war geboren am 28.2.1898, ist unter Todesursache zu lesen: „Psychose, während eines Tobsuchtsanfalles erschossen" in Hohenelbe am 13. Mai. Fischer wurde am selben Tag bestattet wie Frau **ELISABETH WILL,** geb. am 24.5.1899 aus Hohenelbe Nr. 662 (vermutlich die Frau des NSDAP-Kreisleiters Will). Todesursache „Leuchtgasvergiftung".

Die Liste geht weiter mit einer Frau aus Harta, **ROSA BIEGEL,** 34 Jahre, Tod durch „Pulsöffnung und Ertrinken". Zuvor hatte Rosa B. ihre 6-jährige Tochter **HANNELORE** erwürgt, geschehen schon am 11. Mai. Am 18. wurden die Toten in Hohenelbe begraben.

Die letzten Eintragungen in 100% deutscher Sprache sind vom 18.5.1945. Sie betreffen **HILDEGARD SCHÖNFELD,** 21 Jahre, und **EMILIE SCHÖNFELD,** 43 Jahre, aus Hohenelbe. „Tod durch Erschießen“ ist bei beiden vermerkt, so geschehen am 16. Mai. Der Familienvater war der Sparkassendirektor **FRANZ SCHÖNFELD,** hier schon Frantisek genannt, geb. am 30.4.1899, Wohn- und Sterbeort Hohenelbe, Todesursache „Intoxikation“, also Vergiftung. Gestorben soll er am 19. Mai sein, begraben wurde er 4 Tage nach Frau und Tochter. Hilde war ein auffallend schönes Mädchen, sie war damals in der Adler-Apotheke bei Kozliks beschäftigt. Der Vater soll sie am 16. Mai von dort nach Hause geholt haben, hier erschoß er Frau und Tochter und nahm selbst Gift, das aber offenbar erst 3 Tage später zum Tod führte.

WILLY TORNACK, geb. am 8.10.96 wurde am 18. Mai 1945 in Schmidtdorf, Gemeinde Niederlangenau, durch Kopfschuß getötet. Den früheren Angestellten bei Stolzenberg in Hohenelbe hat man dort am 21.5. begraben.

REINHOLD RIEGER, geb. am 8.11.97, Inhaber eines Versicherungsbüros in Hohenelbe Nr. 24, wurde am 21.5. begraben. Er starb durch Kopfschuß am 18. Mai 1945. - Ein Obergefreiter namens **WERNER HEIST** aus Kaiserslautern, geb. am 19.7.1910, starb am 23. Mai an einem Lungendurchschuß und wurde noch am selben Tag begraben. Kriegsverwundung oder Tschechenterror?

Am 27. Mai muß sich der Lederwarenhändler **ALFRED REIL,** aus Hohenelbe Nr. 194, geb. am 1.7.1903 erhängt haben. Er wurde am 30.5.1945 bestattet.

JOSEF PITTERMANN aus Oberhohenelbe, gerade erst 12 Jahre alt, wurde am 30. 5. auf dem Hohenelber Friedhof zur Ruhe gelegt. Todesursache „Verblutung nach Granatsplitterverletzung.“ Ortsbuch Oberhohenelbe zu diesem tragischen Fall: „Im Kalksteinbruch oberhalb des Bauernhofes Seidel Heinrich (Nr.144) finden Jungen eine Eierhandgranate. Einer löst den Abzug aus und wirft das Geschoß dem Josl vor die Füße.“

Am 29. Mai wird die Bestattung registriert eines **LOTHAR BOEHME,** geb. 30.11.1919, aus Bad Harta in Sachsen gekommen. Todesursache Bauchdurchschuß. Am 5. Juni wurde **ALFRED GOTTSTEIN** begraben, ein Gastwirt aus Mrklov/Markelsdorf Nr. 60, der sich schon am 23. Mai in einem Wald bei Hackelsdorf erhängt hatte. Diesen Tod starb am 21. Mai auch der Wachtmeister **ARNOLD SIEBENEICHLER,** geb. am 16.12.1899. Dazu Ortsbuch Oberhohenelbe: „Nach dem Anschluß 1938 war er (hier allerdings mit Vornamen Heinz genannt) der Polizeigewaltige in Oberhohenelbe. Siebeneicher war streng, aber keineswegs konsequent systemtreu. Kleinere politische Delikte verfolgte er nicht, meldete sie nicht weiter. So soll er u. a. genau gewußt haben, in welchem Haus Feindsender abgehört wurden, ohne daß er etwas unternahm. Nach dem Freitod des Familienvaters wurden Ehefrau und Tochter Doris (15) als Reichsdeutsche mit dem ersten Transport außer Landes gebracht.“ Siebeneicher wurde am 24. Juni 1945 begraben. Ebenfalls aus

Oberhohenelbe war **RUDOLF BRAUN,** geb. 8.7.1882. Auch er starb durch Selbstmord am 24. Juni. Begraben am 27. in Hohenelbe.

Im Verlauf des Sommers scheint die Welle der Gewalttaten mit tödlichem Ausgang abgeebbt zu sein. Längst notiert man im Friedhofbüro sogar die Vornamen in der tschechischen Entsprechung, **GERDRUDA HOLLMANNOVÁ** zum Beispiel, eine Weberin aus Harta, geboren am 16.3.1912. Sie wurde am 1. Dezember begraben. Am 29.11. war ihr Leben durch Sebevevrazda / Selbstmord erloschen. Tod durch Mord und aus Verzweiflung waren um diese Zeit schon selten. Die meisten Todesfälle sind mit Alter und Krankheiten begündet.

Zunächst rätselhaft war der Tod dreier russischer Soldaten. Keine Altersangabe, alle bei Lorenz in Oberhohenelbe stationiert. Sie starben am 7. 12. und sind am 11. Dez. begraben worden. Dazu das Ortsbuch: „Im oberen C. Lorenz-Werk betrinken sich russische Soldaten mit Methylalkohol. Wenig später hört man sie schreien. Herbeigeeilte Offiziere finden Sterbende und Erblindete. Sie werden an Ort und Stelle erschossen. Auf dem Hohenelber Friedhof erhalten sie ein gemeinsames Ehrengrab."

Vier Eintragungen vom 13.2.1946 betreffen einen Mann, zwei Frauen und ein kleines Kind aus Krausebauden. Der Mann, **HEINRICH KRAUS,** Jg. 1891, wohl der Großvater, hat demnach seine Frau **WILHELMINE KRAUS,** Jg. 1894, und die **MARIE WOLF,** wahrscheinlich die Schwiegertochter, Jg. 1914 und deren Kind, seinen Enkelsohn **WERNER WOLF,** geb. am 4.7.1944, „mit eisener Keule auf Hinterkopf" erschlagen und sich danach erhängt. So geschehen am 7. Feber 1946.

Nasilná smrt, d. h. gewaltsamer Tod, ist zu einer am 29. Juni 1946 notierten Beerdigung einer ganzen Familie aus Oberhohenelbe vermerkt. Es handelt sich um **JULIUS FEISTAUER,** Jg. 1903, und seine Frau **ANNA,** Jg. 1910 und deren drei Kinder **HELMUT** (9), **WILHELM** (8) und **INGE** (3). Als Todestag ist der 25.6.1946 genannt. Das Ortsbuch weiß Genaueres. „...der Tod der Feistauerfamilie im alten Holzhaus Nr. 116 unterhalb der Rotterfabrik: Der Hausvater erschlug aus Verzweiflung seine Frau und seine Kinder mit dem Beil und hängte sich dann am Kirschbaum hinter dem Hause auf":

Das sind nur die amtlich registrierten und auf dem Hohenelber Friedhof begrabenen Toten. Die Zahl der Erschossenen und Erschlagenen, die in Wäldern verscharrt, in Panzergräben geworfen oder in Lagern und Gefängnissen „liquidiert" wurden, kennt niemand. Wir wollen auch ihrer gedenken, wenn das gerade Gelesene in uns nachwirkt.

„Sie wurden gezwungen, ihr Grab zu schaufeln“ -

so oder ähnlich werden zahlreiche „Hinrichtungen“ beschrieben, die in dieser Zeit an deutschen Menschen in unserer Heimat und überall in der Tschechoslowakei geschahen.

An die 15 Jahre ist es her, daß der Heimatkreis Hohenelbe den Plan faßte, eine Berichtesammlung anzulegen unter dem Titel Kreuzwege im Riesengebirge. Im Archiv des Riesengebirgsmuseums sind viele Schilderungen aufbewahrt, die das Leid der deutschen Bevölkerung unmittelbar nach Kriegsende dokumentieren. Einzelne Beiträge wurden Mitte der 90er Jahre in der Riesengebirgsheimat abgedruckt. Was in Hohenelbe damals, ab Mai 1945, geschah, dafür sollen hier nur einige Berichte bezeugen.

Nördlich der Straße liegt die Stelle, wo sie verscharrt wurden.

Mitte Mai wird in Mittellangenau der noch nicht 16 Jahre alte Roland von der Gartenarbeit weggezerrt. Partisanen treiben ihn und eine ganze Gruppe 13 bis 16 Jahre alter Jungen ins örtliche RAD-Lager. Am Nachmittag erhalten drei von ihnen, darunter Roland, Schaufeln und werden in Richtung Wald gejagt. Während sie dort am Wegrand eine Grube graben müssen, gelingt es einem von ihnen, in den Wald zu fliehen.

Dr. Roland Gall schreibt: Als die Grube 1,5 Meter tief war, wurde zunächst ein Deutscher herangejagt. Er mußte sich hineinlegen, und man erschoß ihn. Das Gleiche geschah mit einem Zweiten, der sich zuvor auf den Toten legen mußte. Danach hatten wir die Grube zuzuschütten und eine zweite zu graben. Hierin wurde ein weiterer deutscher Mann ermordet. Alle drei waren von schweren Mißhandlungen gezeichnet und ergaben sich widerstandslos in ihr Schicksal. Einen kannte ich gut, den Donth Günther. Er war ja nur wenig älter als ich. Er hatte sich viel um uns Jüngere gekümmert. Seinen verzweifelten Blick kann ich nicht vergessen.

Am Abend dieses Tages ging es nach Hohenelbe ins Gefängnis, wo wir eine Woche verbringen mußten, zu 14 in einer Zelle, ständig physischem Terror ausgesetzt. Danach mehrere Wochen im „Russenlager“ (oberhalb der Langenauerstraße). Es kann Mitte oder Ende Juni gewesen sein, da holten Partisanen mich und 5 andere aus dem Lager. Es ging zum Rapperich-Bach. Dort befahl man uns, eine große, tiefe Grube zu graben. Als wir damit fertig waren, brachte man etwa 20 Männer an. Sie wurden in die Grube gejagt und mit Maschinenpistolen zusammengeschossen. Der Geruch von frischem Blut und der Anblick der zerfetzten Leiber, den wir beim Zuschütten der Grube erlebten, verfolgte mich noch lange Zeit. - So weit Roland Gall:

Als **Dr. Franz Zieris** diesen Bericht las, konnte er ihn ergänzen: Die 20 Männer, die da so barbarisch erschossen wurden, sind jene Schwarzentaler Männer gewesen, die vordem von Tschechen verhaftet und nach grausamen Folterungen im Orte selbst nach Hohenelbe abtransportiert worden sind. Von den 22 seinerzeit Festgenommenen hatten zwei die Qualen in Schwarzental schon nicht überstanden. Sie wurden am dortigen Friedhof eingegraben. Alle Namen sind bekannt und im Ortsbuch von Schwarzental auch ausgewiesen worden.

Der aus Schwarzental stammende Zieris kannte sich aber auch in Hohenelbe gut aus. Den Rapperich hat er wohl hunderte Male an verschiedenen Stellen überquert auf seinem Schulweg zwischen Schwarzental und der Kreisstadt, mit dem Rad, zu Fuß oder im Winter auf Skiern. So dozierte er: Der Rapprich-Bach (auch Rapperich) entspringt auf der Kalkkoppe und fließt zunächst nach Süden. Dann wendet er sich in westliche Richtung bevor er zwischen Schanzenberg und Simmerberg ins Elbtal eintritt. Wo die Staatsstraße von Hohenelbe nach Langenau den Bach quert, auf den meist nassen Wiesen, nördlich der Straße, da liegt die Stelle, wo die Schwarzentaler Männer 1945 erschossen und verscharrt worden sind.

Sie wurden gezwungen, ihr Grab zu schaufeln.

Aus der Kriegsgefangenschaft im September 1945 nach Hohenelbe heimgekehrt, fand ich unsere Wohnung von fremden Menschen belegt. May Bäckers Familie, unsere Hausleute, spürte ich in einem Notquartier auf. Mein Vater sei verhaftet und seitdem nicht mehr gesehen worden, berichteten sie, und Mutter und Schwester habe man ins Tschechische zur Landarbeit gebracht.

Darüber erzählt meine jüngere Schwester: „Mitte Mai holten tschechische Zivilisten Vater aus der Wohnung in der Bahnhofstraße Nr. 5. Onkel Walter stand unterdessen mit dem Gesicht zur Wand des gegenüberliegenden Hauses, von Bewachern bedroht. Die Brüder wurden abgeführt. Mutter war verzweifelt und ratlos. Ich versuchte, sie zu trösten: Vati habe sich doch nichts zu Schulden kommen lassen, und Tschechen habe er im Beruf nicht anders behandelt als Deutsche. Was also können sie ihm denn vorwerfen?

Mein Onkel kam nach einigen Tagen wieder frei. Er war sehr ernst und bedrückt, als wir ihn nach seinem Bruder fragten. So gingen Mutter und ich ins Schloß zum Národný Výbor. Dort versicherte man uns, daß von seiten der Bezirksbehörde nichts gegen Vater vorliege. Wir waren etwas beruhigt, warteten, aber nichts geschah. Plötzlich, an einem Tag im Juni, wurden wir aufgefordert, unverzüglich zur Heuernte ins Tschechische zu fahren. Wir packten in Eile ein paar ältere Klamotten ein und ließen uns in einem Güterwaggon,

zusammen mit mehreren anderen aus der Stadt, wegbringen in die Gegend von Jičin. Wir kamen nie wieder nach Hause.“ So weit meine Schwester Elisabeth.

Ich, **Wolfgang Fink,** 17 Jahre, sah Mutter und Schwester kurz vor Weihnachten 1945 wieder, als ich von meiner Wohn- und Arbeitsstelle in einer 50 Kilometer entfernten Fabrik heimlich zum Gutshof Konecchlúmi angereist war. Von Vater wußten wir immer noch nicht mehr, als die Leute erzählten, mutmaßten. Ein Jahr später waren wir dann im russisch besetzten Mecklenburg mit der Familie von Fink Walter auf einem Gut vereint, das Onkel bewirtschaftete. Über seinen Bruder Alfred hatte auch Walter nicht viel mehr erfahren. Aber die Tage der gemeinsamen Haft seien so schrecklich gewesen, daß man für Fredl das Schlimmste wird annehmen müssen.

Drei Jahre später. Längst war ich in München. Meine Leute hatte ich nachgeholt. Nur Vater fehlte. Josef Renner, damals Anlaufstelle für alle Riesengebirgler, die nach Angehörigen forschten, besuchte ich in Kempten. Ich berichtete ihm, was ich gerüchteweise gehört hatte. Kurz darauf schrieb er mir am 17. März 1949: „Soviel ich erfuhr, wurden jene Männer gezwungen, ihr Grab zu schaufeln. Es wird schwer sein, jemals festzustellen, wo der Einzelne liegt. Höchstens ihr findet den Mann oder mehrere, welche dann die Gräber zuschaufeln mußten.“

Wieder drei Jahre später lernte ich einen alten Mann aus dem oberen Elbetal kennen. Er war dort Waldarbeiter, sein Name könnte Fries gewesen sein. Er teilte mir nach Beratung mit einem Nachbarn mit: „Ihr verstorbener Vater liegt am Weg von der Michelmühle nach Ochsengraben, wo sich die Wege teilen - man nennt dies Am Ellbogen - oben, wo der steile Weg endet und flach wird, und wo der Weg abzweigt zum Klausenberg. Der Kuhn weiß die Stelle.“ Mit dem Nachbarn, dem Kuhn, hab ich dann nicht mehr gesprochen; meine Mutter bat mich, die Nachforschungen einzustellen.

So gehen meine Gedanken, wenn ich an Vater denke, zu jenem Abschnitt des Veraweges überm linken Elbeufer, zu der Stelle, die der alte Fries auf seiner Postkarte mit einem Kreuz bezeichnet hat. Kreuzweg. Was aber geschah wirklich? Sicher ist, daß mein Vater nach zwei Jahren Rußland wohlbehalten nach Hause gekommen war, uk-gestellt wurde und seinem Beruf als Tierarzt nachging, noch über den 8. Mai 1945 hinaus. Sicher ist ferner, daß er wenige Tage nach seinem 45. Geburtstag ohne Angabe von Gründen verhaftet wurde und seitdem verschollen ist. Ein Entnazifizierungsbescheid und schließlich nach Jahren die Todeserklärung aufgrund zahlreicher Indizien, das sind die letzten amtlichen Schriftstücke mit dem Betreff Dr. med. vet. **Alfred Fink** aus Hohenelbe im Riesengebirge.

Fünfzig Jahre nach dem Verschwinden meines Vaters wanderte ich mit meinem Freund Arno auf dem Veraweg zur Michelmühle, also auf dem Ort des Geschehens von 1945. Der Fink Fredl und der Kröhn Franz, beide Jahrgang 1900, auch sie waren, wie wir, Klassenkameraden. Und unsere Väter waren uns nahe.

Als ich vor vier Jahren im Ortsbuch Oberhohenelbe las: „Eines Nachmittags werden am Haus Nr. 336 unter schwerer Bewachung Männer elbeaufwärts vorbeigeführt. Frauen erkennen den schwer mißhandelten Fink-Tierarzt aus Hohenelbe“ - als ich das las, fiel mir ein, was Beobachter am oberen Flußlauf gesehen haben: “einer der Männer, die man Anfang Juni von der Michelmühle hinauf in den Wald getrieben hat, von wo dann wenig später Schüsse zu hören waren, soll der Doktor Fink gewesen sein. Jene Männer sind mit den Milizen nicht zurückgekommen” – So oder ähnlich hat es sich wohl begeben.

Gefangener hinter Gott geweihten Kerkermauern

Lutz Vatter aus Mittellangenau war 22 Jahre alt, als der Krieg im Mai 1945 zu Ende war. Der junge Mann war als Kreisinspektoranwärter im dritten Jahr im Landratsamt Hohenelbe beschäftigt. Als die Tschechen die Behörde übernahmen, verlangten sie, daß er in diesem Amt weiterarbeiten solle. Doch am 18. Mai verhaftete man Lutz Vatter aus der Arbeit weg.

„Man konnte mir - außer der mittleren Führerschaft bei der Hitlerjugend - keine Straftaten oder Übergriffe gegen Tschechen nachweisen. Weil ich Deutscher war, verurteilte man mich am 19. März 1946 (Josefstag) zu drei Jahren schwerem Kerker. Ich wurde Gefangener Nr. 2463 in Karthaus bei Jitschin. Mein Name war hinter diesen Gott geweihten Kerkermauern (die Strafanstalt ist ein ehemaliges Karthäuserkloster) von nun an Nebensache. - Nach meiner Haftentlassung und einem kurzen Arbeitseinsatz als Hilfsarbeiter bei der Stadt Jitschin überschritt ich im Juli 1948 bei Asch die tschechische Staatsgrenze und gelangte schließlich zu meinen von zu Hause vertriebenen Eltern nach Leuterschach im Allgäu.“

---

*Die anschließende Erzählung ist von **Oskar Kober.** Ihm hatte man acht Jahre Kerkerhaft auferlegt. Er hat sie durchgestanden mit unsäglichen Leiden, wie aus seinen zahlreichen Gedichten und Kurzgeschichten hervorgeht. Die Poesie hat ihm dabei viel geholfen. Der Leser wird auch an anderen Stellen dieses Buches Beiträge dieses begabten Schreibers finden.*

Der alte Glos

Mit Krampen und Schaufel stand ich im Sommer des Jahres 1953 in den Anlagen des Krankenhauses zu Hohenelbe, um die Löcher auf den Wegen auszubessern. Dabei erinnerte ich mich:

1948 hatte ich schon einmal Gelegenheit, den Garten des Krankenhauses zu betreten. Angetan mit der Kluft eines Verbrechers stand ich nach drei Jahren Kerkerhaft, von einem Aufseher bewacht, auf einem Baugelände. Leidensgefährten, unter ihnen der Drogist Julius Kopper, hoben dort den Grund für das neue Kesselhaus und die Garagen aus. Ich selbst war an diesen Arbeiten nicht beteiligt. Ich hatte vorher die Kanzleien des Gesundheitsamtes in der Villa von Doktor Schnitzer in der Flurgasse gereinigt. Auf dem Rückweg zum Gefangenenlager, das auf der Halbinsel bei der Menčik-Fabrik lag, hatte mein Aufseher auf der Krankenhausbaustelle etwas auszurichten. Damals wußte ich nicht, daß ich weitere fünf Jahre eingekerkert bleiben, und daß ich nach der Entlassung aus der Haft in diesem Kesselhaus arbeiten würde.

Das alles mag mir durch den Kopf gegangen sein, so daß ich wohl bei der Arbeit ein Weilchen innehielt. Da bemerkte ich, wie mich ein kleines, altes Männlein in Krankenkluft beobachtete. Der Alte trat näher. Wie war mir ums Herz, als er mich in unverfälschtem Heimatdialekt ansprach: „Ich wa wuhl ne fahl gihn, wenn ich deutsch mit Ihna red? Wa seid Ihr denn? ´sis mir grod asu, ols müßt ich Euch schon wu gesahn hon.“ Ich kannte den alten Mann nicht. Doch er kannte mich aus der glücklichen Jugendzeit, als ich - wie oft mag es nur gewesen sein? - als Sieger bei Turnfesten verkündet wurde.

Von dem Tage an waren wir gute Freunde, und ich plauderte täglich mit ihm nach der Arbeit. Der Alte aber hieß Glos. An die fünfzig Jahre war er Maurer bei der Firma Eichmann in Arnau gewesen. Seine Kinder waren aus der Heimat vertrieben. Er selbst war allein zurückgeblieben. Jedesmal, wenn er von seinen Kindern sprach, flehte er Gottes Segen auf sie herab und lüftete bei den Worten „Gott geb´s!“ stets die Mütze. „Ich ho fünfe drüba“, so sagte er. „Ward ma se denn noch amol sahn?“ Oft und oft kam mir gar nicht zum Bewußtsein, was er sprach. Ich war schon glücklich, die heimatlichen Laute zu hören, die ich in achtjähriger Kerkerhaft vermißt hatte.

Als meine Abreise nach Deutschland allmählich zur Tatsache werden sollte, da wollte er mir die Adressen seiner Lieben mitgeben, damit ich ihnen Grüße vom Vater ausrichten könnte. Aber dann durfte ich plötzlich früher reisen, als ich ursprünglich angenommen hatte. Ein paar Tage war ich nicht mehr an meinem Arbeitsplatz, und am letzten Abend wollten wir uns treffen. Wer nicht kam, war der alte Glos. War er unpäßlich? War er entlassen worden? Ich weiß es nicht.

Allmählich wird für mich die alte Heimat zum Paradies. Wenn die Sehnsucht die altgewohnten Umrisse meiner Heimat vor mir auftauchen läßt, dann steigt auch der alte, liebe

Glos mit empor. Und seine Stimme ertönt mir wieder, seine Stimme, in der die Seele und das Gemüt unserer Mundart so wunderbar mitklang. Ich seh ihn sein Käppchen lüften und hör seine Lippen flüstern: „Gott geb´s!“

Bei Oberlehrer Kober findet man dasselbe Strafmaß vor wie beim Schuldirektor Goder (siehe „Liebhaberbühne“!). Dieser war tätig im Bund der Deutschen und der SdP unter Konrad Henlein und ab 1938 konsequenterweise auch Parteigänger der NSDAP und als Leiter zweier Schulen natürlich auch von großem Einfluß auf die junge deutsche Generation. Auch Kober war Lehrer und darüber hinaus ein sehr aktiver und erfolgreicher deutscher Turner und deshalb in den Augen von Tschechen ein Verfechter des deutschvölkischen Gedankens. Dazu muß man wissen, daß in der tschechoslowakischen Republik der Deutsche Turnverband das Deutsche an sich symbolisierte und deutlich zur Schau stellte. Für das tschechische Volksgericht lag wohl in beiden Fällen eine staatszersetzende Tätigkeit vor.

Allein die Mitgliedschaft bei der NS-Partei oder einer ihrer Gliederungen wurde damals von den Tschechen mit bis zu 3 Jahren Haft geahndet. Wer aus der Masse der Mitglieder herausragte, mußte ein Vielfaches dieser Strafe befürchten.

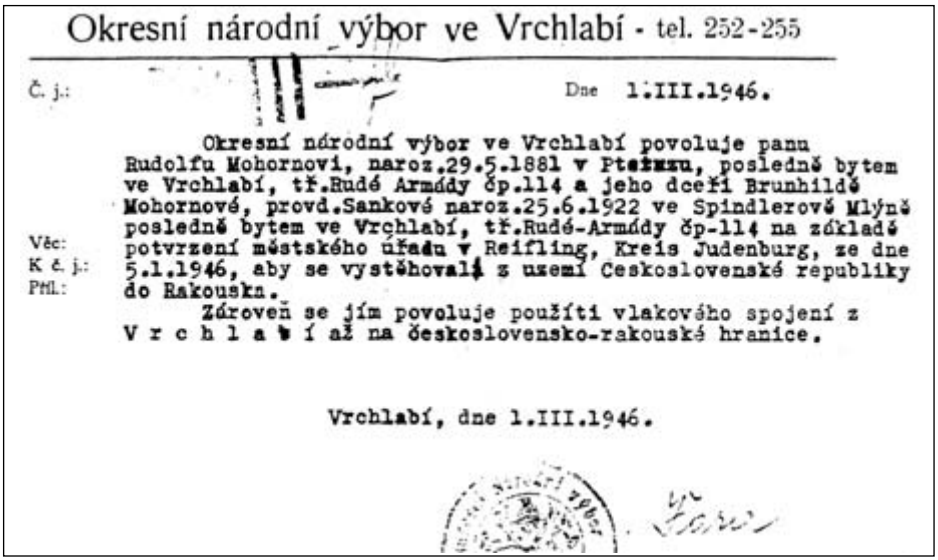
Aus dem Gefängnis in Hohenelbe und den Kommandostellen der Partisanen und Milizen kamen schreckliche Nachrichten, nachzulesen u. a. im Ortsbuch „Alte Heimat Oberhohenelbe“ Alfred Lorenz (Seite 377-380) und Antonia Thomas (Seite 381 u. 382), um nur zwei Schicksale deutscher Menschen aus der Stadt Hohenelbe herauszugreifen. Nur vereinzelt hörte man von **„Gesten und Taten des Mitgefühls und der Hilfe von tschechischer Seite,** oft nur heimlich und versteckt ausgeübt. Sie sollten nicht vergessen sein!“ (zitiert aus Ortsbuch Oberhohenelbe). Namentlich werden das Aufseher-Ehepaar Dušek und der Richter und Anwalt Dr. Mašek genannt.

Entlassen aus Mangel an Beweisen !!

Brunhilde Sanka hatte gleich nach dem Einzug der Russen in Spindelmühle erlebt, wie das der Familie Mohorn gehörende Hotel von tschechischen Verwaltern übernommen und ihr Vater Rudolf Mohorn, Jg, 1881, weggeführt wurde. Dem Einschreiten des tschechischen Hausmeisters war es zu verdanken, daß Professor Mohorn schon am nächsten Tag wieder freikam. Die junge Frau und ihr Vater blieben von der sofortigen Ausweisung verschont, man wohnte bei einer befreundeten Familie, Brunhilde mußte in der Hotelküche arbeiten.

„Im Oktober 1945 war es dann so weit. Wir wurden auf einem Lastwagen nach Hohenelbe gebracht. Vater konnte zu meinen Schwiegereltern ziehen, Dr. Sanka war bekannt als Sozialdemokrat, und so hatte man ihn vorerst in Ruhe gelassen. Ich fand sofort Arbeit in der Schreiber-Fabrik in Harta. Dort lernte ich schnell Taschentücher zu säumen, dank eines sehr gütigen tschechischen Meisters. Aber als ich am fünften Tag von der Arbeit kam, forderte mich ein Gendarm auf, warme Sachen einzupacken und mitzukommen. Auf dem Rücksitz seines Motorrades wurde ich ins Hohenelber Gefängnis gebracht. Der Grund: Man befürchtete in Spindelmühle, ich könnte Ansprüche auf Rückgabe unseres Eigentums erheben.

In der Zelle angekommen, löste sich meine Niedergeschlagenheit, weil ich da Bekannte antraf. Aufseher Dušek und seine Frau erwiesen sich als sehr verständnisvoll. Jeden Morgen habe ich in den Räumen des Amtgerichts Staub gewischt und nachmittags für Richter Dr. Mašek Schreibarbeiten erledigt. Dabei ergab es sich, daß ich ihm von meiner Absicht erzählte, meinen Vater nach der Steiermark zu bringen. Mašek bewirkte, daß ich nach sechs Wochen entlassen wurde, aus Mangel an Beweisen!! Bei meinem Meister in der Taschentuchfabrik erreichte er, daß ich schon am nächsten Tag wieder dort arbeiten konnte.



Okresní národní výbor ve Vrchlabí - tel. 252-255

Č. j.: Dne 1.III.1946.

Věc:
K č. j.:
Příl.:

Okresní národní výbor ve Vrchlabí povoluje panu Rudolfu Mohornovi, naroz.29.5.1881 v Ptešzku, posledně bytem ve Vrchlabí, tř.Rudé Armády čp.114 a jeho dceři Brunhildě Mohornové, provd.Sankové naroz.25.6.1922 ve Spindlerově Mlýně posledně bytem ve Vrchlabí, tř.Rudé-Armády čp-114 na základě potvrzení městského úřadu v Reifling, Kreis Judenburg, ze dne 5.1.1946, aby se vystěhovali z území Československé republiky do Rakouska.

Zároveň se jim povoluje použíti vlakového spojení z V r c h l a b í až na československo-rakouské hranice.

Vrchlabí, dne 1.III.1946.

Dann, eines Tages, bekam ich die Anweisung, mich bei dem Ehepaar Dušek im Gefängnis zu melden. Dort traf ich auf Frau Eichmann aus Arnau, die Dr. Mašek aus dem Lager geholt hatte. Sie wollte nach Österreich, ihre Kinder waren schon dort. Da Frau Eichmann nicht tschechisch konnte, war es für sie allein riskant, mit der Bahn zu fahren. So war meinem Vater und mir das Glück wieder hold. Dr. Mašek besorgte uns Dreien einen Erlaubnisschein,daß wir die Bahn benutzen durften. Das war am 1. März 1946. Am 7. März verließen wir mit dem Zug Hohenelbe. Über Prag, Budweis ging es nach Linz.

An der Grenze zu Österreich ließen uns die Amerikaner erst weiter, nachdem Ruth Eichmann sie mit ihrem perfektem Englisch beeindruckt hatte. In Linz angekommen, fuhr Frau Eichmann an den Attersee, mein Vater und ich im Paketwagen nach Judenburg. Dem Schaffner hatte ich zuvor eine Flasche Cognac zugesteckt, die mir Dr. Mašek wohlweislich mitgegeben hatte. So kamen wir unbehelligt über die Demarkationslinie in die von Russen besetzte Steiermark.

Tschechen haben uns brutal aus der Heimat vertrieben, doch es gab auch solche, die damit nicht einverstanden waren. Sie halfen, unsere Not zu lindern.

Ich denke heute noch dankbar an diese Menschen.

Ein Lichtblick in dunklen Tagen

Rudolf Pfeil, Jahrgang 1926, ein Kamerad vom Hohenelber Gymnasium, erzählt:

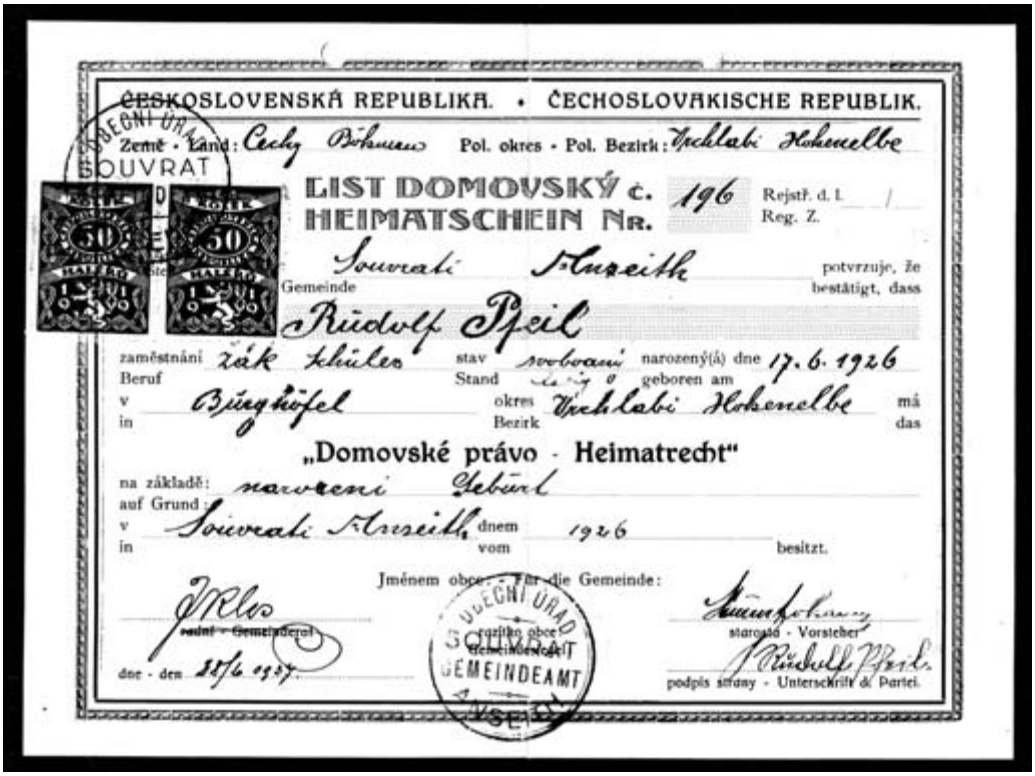
Es war anfangs August des Schicksalsjahres 1945. Für mich öffneten sich die Tore des Kriegsgefangenenlagers in Weiden. Trotz aller Warnungen, das Gebiet der Tschechoslowakei zu betreten, zog es mich „nach Jahr und Stunde wieder heim ins Elternhaus“. - Nach zwei Wochen Fußmarsch durch die sudetendeutschen Gebiete, ausgesetzt der Willkür und manchmal rohen Gewalt der tschechischen Machthaber, hatte ich ein Erlebnis, das ich nie vergessen werde. Es erscheint mir so wichtig, daß ich es festhalten muß.

Zusammen mit einem ebenfalls entlassenen deutschen Soldaten aus der Reichenberger Gegend kehrte ich in Auscha in ein Gasthaus ein. Wir wollten unseren Durst mit einem Glas Bier löschen. Beide waren wir natürlich zivil gekleidet und trugen das Zeichen N auf weißer Armbinde. Oft schon hatten wir versucht, mit dem Zug zu fahren. Es wurde uns verwehrt, weil wir Deutsche waren. So auch hier im Gasthaus zu Auscha. Unsere bescheidene Bitte um ein Glas Bier wurde abgeschlagen: an Deutsche werde kein Bier ausgeschänkt. Schon wollten wir die Wirtsstube wieder verlassen, da stand von einem Nachbartisch ein junger Mann auf. Er sprach uns auf deutsch an, wir sollten warten. Dann redete er auf die Wirtin ein und wir bekamen unser Bier.

„Warum fahren Sie nicht mit dem Zug nach Hause?“ fragte uns der junge Tscheche, nachdem wir ihm erklärt hatten, woher wir kamen und wohin wir wollten. Schließlich forderte er uns auf, seine vor der Gastwirtschaft stehende Kutsche zu besteigen und die weiße Armbinde abzunehmen. So fuhr er uns durch die Straßen von Auscha. Vor einem großen Gebäude hielt er an, dem „Okresní národní vybor“. Er ging ohne uns in das Amts-

gebäude. Nach einigen Minuten übergab er uns einen Erlaubnisschein in tschechischer Sprache und mit einem dicken Stempel. Es war die Genehmigung für eine Zugfahrt in unsere jeweilige Heimatgemeinde. „Haben Sie Geld für die Fahrkarte?“ fragte er noch. Als wir die Frage verneinten, gab er jedem von uns Hundert Kronen.

Nachdem er uns noch einen großen Laib Brot geschenkt hatte, durften wir seine Kutsche wieder besteigen. Während der Fahrt erklärte er uns: „Sie können erst morgen mit dem Zug fahren. Ich bringe Sie nun in ein Dorf, wo ich der Kommisar bin. Dort besorge ich Ihnen ein Nachtquartier.“ Vor einem Bauernhof hielt er sein Gespann an. Als die Bauersfrau uns mit dem Kommisar sah, erschrak sie und brach in Tränen aus. Sie fürchtete, wir beiden schäbig gekleideten Männer würden sie nun aus ihrem Haus vertreiben. „Hören Sie auf zu weinen! Diese beiden Deutschen werden die Nacht bei Ihnen bleiben. Geben Sie ihnen zu essen! Lassen Sie sie Milch trinken!“ Und zu uns gewandt bemerkte der Kommisar: „Schlafen Sie gut! Morgen werde ich Sie zum Bahnhof bringen.“


ČESKOSLOVENSKÁ REPUBLIKA. • ČECHOSLOVAKISCHE REPUBLIK.

Země - Land: Čechy Böhmen Pol. okres - Pol. Bezirk: Vrchlabí Hohenelbe

LIST DOMOVSKÝ č. 196 Rejstř. d. l. /
HEIMATSCHEIN Nr. Reg. Z.

Souvrati Anzeith potvrzuje, že
Gemeinde bestätigt, dass

Rudolf Pfeil

zaměstnání žák Schüler stav svobodný narozený(á) dne 17. 6. 1926
Beruf Stand geboren am

v Burghöfel okres Vrchlabí Hohenelbe má
in Bezirk das

„Domovské právo - Heimatrecht“

na základě: narození Geburt
auf Grund:

v Souvrati Anzeith dnem 1926
in vom besitzt.

Jménem obce: - Für die Gemeinde:

radní - Gemeinderat razítko obce Gemeindesiegel starosta - Vorsteher

dne - den 28/6 1927 podpis strany - Unterschrift d. Partei.

OBECNÍ ÚŘAD SOUVRAT GEMEINDEAMT ANSEITH

Wir konnten lange nicht einschlafen. Nach den Erfahrungen auf dem 14-tägigen Fußmarsch konnten wir das heute Erlebte nicht begreifen, und ein leises Mißtrauen wurde wach: Geht das mit rechten Dingen zu? Was hat er mit uns vor? War es gut, daß wir ihn trafen, daß wir Durst hatten? Sollte ich wirklich schon den morgigen Abend in meiner

Heimatgemeinde Anseith sein? Zu Fuß hätte ich noch eine Woche zu wandern gehabt und wäre immer wieder den Zufällen ausgeliefert gewesen!

Ein Sommermorgen brach an in einem Dorf bei Auscha - an der Bahnlinie zwischen Leitmeritz und Böhmisch Leipa - im Hof stand der tschechische Kommisar. Ob wir gut geschlafen und gefrühstückt haben, wollte er wissen. Wir bedankten uns bei der deutschen Frau, bestiegen die Kutsche und fuhren ab in Richtung Bahnhof Auscha. Jetzt getraute ich mich, während der Fahrt zu fragen, warum er, der Tscheche, so gut zu uns war. Hier seine Antwort: „Den Deutschen geht es jetzt schlecht. Ich war viele Jahre in Deutschland und hatte es dort gut, abgesehen von der Zeit im Konzentrationslager. Ich wollte in diesen Tagen zwei Deutschen etwas Gutes tun."

Wir verabschiedeten uns am Bahnhof mit Händedruck und herzlichen Worten des Dankes. - - Auch ein Tscheche! Und ein junger Mann dazu! Seinen Namen vergaß ich, sein Verhalten werde ich nicht vergessen. Am Abend dieses Tages war ich daheim bei meiner Mutter. Eine Woche nach meiner Heimkehr wurden wir beide ausgewiesen.

Das Riesengebirge im Juli 1945

Frau Maria Scholz, geborene Jarski, schreibt im Juli 1945 an Herrn und Frau Bönsch in Deutschland:

Wenn´s geht, schreibt mal!

Die ganze Ernte steht noch draußen, sogar das erste Futter. Das Vieh verhungert im Stall, keiner kümmert sich darum. Nur die großen Wohnungen sind besetzt, die kleinen Häuser stehen alle leer, sind halb ausgeplündert.

Die Tschechen haben alle Deutschen rausgeworfen. Spindelmühle ist leer. Die Baudenleute sind raus, aber auch alle! Das schöne Gebirge ist leer und in den Bauden sitzen die Tschechen.

Stimmen aus jenen Jahren und danach

Ich erteile allen Národní výbor strengen Befehl, unseren Leuten im Grenzgebiet Platz zu schaffen. Werft die Deutschen aus ihren Wohnungen und macht den Unsrigen Platz! **Alle Deutschen müssen verschwinden! Was wir im Jahre 1918 schon durchführen wollten, erledigen wir jetzt! Damals schon wollten wir alle Deutschen abschieben.** Deutschland aber war noch nicht vernichtet, und England hielt uns die Hände. **Jetzt aber muß alles erledigt werden!** Kein deutscher Bauer darf auch nur einen Quadratmeter Boden unter seinen Füßen haben, kein deutscher Gewerbetreibender oder Geschäftsmann darf sein Unternehmen weiterführen! Wir wollten das auf eine etwas feinere Weise zur Durchführung bringen, aber da kam uns das Jahr 1938 dazwischen. All dessen muß sich jeder Národní výbor bewußt sein und rasch handeln! Für die Öffentlichkeit muß ich noch bei den Großen Drei die Bewilligung einholen, aber das ändert nichts mehr, denn es ist alles schon beschlossen.

Also sprach **Edvard Beneš** am 3. Juni 1945 in Tabor

Die nach unserem Ermessen befriedigendste und dauerhafteste Methode ist die Vertreibung. Sie wird die Vermischung der Bevölkerung abschaffen, die zu endlosen Schwierigkeiten führt. **Es wird reiner Tisch gemacht werden.**

und so schon im Dezember 1944 **Winston Churchill** im Unterhaus.

Der Teufel spricht deutsch. **Es gibt keinen guten Deutschen,** es gibt nur schlechte und noch schlechtere. Der Deutsche besitzt keine Seele. Die Worte, die er am besten versteht, sind die Salven der Gewehre. Die ganze (tschechische) Nation wird sich am Kampf gegen die Sudetendeutschen beteiligen. Es darf keinen Tschechoslowaken geben, der sich dieser Aufgabe entzieht.

So ließ sich der spätere Außenminister **Jan Masaryk** vernehmen.

Erschlagt alle, alle Deutschen wo ihr sie trefft. Es darf kein Deutscher mehr in der ČSR bleiben! **Nehmt ihnen alles!** Alles! Nur ein Taschentuch laßt ihnen, damit sie darein weinen können!

Mit solchen Worten hetzte **Eduard Benes** im Juni 1945 gegen alles Deutsche.

Es gab nicht wenige Tschechen, die das Geschehen ablehnten und verurteilten. Ein Teil meines Volkes ist dem Wahnsinn verfallen. Unzähliche Menschen wurden gehetzt, gefoltert, gequält, gemordet. **Es ist eine Schande für uns!**

Anstatt ordentlich all die zu richten, die ihren Staat verraten haben, verjagten wir sie aus dem Land und belegten sie mit einer Strafe, die unsere Rechtsordnung nicht kannte. **Das war nicht Strafe, das war Rache.** Wir verjagten sie nicht aufgrund erwiesener individueller Schuld, sondern als Angehörige einer bestimmten Nation. Und so haben wir vielen unschuldigen Menschen Leid angetan.

Vaclav Havel, als er Staatspräsident der ČR war.

Keine der beiden Volksgruppen, weder die der Sudetendeutschen zwischen 1938 und 1945, noch die tschechische in den Nachkriegsjahren, kann kollektiv als schuldig bezeichnet werden

Peter Becher

Wir werden die Geschichte stets anders beurteilen, weil wir sie aus einem anderen Blickwinkel betrachten als die Deutschen.

Vaclav Klaus, Staatspräsident der ČR

Die Sudetendeutschen müssen die Illusion fahren lassen, daß sie die Grundstücke ihrer Eltern und Großeltern zurückbekommen. Die Tschechen müssen die Vertreibung von mehr als 3 Millionen Deutschen ohne Wenn und Aber als Unrecht anerkennen.

Peter Glotz

Das “Recht auf Heimat” verschwindet dadurch, daß man es anerkennt. Wir sitzen nicht in Lagern wie die Palästinenser und brauchen unsere alten Häuser nicht:

Rudolf Hilf, sudetendeutscher Historiker

Karl Wilhelm Fischer

von Wolfgang Fink

Geburtsjahr 1888. Schon mit 24 erwarb er den Doktorgrad; das war 1912. Bis ans Kriegsende 1945 lehrte Fischer am Reformrealgymnasium, der späteren Oberschule für Jungen in Hohenelbe. Nach dem Krieg in Bayern: 1947 bis 1952 Lehrkraft für Deutsch und Französisch an der Zweckverbandschule Grafing. Danach deren Leiter bis 1958 (zu dieser Zeit schon staatliches Gymnasium). Dr. Fischer war 70, als er in den Ruhestand ging. 1970 - nach einer zweiten Krebsoperation - starb Karl Wilhelm Fischer. Es war ein böses Ende! schrieb Gertrud Fischer später an einen Lehrerkollegen.

Dr. Hans Peter, auch ein ehemaliger Schüler Fischers, lobte den Verstorbenen am offenen Grab in Grafing als einen geschätzten Lehrer und Freund der Jugend mit großem Verständnis für deren Streiche, aber auch deren Sorgen und Nöte. „Noch anläßlich seines 80. Geburtstages waren wir hocherfreut, einen so rüstigen Jubilar vorzufinden."

Dem folgenden Tagebuchauszug liegt die 40 Maschinenseiten umfassende Abschrift eines Manuskriptes zugrunde. Der Bericht beschreibt den Weg dreier Menschen, die nach dem Krieg aus ihrer Heimat fortgeschafft und jenseits der Grenze einfach ausgesetzt wurden. Erst drei Jahre später konnten sie seßhaft werden. „Ohne Herd können wir den eigenen Haushalt nicht beginnen" - schrieb der Verfasser, Karl W. Fischer, nach fast drei Jahren Heimatlosigkeit.

Der Weg zum eigenen Herd - im weitesten Sinne - ist es, worum es hier geht. Der Weg von der Landstraße zu einer bescheidenen neuen Lebensgrundlage. Wie das für Karl W. Fischer, seine Frau Trudl und die kleine Tochter Heidi verlief, so oder ähnlich erging es damals nach dem Kriege vielen tausend Menschen. Aber hat es von tausend auch nur einer aufgeschrieben?

Der Deutsch- und Französischlehrer an der Oberschule für Jungen in unserer kleinen nordböhmischen Stadt Hohenelbe, Oberstudienrat Dr. Karl Wilhelm Fischer, von seinen Schülern liebevoll „Klaps" genannt, hat die Geschehnisse damals notiert, später mit der Hand abgeschrieben, seine Tochter brachte den Text aus der inzwischen unüblichen „deutschen" Handschrift auf Schreibmaschinenseiten. Diese Aufzeichnungen bekam ich zu Jahresbeginn 1999 zu Gesicht.

Da im April jenes Jahres ein Klassentreffen ehemaliger Schüler des Chronisten stattfinden sollte, faßte ich den Plan, denen das Tagebuch ihres Lehrers zugänglich zu machen., eine Lesung, auf mehrere Stimmen verteilt, und als gedrucktes Skriptum. Zu diesem Zweck und zum Vorteil eiliger Leser ist der ursprüngliche Text am Anfang etwas, im weiteren Verlauf immer mehr verkürzt worden. Dabei war ich bestrebt, zeittypische Vorgänge, aus der da-

maligen Notlage geborene Gedanken, aber auch einige für den Schreiber bezeichnende besonders schöne Formulierungen wortgetreu weiterzugeben. Damit der Zusammenhang erhalten bleibt, habe ich Übergänge kursiv eingefügt, wobei ich mich dazu weitgehend der Wortwahl und dem Stil des Autors anpaßte.

Die jüngste Hauptperson dieser Geschichte, Frau Heidi Geist, ist mit dieser Art der Darstellung des Tagebuchs ihres Vaters einverstanden. Ich danke Frau Geist für dieses Entgegenkommen, ich danke meinem Schulfreund Arno Kröhn und seiner Schwester Helga, daß sie mich auf diesen Text aufmerksam gemacht haben.

Heute nun - nach 8 Jahren - nutze ich gern die Chance, diese lebendige Schilderung eines Vertriebenenschicksals einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Der Bericht wird viele unserer Landsleute interessieren, denn viele kannten Dr. Fischer und seine Frau Trudl. Karl Fischer war Lehrer am Gymnasium schon zu einer Zeit, als noch kaum einer der heute Lebenden die Riesengebirgsluft atmete. Dr. Karl Fischer als engagierter Mitarbeiter im Deutschen Riesengebirgsverein und dessen Museum in Hohenelbe, zwei Jahrzehnte lang als Mitherausgeber der Jahrbücher des DRGV - so kannten wir ihn. In zahlreichen Festschriften, Fachblättern und anderen Publikationen kann man Zeugnisse seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeit finden.

Und nach dem Krieg - in den frühen 50er Jahren - brachte der nun in Oberbayern lebende Dr. Karl Fischer seine reichen Erfahrungen als Archivleiter des vormals Hohenelber Riesengebirgsmuseums beim Aufbau unseres Heimatmuseums in Marktoberdorf ein.

Fischers Tagebuch aus den Jahren unmittelbar nach Kriegsende ist einer seiner wertvollen Beiträge zur Geschichte unserer Heimat Riesengebirge.

...Aus Schutt und Asche neues Leben wuchs.
So war es auch nach diesem letzten Krieg.
Nicht leicht war es, den neuen Weg zu gehn,
denn überall hatt´ alles sich gewandelt.
Gar tief und breit ist ja der Zeitenbruch.
Was früher einmal galt, hat nicht mehr Raum.
Ganz neues Denken, Handeln, neue Ziele
beherrschen ganz allein die Gegenwart.

Aus dem Prolog von Dr. Karl Wilh. Fischer zur Stadterhebungsfeier in Grafing 1953

Gehen Sie wieder auf die Landstraße!

Tagebuchaufzeichnungen von Dr. Karl Wilh. Fischer aus den Jahren 1945 bis 1948

24. Juni 1945 - der Tag unserer Ausweisung aus Hohenelbe, aus unserer Riesengebirgsheimat. Wohl kam der Ausweisungsbefehl nicht überraschend - die Tage vorher waren schon Transporte mit Deutschen aus Hohenelbe und der Umgebung abgegangen - und doch war es für uns unfaßbar: nun diese harte Wirklichkeit !

Um 14 Uhr sollten wir auf dem Bahnhof sein. Längst hatten wir schon unsere Koffer gepackt. Noch und noch einmal wurde nachgeschaut, wurde ausgepackt und wieder eingepackt, damit die erlaubten 30 Kilo je Person ja richtig ausgenützt würden. Dahinter die dumpfe Hoffnung auf ein Zurück in vielleicht schon absehbarer Zeit. Die letzte Stunde in der Wohnung war nur mehr ein zielloses Umherlaufen, ein Abschiednehmen von der Umgebung, in der wir so überaus glückliche Jahre verbracht hatten, von den vielen Dingen, Kleinigkeiten, an denen schöne Erinnerungen hafteten. Dann die Hausgenossen, im letzten Augenblick noch Dr.Schneider, der mir weinend um den Hals fällt, Abschied nimmt - vielleicht für immer.

Mit unserem mühsam auf dem Kinderwagen und dem Sportwagen aufgetürmten Gepäck eilen wir zum Bahnhof. Meine Frau läuft mit der dreijährigen Heidi voraus, um festzustellen, ob wir auch richtig für den Bahnhof bestimmt sind. Diesen Augenblick - da ich mit dem ganzen Gepäck allein bin - nützt ein tschechischer Partisan, verlangt von mir einen Koffer. Ich will ihn nicht hergeben. Er zieht ein Messer, bedroht mich, schneidet einen Koffer vom Wagen und nimmt mir noch zwei Uhren ab. Der Koffer enthält alle

Der Weg zum Bahnhof. Für diese Menschen noch 2 Kilometer.

Am Bahnsteig

Schuhe meiner Frau, die sie mitgenommen hat. Wir melden den Raub der Gendarmerie. Umsonst. Aber Trudl darf in Begleitung eines Gendarmen noch einmal in die Wohnung zurück, um sich einige Sachen zu holen. Die Hausbewohner geben ihr einiges, ebenso in der Apotheke, wo die Magisterin sogar ihren Pullover auszieht und ihn meiner Frau schenkt, und Willi Lorenz bringt gleich einen ganzen Koffer mit Kleidern, Wäsche und Schuhen.

Auf dem Bahnhof staut sich die Menge der dahin Befohlenen. Offene Kohlewaggons stehen bereit und man steigt ein, um sich einen Platz zu sichern. In unserem Wagen ist unter anderen die ganze große Familie Willner mit dem 87 Jahre alten Großvater. Der heiße Sommertag geht zur Neige. Wir stehen noch immer auf dem Bahnhof. Mitleidige Menschen bringen Trinkwasser. Um 19 Uhr setzt sich der lange Zug mit ungefähr 1500 Ausgewiesenen in Bewegung. Zum einen ist da das erlösende Gefühl, von den Tschechen fortzukommen, von ihnen nicht mehr gequält werden zu können, zum andern das beengende Bewußtsein, einer unsicheren Zukunft entgegen zu gehen.

Es wird langsam Nacht, und noch immer fahren wir durch die schöne Landschaft des Sudetengaues. Da und dort winken aus den Fenstern und von der Straße Menschen uns zu. Kein frohes Grüßen ist es, vielmehr merkt man, die Leute denken schon an ihr eigenes Schicksal, das bald das gleiche sein wird. Die Nacht ist so schön und warm. Heidi schläft ruhig in ihrem Wagen.

25. Juni - Gegen Morgen wird es kühl, aber bald schon wärmt wieder die aufgehende Sonne. Langer Aufenthalt auf einem Bahnhof hinter der Reichsgrenze. Durchsuchung des ganzen Gepäcks und jeder einzelnen Person durch Tschechen und Russen. Herzzerreißend der Anblick, wie die Koffer durchwühlt werden. Was den Soldaten gefällt, wird weggetragen. Auch aus unserem Gepäck verschwindet einiges. Dazu hat es angefangen zu regnen, und viele Koffer stehen geöffnet da. Völlig durchnäßt kommen wir nach Zittau. Hier gibt es den ersten heißen Tee und Kaffee. Hier wird aber auch ein Todkranker aus dem Zug geschafft, es ist Haglmann Roßmeisl aus Arnau. Von den Tschechen lange eingekerkert, kann er die Anstrengungen des Transports nicht mehr durchstehen und stirbt hier in Zittau. Im strömenden Regen geht es weiter in die zweite Nacht.

26. Juni - Alles stiert in die schwarze Regennacht, Stunde um Stunde. Endlich, im grauen Morgen, hält der Zug auf einem Bahnhof. Die bisher verschlossenen Wagen werden geöffnet: Alles aussteigen! Wo sind wir? In Sohland. Nie gehört. In einer Gangecke im Bahnhofgebäude verstauen wir unser völlig durchnäßtes Gepäck. Das Kind weint, meine Frau ist der Verzweiflung nahe. Ich selbst weiß nicht, was nun zu tun ist. Meine Frau geht mit Heidi in das Dorf auf Wohnungssuche. Ich bleibe beim Gepäck. Bald holte mich Trudl in eines der ersten Häuser nach dem Bahnhof. Dort fühlte sich Heidi schon zu Hause bei der neuen Tante, Frau Schiedrich. Sie und ihr Mann Walter und der Sohn Karli boten uns alle Bequemlichkeit, sogar die Ehebetten zum Schlafen. Diese Familie gehört

zu den wenigen wirklich selbstlos hilfsbereiten Menschen, die wir fortan auf unserem Leidenswege antrafen.

Die Tage hier in Sohland an der Spree im Haus an der Zittauerstraße in der Kriegersiedlung 810c vergehen ganz in der Erholung von den Anstrengungen der Reise. Viele Bekannte aus Hohenelbe sind hier im Ort und in einem Lager im nahen Ebersbach. Unzählige Gerüchte und die Hoffnung, daß es ein baldiges Zurück geben werde, halten uns davon ab, zu weit von der Grenze wegzuziehen, obwohl die Ortspolizei den Bewohnern Sohlands verbietet, die Flüchtlinge länger zu beherbergen. Weiter ins Innere Deutschlands! Aber wohin? Aus Verzweiflung sucht mancher den Freitod.

Die Familien Willi Lorenz und Stadler ziehen weiter. Auch wir weichen - am 5.Juli - dem Drängen der Polizei, aber nur für kurze Zeit, nach Steinigt-Wolmsdorf. Von hier gehe ich nach Bischofswerda auf der Suche nach einer Anstellung. Für nur wenige Tage kehren wir nach Sohland zurück, denn die Polizei läßt uns auch hier nicht länger verweilen. Mit einem Teil unserer Habe auf einem Karren, einem Handwagen, den wir uns hier verschaffen konnten, begeben wir uns eines Tages wieder auf die Suche nach einer anderen Bleibe, irren wir umher von Haus zu Haus, von Bauernhof zu Bauernhof. Niemand nimmt uns auf, und ständig ist ein Polizist hinter uns her. Wir sind verzweifelt. Endlich, in einer Einschicht, einem Häuschen, können wir diese Nacht in einer engen Kammer auf Stroh verbringen.

Am nächsten Tag, dem 13.Juli, fahre ich mit Hedwig Petera von Wehrsdorf nach Zittau, um Gemüse zu holen. Zufällig treffen wir dort den Fotografen Schiffner aus Hohenelbe, der uns mit Brot und Suppe eine große Freude bereitet. Spät abends wieder in Wehrsdorf. Inzwischen hat meine Frau durch Vermittlung der Familie Petera Unterschlupf beim Großbauern Böhme gefunden. Eigentlich wohnen wir bei der Altbäuerin Helene Böhme. Hier haben wir ein Dachstübchen zum Schlafen, und in ihrer Küche können wir essen und uns aufhalten. Aber meine Frau ist mit Heidi viel bei den jungen Bauersleuten und deren Kindern. Alle bemühen sich sehr, uns unser Los zu erleichtern.

Man könnte sich hier wohlfühlen. Die Landschaft ist lieblich, im nahen Wald gibt es reichlich Pilze und Beeren. Wäre da nicht dieses Gefühl der Heimatlosigkeit, dieses uns unverschuldet aufgebürdete Leid! Zudem ist auch hier die Polizei dauernd auf der Jagd nach Flüchtlingen, die sich länger im Dorf aufhalten als ihnen erlaubt ist. Die Böhmes verstehen es wohl, uns dann zu verbergen. Zum Schein gehen wir immer wieder zwei oder drei Tage nach Sohland und wohnen bei Schiedrichs. Wieder in Wehrsdorf, sind wir täglich viele Stunden mit Hohenelbern zusammen. Über die Straße, bei der Bäuerin Knobloch, wohnen in einer Scheune die Familien Dr. Weinzierl und Petera, darunter auch Hedi Petera *(die an der Oberschule zu Hause Englisch unterrichtete. Der Redakteur).*

Mit dem Arzt Dr. Weinzierl unternimmt der Oberstudienrat Dr. Fischer Fahrten und lange Fußwanderungen in die nächsten großen Städte. Beide wollen sich den Weg in eine berufliche Zukunft eröffnen. Weinzierl gelingt es sehr bald, die Vertretung eines aus dem Krieg noch nicht zurückgekehrten Kollegen zu bekommen. Dr. Fischer - beladen mit einem Rucksack mit gekochten Kartoffeln und etwas Brot - läuft weiter von Behörde zu Behörde, von Stadt zu Stadt, von Schulrat zu Schulrat, von Arbeitsamt zu Arbeitsamt.

Auf dem Arbeitsamt erhalte ich den Bescheid, für geistige Arbeit sei kein Bedarf, und als Handarbeiter komme ich nicht in Betracht. Schon bin ich wieder im Eisenbahnwagen nach Wehrsdorf, da höre ich von Bad Liebenwerda, dort habe man für alle Flüchtlinge Beschäftigung. Also mache ich mich auf nach Liebenwerda und gehe dort aufs Arbeitsamt. Ohne mich nur irgendwie nach meiner beruflichen Ausbildung gefragt zu haben, will man mich kurzerhand ins Kohlebergwerk Mückenberg schicken. Darauf verzichte ich denn doch, meine körperliche Leistung dort würde wohl kaum ein wesentlicher Beitrag zum Aufbau des neuen Staates sein.

Zufällig treffe ich Frau Barton aus Hohenelbe und ihren Mann, den ehemaligen Obergerichtsrat Dr. Heinrich Barton. Beide sind in Bad Liebenwerda in einer Gastwirtschaft beschäftigt, er als Hausmeister und Gartenarbeiter, sie in der Küche und mit Näh- und Strickarbeiten. Mich treibt es von neuem, nach einer Anstellung Ausschau zu halten, trotzdem es heißt, daß wir Ausgewiesenen hier nicht bleiben dürfen und demgemäß auch keine Beschäftigung finden. Tatsächlich sind ja auch alle meine entsprechenden Versuche gescheitert. „Gehen Sie wieder auf die Landstraße!“ war zum Beispiel der einzige und menschenfreundliche Bescheid, den einer dieser neuen Schulräte mir gab.

Am nächsten Morgen in Bad Liebenwerda suche ich das dortige Schulamt auf. Und der Schulrat, Herr Pinn, stellt mich zum 1.September als Lehrer der Volksschule im 6 km entfernten Wahrenbrück an. Mit einem Monatsgehalt von 350 RM. Wahrenbrück, mit 600 Einwohnern Deutschlands kleinste Stadt, ist eigentlich ein richtiges Dorf. Bürgermeister Herold gibt mir einen großen Laib Brot mit und sorgt dafür, daß ich im Gasthaus Riehle ein gutes Mittagessen erhalte. Nun habe ich erreicht, was ich schon lange anstrebte - eine Anstellung, wenn auch nur als Volksschullehrer.

Mit dieser Sicherheit in der Tasche fuhr der gerade zum Volksschullehrer gewordene Dr. Fischer nicht etwa gleich zurück in die Lausitz nach Wehrsdorf zu Frau und Kind. Vielmehr machte er einige Tage Erkundungen in Leipzig, Halle, Erfurt, Weimar, Gera. Übernachtet hat er auf der harten Bank im Wartezimmer eines Zahnarztes, in einem völlig überfüllten Flüchtlingslager, zweimal bei einem Berufskollegen in Leipzig, dann wieder auf einem Stuhl im Gastzimmer eines Hotels, Preis 1 Reichsmark, in Eisenbahnwagen und so weiter. Ergebnis der langen Reiseanstrengungen: Vertröstungen auf später, weil höhere Schulen noch nicht wieder geöffnet. Ende August 1945 notiert er:

Die letzten Tage in Wehrsdorf! Es gilt, die Übersiedelung beziehungsweise Wanderung nach Wahrenbrück vorzubereiten. Von unseren bisherigen Gastgebern Abschied zu nehmen, fällt uns wahrlich nicht leicht. Am liebsten hätten die uns weiter bei sich behalten, trotz der Polizei, vor der sie uns versteckten und verleugneten. Der jungen Frau Böhme war Trudl geradezu unentbehrlich geworden. Heidi hatte an den Kindern im Hause liebe Spielkameraden gefunden, und die alte Frau umgab uns wie eine Mutter mit ihrer großen Herzensgüte und Obsorge. In ihrer tiefen protestantischen Gläubigkeit wußte sie stets schöne und tiefsinnige Worte des Trostes und der seelischen Aufrichtung zu sagen, wenn Trudl wieder einmal von schwerer Verzagtheit befallen wurde. Wahre Feierstunden waren die Zeiten des Plauderns mit ihr im Abenddämmer. Da entfaltete sie den ganzen Reichtum ihrer Seele, die Vornehmheit ihres Denkens und Fühlens, ihr klares, in schlichte Worte gekleidetes Urteil über die Geschehnisse des Alltags und der großen Welt. Eine selten prächtige Frau!

Unser Gepäck besteht diesmal aus dem vollbeladenen Kinderwagen und einem Handleiterwagen und aus zwei Rucksäcken. Damit fahren wir am 28. August vom Bahnhof Sohland im überfüllten Güterwagen ab.

Erst gegen Mitternacht kommen die drei Bahnreisenden in Bad Schandau an und verbringen den Rest der Nacht frierend auf dem offenen Perron. Am nächsten Vormittag Dresden Hauptbahnhof. Ende der Bahnfahrt.

Mit Sack und Pack wandern wir durch die fast völlig in Trümmern liegende Altstadt. Wegen zerstörter Brücken müssen wir von einem Vorort weit draußen abfahren. Erst gegen 4 Uhr nachmittags setzen wir unsere Reise fort und sind um 8 Uhr abends in Elsterwerda. Dort sprechen wir eine Frau wegen Übernachtung an, und Frau Konopta beherbergt uns diese Nacht in ihrem Häuschen. Die Bahnverbindung mit Bad Liebenwerda ist noch nicht wieder hergestellt, so müssen wir den Weg dorthin zu Fuß zurücklegen. Durch endlose Kiefernwälder ziehen wir unseren Kinderwagen und den Handkarren. Bartons treffen wir nicht mehr an (in Liebenwerda), sie sind inzwischen von ihrem Sohn Heinz nach Thüringen geholt worden. So setzen wir unseren Weg fort und sind am 31.August um 5 Uhr nachmittags in Wahrenbrück, unserer „Heimat“ für die nächste Zeit. Bürgermeister Herold bringt uns vorläufig im Gasthaus unter.

Der 1. September 1945 ist ein Sonntag. Die DKP lädt zu einem Kinderfest. Auf dem Festplatz Reigentänze, Spiele, Wettkämpfe. Für die Kinder gibts danach reichlich Kaffee, Gebäck, Kartoffelsalat und Wurst, auch unsere Heidi bekommt ihren Teil und hat Vergnügen an den Vorführungen. Dann noch ein Fackelzug der Kinder!

Der Schulunterricht beginnt noch nicht gleich. Drum gilt unsere erste Sorge der Wohnungssuche. Die angebotene Dreizimmer-Amtswohnung ist nicht eingerichtet, und wir haben keine Möbel. Aber im Dachraum eines ebenerdigen Häuschens, dem letzten

an der Straße nach Uebigau können wir ein Zimmer mieten mit 2 Betten, Tisch, Sofa, 2 Stühlen und Platz für ein Kinderbettchen. Und die winzigkleine Küche daneben ist mit dem Allernotwendigsten ausgestattet. Aus dem Fenster sehen wir auf den Fluß, es ist die Schwarze Elster, auf die weite Ebene mit Wiesen, Feldern und düsteren Föhrenwäldern. Ebenerdig im Hause wohnen das alte Ehepaar Schraplau, die Tochter und der Schwiegersohn Civinski, ein Deutschpole. Am 18.September beziehen wir die Wohnung bei Schraplau.

Der Unterricht in der Schule in Wahrenbrück beginnt. 180 Jungen und Mädchen aus dem Städtchen und der Umgebung besuchen die drei Abteilungen der achtklassigen Schule. Louis Hegner, wegen seiner Zugehörigkeit zur NSDAP als Schulleiter zwar entlassen, unterrichtet aushilfsweise weiter. Dann ist da noch eine aus Böhmisch-Leipa zugewanderte Lehrerin. Alle 14 Tage gibt es in Bad Liebenwerda Schulungen für die Lehrer, die regelmäßig besucht werden müssen.

Wenn unser Haushalt auch klein ist, so hat Trudl doch reichlich zu tun damit: das Anstehen beim Einkauf, das Beschaffen von Heizmaterial, Pilze sammeln, Kartoffeln nachlesen auf den Feldern, Mohrrüben - eine Spezialität dieser sandigen Gegend - besorgen. Schließlich beschaffen wir uns, wie alle hier, Zuckerrüben und kochen daraus 15 Kilo Sirup als Brotaufstrich. So sorgen wir für den kommenden Winter und empfinden dabei eine gewisse Befriedigung und bescheidene Freude.

Am 13. Oktober - während ich in der Schule bin und Trudl mit Heidi Einkäufe macht - dringen vier bewaffnete Russen ins Haus ein, sperren Schraplaus in deren Küche ein und nehmen ihnen ein paar Kleider weg. Dann steigen sie auf den Dachboden und rauben aus dem Schrank neben unserer kleinen Küche alle unsere Kleidung. Bevor noch ein Auto der Kommandantur aus Bad Liebenwerda herbeigeholt ist, sind die Räuber spurlos verschwunden. Die Folge ist ein schwerer Nervenzusammenbruch bei Trudl. Ist ja nun der Ausblick in den nahen Winter für uns trostlos. Kleiderbezugscheine, die man uns ausstellt, erweisen sich als wertlos. Der katholische Geistliche hört von unserem Unglück. Er schenkt mir eine Hose. Rektor Hegner besorgt mir für den Winter den Mantel eines seiner noch nicht heimgekehrten Söhne. Schulrat Pinn vermittelt, daß ich warme Wäsche bekomme und Trudl Stoff für einen Mantel kaufen kann. Die Pflegeschwester schenkt meiner Frau ein Handtuch und ein Hemd. Fräulein Biedermann aus der Mühle gibt ihr ein Kleid. So kommen wir wohl über das Schlimmste hinweg.

Vor Weihnachten erhalten wir die Nachricht, daß Trudls Bruder Karl auf dem Weg der Vertreibung gestorben ist. Seine Frau Elly und Sohn Peter hatten eine abenteuerliche Auswanderung nach Bayern und wohnen nun in Anzing bei München. Sie befinden sich den Verhältnissen entsprechend wohl. Uns überkommt der leise Wunsch, nach Bayern umzusiedeln.

24. Dezember 1945 - das erste Weihnachten in der Fremde. 13. Januar 1946 - Heidis Geburtstag: sie ist 4 Jahre. 28. Januar - Heidi erkrankt sehr ernst an Kehlkopfdiphterie. Ich telefoniere an zwei Ärzte, doch keiner kommt, angeblich wegen Benzinmangel. So packen wir denn die schwer kranke Heidi in den Kinderwagen und fahren um Mitternacht bei scharf windigem Wetter nach Bad Liebenwerda, über 8 km weit, zu Dr. Jost. Das Kind bekommt eine Spritze, und als wir nach Wahrenbrück zurückkommen, ist es 4 Uhr morgens. Wir müssen Heidi sofort heiß baden. Keine Besserung bis zum Morgen, so bleibt nur das Krankenhaus. Die 21 km weite Fahrt auf ungedecktem Steirerwagen bei Regen und schneidendem Wind mit dem todkranken Kind! Das bleibt unvergessen. Schweren Herzens liefern wir Heidi in den Isolierpavillon des Herzberger Krankenhauses ein.

Zum Glück wird Trudl in Herzberg bei der Familie von Klaus Tischler aus Hohenelbe herzlichst aufgenommen und kann so in der Nähe des Kindes sein. Nach drei sorgenschweren Wochen dürfen wir Heidi wieder zurückholen. Abermals ist nur der offene Wagen zu haben, und gerade an diesem Tag herrscht ein stürmisches Schneetreiben.

Noch lange muß Heidi im Bett bleiben. Nicht einmal ist Dr. Jost gekommen, nach dem Kind zu sehen, trotzdem wir ihn wiederholt gebeten hatten. Dabei hat er des öfteren Kranke in unserer Nachbarschaft besucht. Von uns Ausgewiesenen hat er eben nichts an Fleischwaren und anderen Lebensmitteln erwarten können.

Viele Leute in Wahrenbrück erwiesen sich aber als sehr nett und hilfsbereit, stellt Dr. Fischer fest. In der Mehrzahl sind es Einheimische, aber auch einige Hohenelber trifft man regelmäßig. Und es wird auf vielfache Weise geholfen: etwas Küchengeschirr geben die einen, eine Decke, ein Stück Kuchen für Heidi, einen ganzen Korb voll Gemüse, etwas Mehl, leihweise ein Kinderbett hatten andere zu bieten. Der Schulbetrieb verursacht viel Arbeit für den neuen Lehrer, weil der ehem. Pg Hegner nun endgültig ausschied und nur die Junglehrerin blieb. Die allwöchentlichen Lehrerschulungen kosten Zeit, und immer häufigere Briefe von Bekannten aus der Heimat wollen beantwortet werden. Briefe von Elly aus Bayern wecken die Erwartung, ein sehr guter Freund von Dr. Fischer könnte ihm dort in seinen Berufsabsichten behilflich sein. Als von diesem selbst dann auch briefliche und telegrafische Zusicherungen kommen, beschließen Fischers, nach Bayern umzusiedeln. Die dazu notwendige Zuzugsgenehmigung einer bayerischen Gemeinde konnte Elly nicht besorgen. Also fuhr Dr. Fischer mit zwei Bekannten, welche dieselbe Absicht hatten, nach Berlin.

Wir liefen in Berlin von einem Amt zum anderen. von einem Stadtviertel ins andere. Wir sahen die riesenhaften Trümmerhaufen, bis wir endlich in Zehlendorf den amerikanischen Verbindungsoffizier ausfindig machten. Die Zuzugsgenehmigung konnte auch er uns nicht geben. Sein Rat „wer wagt, gewinnt“ bedeutete wohl, es doch ohne Genehmigung zu versuchen.

Inzwischen war zum Verlassen der sowjetischen Besatzungszone eine Bewilligung der russischen Kommandantur nötig geworden. Diese lehnte ab. Aber das Wohlwollen einer unteren kommunalen Instanz und eine kirchliche Betreuungsstelle für Flüchtlinge und Umsiedler machten es möglich: Unsere drei Hohenelber sollen nun am 15. Mai zunächst in die englisch besetzte Zone gebracht werden.

So war der erste Schritt zur Umsiedelung getan. Jetzt galt es, unser Gepäck fertig zu machen. Der Kinderwagen und der Handwagen wurden vollgepackt und für jeden von uns ein großer Rucksack. Heidi hatte ihren kleinen mit einem Teil ihrer Spielsachen und ihrer Lieblingspuppe. Drei Kisten mit anderen Habseligkeiten gaben wir bei Riehls zur Verwahrung. Abschied von Wahrenbrück und seinen Menschen, ein Weg aus dem Geborgensein ins Ungewisse! Werden wir unser Ziel erreichen? Und wenn nicht, was dann? Woanders hin? Aber wohin?

Am 15.Mai 1946, frühmorgens, traten wir unsere Umsiedlungsreise an. Die Mutter der Lehrerin half uns bis zum Bahnhof, Frau Schubert begleitete uns bis Halle, um uns bei der Beförderung des Gepäcks behilflich zu sein. Dort - in Halle - verbrachten wir die Nacht recht gut bei einer Bekannten von Frau Schubert. Viele Hunderte von Umsiedlern mit ungeheuer viel Gepäck warten - wie mit der Betreuungsstelle vereinbart - am nächsten Mittag auf den Zug aus Berlin. Der ist vollkommen überfüllt. Unvorstellbar das Gedränge. Viele, auch wir, können nicht mehr zusteigen. Man sagt uns, wir sollten am nächsten Tag nachfahren, man werde mit dem Transport auf uns warten. Wir übernachteten im Umsiedlungslager. - Am 17.Mai geht es von Halle ab - nur mit größter Anstrengung konnten wir zusteigen - nach Heiligenstadt. Wieder in Schulgebäude die Nacht zugebracht, diesmal auf einer Bank. Von der Leiterin des Transports, Schwester Elisabeth Karrenberg, erhielten wir unsere Zuzugsgenehmigung: nach „Heiligenhaus bei Essen“. Damit war unsere Einreise wenigstens in die englische Zone gesichert.

Am nächsten Tag fuhren wir weiter nach Friedland. 8 km vor der Zonengrenze: Raus aus dem Zug! Und mit dem Gepäck langsam, Schritt für Schritt, auf die Grenze zu. Unbehelligt kamen wir durch die Kontrolle und atmeten tief auf, als wir an den letzten russischen Soldaten vorbei waren. Die Engländer ließen uns ohne Kontrolle passieren. Alles schien schöner zu sein hier auf dieser Seite der Grenze. Im Straßengraben sitzend, warteten wir auf die Autobusse, die uns ins Lager Friedland brachten.

Das Lager - groß, damals mit etwa 7000 Umsiedlern belegt, mehrfach von Stacheldraht umgeben und von zahlreichen Posten bewacht. Unterkünfte aus Wellblech, mit Brettern ausgelegt. Verpflegung dürftig, sanitäre Anlagen mangelhaft. Ständig Transporte nach irgendwelchen Richtungen.

Zweieinhalb Tage mußten wir hier in Ungewißheit aushalten, dann - am 20.Mai, einem Montag - schlug auch für uns die Stunde der Abreise. Der Zug in Richtung Hannover

- Essen fuhr los. Hinter Göttingen nahmen wir Abschied von Schwester Elisabeth und verließen in der Bahnstation K. den Zug. Nun galt es, auf irgendeine Weise in die amerikanische Zone zu gelangen, über die „grüne Grenze“, also ohne eine Zuzugsgenehmigung. Wir waren entschlossen, mit der Bahn so nahe wie möglich an die Zonengrenze heranzufahren und dann zu versuchen, auf Seitenwegen hinüber zu gelangen. Ich löste Fahrkarten nach Kassel als der nächsten größeren Station in der amerikanischen Zone. Da fuhr auch schon der Zug nach Kassel ein. Wir standen gerade vor einem leeren Gepäckwaggon dieses Zuges, als da ein Eisenbahner herausstieg. Trudl fragte ihn kurzerhand, ob er uns helfen könnte, die Grenze ohne Kontrolle zu passieren. Sie versprach ihm Zigaretten und Schnaps. Nach kurzem Überlegen willigte der Mann ein, und im Nu waren unsere Gepäckstücke im Wagen und wir dazu. Der Zug fuhr ab. Wir drängten uns mit unseren Sachen ganz hinten in eine Ecke des sonst leeren Wagens, in dem nur noch der Eisenbahner und ein Zivilist mit drin waren. Wir kamen nach der gefürchteten Grenzstation Eichenberg. Alles mußte aussteigen, hieß es, und zur Kontrolle gehen. Unser Wagen befand sich sehr weit hinten. Auf ein Zeichen des Eisenbahners sprangen wir, Trudl und ich, aus dem Wagen und verbargen uns hinter einem Schupfen. Heidi mußte allein im Waggon bleiben, wobei sie sich sehr tapfer und brav verhielt. Als die Leute von der Kontrolle zurückkehrten, schlüpften auch wir wieder in unseren Wagen. Der Eisenbahner erhielt das Versprochene. An der nächsten Station mußte er aussteigen, meinte aber, nun gäbe es für uns keine Gefahr mehr. Aber, oh Schreck! In Hannoversch-Münden noch einmal der Ruf: „Alles aussteigen zur Kontrolle!“ Trudl, Heidi und ich, wir drückten uns ganz in die Ecke beim Gepäck. Der junge Zivilist, der bei der Tür stand, wurde von zwei amerikanischen Soldaten hinausgezerrt und fortgeführt. Wir hatten nun richtig Angst, daß noch im letzten Augenblick unser Unternehmen mißglücken könnte.

Ein Bahnbeamter, ein Polizist und ein amerikanischer Soldat gingen von Wagen zu Wagen. Nun kommen sie auch zu dem unsrigen. Der Beamte schaut herein. „Nur Kinder!“ meint er zu seinen Begleitern. Nun blickt auch der Polizist herein und sagt: „Stimmt.“ Hatten die beiden uns wirklich nicht gesehen? Vielleicht nur Heidi und den Kinderwagen? Oder hatten sie unsere verängstigten Gesichter bemerkt, unsere kritische Lage begriffen und Mitleid empfunden? Jedenfalls gingen sie wieder und der Soldat mit ihnen. Bald setzte sich der Zug in Bewegung. Wir waren gerettet!!!!! Ein unbeschreibliches Gefühl der Erleichterung, der Entspannung überkam uns. Die Zukunft sah wieder froher aus. Es war schon abends, als wir in Kassel eintrafen. Einem Polizisten schilderten wir aufrichtig unsere Lage. Er riet uns, möglichst rasch von Kassel wegzufahren. Hier kontrollierten die Amerikaner und wir würden leicht Gefahr laufen, über die Grenze zurückgeschickt zu werden. Wir übernachteten im Hause des Roten Kreuzes. Am nächsten Tag, am 21. Mai, fuhren wir frühzeitig weiter bis Nürnberg. Da war es schon spät abends, und wir verbrachten den Rest der Nacht in dem ziemlich beschädigten Bahnhof. Am 22. Mai 1946 zur Mittagszeit traf unser Zug endlich in München am Hauptbahnhof ein. Jetzt galt es noch, nach Anzing zu gelangen.

Selbst das konnte damals zum Abenteuer werden. Wieder wurde es später Abend, bis die Neuankömmlinge bei Elly und Peter in deren kleiner Dachwohnung in Anzing, Kreis Ebersberg, waren. Rückblickend schreibt der Vater über seine Tochter:

Heidi, erst 4 Jahre alt und knapp nach der schweren Erkrankung, ertrug überaus tapfer, zäh und zielfroh, ohne auch nur ein einziges Mal zu klagen oder zu weinen, die wirklich übergroßen Anstrengungen, Mühsale und Entbehrungen, und auch manche Nervenanspannung dieser neuntägigen Reise.

Anzing, dieses saubere, echt oberbayrische Dorf, gefiel uns ausgezeichnet, und wir wünschten nur, in einem ähnlich reizenden Ort einmal unseren Unterschlupf zu finden. Unsere erste Sorge galt der Zuzugsgenehmigung und den (davon abhängigen) Lebensmittelkarten. Die nächsten Tage waren darum ausgefüllt mit Laufereien zum Bürgermeisteramt, zum Flüchtlingskommissar in der Kreisstadt, zur amerikanischen CIC zwecks Abwendung einer Anzeige wegen der besonderen Art unseres Grenzübertritts. Ein ganz großer Stein fiel uns vom Herzen, als wir die langersehnte Genehmigung, in Anzing bleiben zu dürfen, endlich hatten, vorläufig ohne Anspruch auf eine eigene Wohnung.

Die Berufsaussichten für den Gymnasiallehrer Dr. Karl Wilhelm Fischer waren nicht gut. Zwar zog das Schulamt in Ebersberg eine Anstellung an der Oberschule in Grafing in Betracht, aber da war noch das leidige Verfahren der Entnazifizierung des ehemaligen Parteigenossen Karl Fischer abzuwarten. Das aber konnte lange dauern. Dafür zuständig waren sogenannte Spruchkammern. Oberste Instanz in Bayern war das Ministerium für Sonderaufgaben. Dr. Fischers Beharrlichkeit und Entlastungszeugnisse mehrerer Landsleute wie Professor Korda, Otto Kellermann, Hugo Honemayer, bewirkten sogar eine Dringlichkeitsanweisung des Ministeriums an die Spruchkammer, ihre Entscheidung zu beschleunigen.

Während dieser ersten Wochen in Anzing gab es auch sonst noch allerhand zu tun: Tannenzapfen und Stangenholz aus dem nahen Wald holen, an den Heizvorrat für den nächsten Winter denken. Ich spaltete fleißig Holz. Am 26. Juni, es war ein Freitag, brannte die Sonne ganz besonders heiß, sodaß ich mit entblößtem Oberkörper arbeitete. Am nächsten Tag war ich ungewöhnlich matt, am Sonntag wurde ich vorübergehend bewußtlos und bekam hohes Fieber. Am Montag wurde ich in das Krankenhaus rechts der Isar nach München gefahren. Eine schwere Lungenentzündung und typische Anzeichen von Unterernährung und Vitaminmangel ließen mich nur knapp am Schlimmsten vorbeigehen.

Es blieb nicht bei diesem einen physischen Zusammenbruch. Nach 7 Wochen Krankenhausfenthalt war Dr.Fischer Mitte August zu seiner Familie nach Anzing zurückgekommen, als gesund entlassen, und er fühlte sich auch gesund, wie er eigens betont. Aber nach 3 Wochen lag er wieder im Krankenhaus mit ähnlichen Mangelsymptomen wie zuvor. Er, Karl Wilhelm Fischer, der - wie er schreibt - früher nie in einem Krankenhause gewesen war.

In dieser Zeit schrieb er an seinen ehemaligen Schüler Wolfgang Scholz:

Ich hatte damals 46 Kilogramm. Die Verpflegung war sehr gut, und die Krankenschwestern steckten mir die besten Bissen zu. Aber daß ich dermaßen zur völligen Untätigkeit verurteilt war, bedrückte mich sehr, ich litt schwer unter dem Gedanken, daß Trudl allein durch ihre Strickarbeiten und durch Sammeln und Verkaufen von Pilzen für den Lebensunterhalt der Familie aufkommen mußte und mir dennoch allerhand kräftigende Speisen und Milch brachte. Ihre und Heidis Besuche waren Lichtblicke. Sehr freuten mich auch die Besuche ehemaliger Hohenelber, meiner früheren Schüler Roland Haller, Franz und Arno Kröhn. Halbwegs gesund wurde ich am 10. Oktober nach Fischbachau ins dortige Ausweichkrankenhaus überführt. Das Wetter verschlechtert sich von Tag zu Tag. Verdrossen und müde schleichen die Kranken in den Gängen umher. Weht aber der Föhn über die Berge herein, dann wird es im Hause unruhig wie in einem Bienenstock. Allerheiligen: dichter Nebel. Allerseelen: es regnet in Strömen. 8. November: ich werde als gesund nach Hause entlassen.

Obwohl sich der Heimgekehrte diesmal tatsächlich noch nicht gesund fühlte, gab er Privatunterricht in Französisch, setzte er seine Bemühungen um die Entnazifizierung fort, auch durfte im Schulamt seine noch in der Schwebe befindliche Anstellung nicht in Vergessenheit geraten. Deshalb war kurz vor Weihnachten die Freude groß, als die Spruchkammer ihren Bescheid zustellen ließ: Einstufung nur als „Mitläufer“.

Damit hatte ich nun endlich die Berechtigung, meinen Beruf wieder auszuüben. Ein Monat betrug noch die Wartezeit, bis der Bescheid Rechtskraft erlangen würde. Am 2. Januar 1947 fuhren Trudl und ich nach Grafing, um ein Zimmer für mich ausfindig zu machen. Am 7. Januar traf ich mit meiner geringen Habe in Grafing ein. Dort nahm ich bereits an einer Lehrerkonferenz teil, auch befaßte ich mich mit den Vorarbeiten zur Schaffung einer Volkshochschule. In der Oberschule bedurfte man schon dringend meiner Mitarbeit. Endlich erhielt ich den Rechtskraftvermerk der Spruchkammer und - überglücklich darüber - trat ich am 3. Feber 1947 meinen Dienst an der Oberschule in Grafing an. Sie ist in einer ehemaligen Villa untergebracht. Der Raum ist sehr beengt. Es gibt weder Lehrbücher noch irgendwelches Anschauungsmaterial, noch genügend Schreibpapier. Mein Zimmer bei Postmeister Schmidt ist nicht heizbar, Zentralheizung im ganzen Haus, aber leider nicht in Betrieb, weil kein Koks zu haben ist. Wenn ich mich abends zu Bett lege, ziehe ich mich mehr an als aus. Während des Schreibens oder Lesens habe ich fast immer den Wintermantel an, nicht selten zum Schreiben auch die Handschuhe. Am 8. März mußte ich das Zimmer räumen. Der älteste Sohn der Schmidts wohnte fortan bei seinen Eltern.

Die Fahrten oder Wanderungen am Wochenende zur Familie in Anzing beanspruchen Zeit und sind mühsam. Eine Wohnung in Grafing muß gefunden werden. Der Wohnungskommissar hilft: ein zweites möbliertes Zimmer auf dem Kapellenberg 8 überbrückt die Zeit bis zur ersten kleinen, mit dem Nötigsten möblierten Wohnung auf dem Goldberg.

Es hatte lang nicht glücken wollen, Wohnungen sind knapp, denn wie überall gibt es auch hier sehr viele Flüchtlinge. Zunächst ziehe ich allein hier ein, Trudl will in Anzing noch die Ernte abwarten, dort Ähren lesen, für den Winter vorsorgen. Seit Ostern habe ich allein die Leitung der Volkshochschule übernommen, dazu 29 Wochenstunden Deutsch, Erdkunde und Naturkunde an der Oberschule. Seitdem ich auf dem Goldberg wohne, bin ich auch Gärtner. Gleich hinter unserem Hause habe ich ein paar Beete angelegt. Vordem war hier Wiese. Alles gedeiht recht gut, das Gemüse und der Tabak.

Der Schluß der Schulzeit war da. Von meiner 2. Klasse erhielt ich eine große Torte, die ich mitnahm nach Anzing zu Trudl und Heidi. Während der Ferien halte ich es wie bisher, nur daß ich das Wochenende in Anzing etwas ausdehne. Die mittleren Tage der Woche verbringe ich in Grafing, weil das die Volkshochschule erfordert. Ich veranlasse, daß das vordere Zimmer meiner Wohnung ausgemalt und ein Kontakt für den elektrischen Strom angebracht werde. Ohne Kochherd können wir den eigenen Haushalt nicht beginnen. Siebenhundert Anträge ungefähr sind im Kreis Ebersberg eingebracht, die Aussichten sind also recht gering. Neben der Gartenarbeit gibt es drei Ster Holz, die ich so nach und nach zerkleinere und aufschichte, eine Arbeit, die mir ausgesprochen Spaß macht.

An dieser Stelle vermerkt der Chronist mit Freude das Geschenk einer Besucherin: „meine ersten eigenen Bücher, eine 6-bändige Goetheausgabe.“ Die kleine Welt zwischen Grafing und Anzing scheint schon ganz in Ordnung und erfreulich zu sein. Da trifft ein neuer,

schwerer Schicksalsschlag die Familie. Heidi erkrankt an spinaler Kinderlähmung, Ärzte und Eltern bangen um ihr Leben. Vier Wochen vergehen, dann gehen die Auswirkungen zurück, das Kind erholt sich wieder. „Es ist ein Wunder! Uns ist es, als wäre das Kind uns neu geschenkt.“

Inzwischen war die Grafinger Wohnung etwas instand gesetzt. Bei der Übersiedelung war der größte Teil der Fracht Holz für den Winter. Elly und Peter halfen, und in wenigen Stunden war das neue Heim fertig, mit einem eigenen neuen Kochherd in der Wohnküche!

Glücklich in Bayern! Familie Fischer a. d. Kampenwand

Das neue Schuljahr beginnt. Ich unterrichte an der (nunmehr) Realschule Grafing nur mehr das Fach Deutsch. Der neue Volkshochschulkurs ist nur schwach besucht. Es fehlt die Möglichkeit, die Bevölkerung zu informieren, da die Amtszeitung nur in beschränkter Auflage erscheint. Die letzten Novembertage fällt viel Schnee. Heidi wünscht sich sehnlichst einen Schlitten. Die Kälte ist unangenehm, unser Schlafzimmer nicht beheizbar. Ich erinnere mich des letzten Winters, da ich nicht selten meinen Atem frühmorgens als dünne Eisplatte auf der Zudecke vorfand.

Weihnachten überrascht uns Kollegin Dietl mit einer Menge nützlicher Geschenke: Teller, Töpfe, Wäsche, Decken, ein fast neuer Anzug für mich. Am 24. in der Dämmerstunde kommt Heidi aufgeregt die Treppe herauf - es hatte weihnachtlich geklingelt - und sieht

in der Küche einen lichterstrahlenden Christbaum. Und da steht wahrhaftig ein Schlitten, und die zwei Puppen, die vor einiger Zeit plötzlich verschwunden waren, hatte das Christkind neu angezogen. Elly brachte uns als Geschenk einen Detektor mit. Das dritte Weihnachten seit unserer Ausweisung, das dritte Sylvester - und jedesmal wo anders. Das erste in Wahrenbrück, das zweite in Anzing und nun das dritte hier in Grafing. Wird uns das Schicksal endlich Ruhe gönnen? Wie wird sich uns das Jahr 1948 erweisen? Bringt es die Schicksalswende für uns Ausgewiesene, wie man verschiedentlich munkelt?

Die Heimatvertriebenen hatten sich damals offensichtlich mit ihrem Los noch nicht abgefunden. Die Hoffnung auf eine Heimkehr oder eine grundsätzliche politische Wende konnte das neue Jahr freilich nicht erfüllen bzw. bringen. Für die Familie Fischer bringt der Januar „innerhalb einer Woche zwei Tote". Dr. Fischers Mutter stirbt in der russischen Zone, und in Grafing verliert Fischer seinen engsten Freund, Dr. Horn.

Horn war es, der mit Einsatz seiner ganzen Person und aller möglichen Mittel (er war der vorläufige Leiter der Grafinger Schule) durchfocht, daß ich die Stellung an der Oberschule erhielt. Und als es dann so weit war und ich in Grafing wohnte, schufen wir hier die Volkshochschule und wechselten uns in ihrer Leitung ab. Mit ihm verband mich eine immer tiefer gründende Freundschaft.

Dr. Fischers Mutter hatte, ebenso wie Trudl Fischers Mutter, Frau Viererbl, in einem Ordenshaus Wohnung und Betreuung gefunden. Am 24. Februar starb dort auch Mama Viererbl.

Nun ist unser Familienkreis in kurzer Zeit klein und eng geworden, und das Schicksal hat hier recht eigentümlich gewaltet. Als meine Mutter aus der Heimat ausgewiesen wurde, entschloß sich Mama Viererbl, mit ihr zu gehen, obwohl sie noch nicht auf der Liste stand. Immer waren die beiden Mütter auf der Fluchtreise beisammen. Als ich sie dann in das Altersheim in Sondershausen brachte, waren sie froh. War es jetzt nicht so, als könnte nach dem Tod der einen die andere nicht länger auf der Erde bleiben? Eigentlich wollten Trudl und ich zu Beginn der Ferien die Urnen mit der Asche der Mütter aus der Ostzone holen. Ausgewiesene und Flüchtlinge wurden dort meistens verbrannt, weil man für sie auf dem Friedhof keinen Platz hatte oder keinen hergeben wollte. Nun, Anfang Mai 1948, da sich die Grenze zwischen Ost und West immer mehr vertiefte und die politische Spannung immer bedrohlicher wurde.... *Wir erinnern uns: die Einführung der D-Mark stand unmittelbar bevor, die sogenannte Währungsreform, von Dr. Fischer sonderbarerweise mit keinem Wort erwähnt.* ...und da man befürchten mußte, eines Tages vielleicht überhaupt nicht mehr über die Grenze zu kommen, entschloß sich Trudl, jetzt sofort zu fahren. Am 9.Mai reiste sie ab. Müde und bis zur letzten Kraft erschöpft kehrte sie am 14. Mai abends heim. Auf dem Grafinger Friedhof haben wir unsere Mütter in geweihter Erde begraben. Der Pfarrer Dr. Fuchs und vier Ministranten und wir, Trudl, Heidi und ich waren anwesend, sonst niemand, weil es sich um die Beisetzung von zwei verbrannten Toten handelte.

15. November 1948. Heute erhielt ich nach 6 Jahren von meinem Bruder Fritz das erste Lebenszeichen. Im letzten Kriegsjahr noch zum Militär eingezogen, war er bei Kriegsende verschollen. Jetzt ist er in Kempten bei seiner Familie.

Nach dieser frohen Nachricht verlassen wir den Weg der kleinen Familie, die nun „in einem ähnlich reizenden Ort, wie es Anzing ist“, nämlich in Grafing im Kreis Ebersberg, ihren Unterschlupf auf Dauer gefunden hat.

Abschied von der Heimat

In Hast gepackt die letzte Habe,
Zwei Koffer nur für Mutter und fürs Kind.
Stolz trägt der Knirps am Rücken seinen Rucksack.
Jetzt rasch verladen mit den alten Eltern,
Die es nicht fassen können, daß man sie vertreibt.
Nur tapfer sein!
Erzwungenes Lächeln,
Verraten von den nachtdurchweinten Augen.
Du Mutti!
Ich freu´ mich auf die Eisenbahn.
Und sicher werden wir bald Vati finden.
Ja Hansi ja.
Und plötzlich fängt das Kind zu weinen an.

Karl von Schreitter-Schwarzenfeld

Hier noch ein Gedicht von Karl Schreitter-Schwarzenfeld. Es ähnelt dem Wechselspruch zweier Chöre auf dem antiken Theater. Was die eine Stimme spricht, wird von der anderen aufgenommen und weitergeführt. Auf zwei Rollen verteilt, so sollte man diesen Text hören.

Der Abtransport

Es knattern und rattern
die kleinen Wagen
von Frauen gezogen.

Die kleinen Wagen,
sie führen das Letzte
der ärmlichen Habe.

Die Männer, sie fehlen;
tot oder gefangen?
Wer kann es sagen?

Tot oder gefangen,
sie sind nicht zur Stelle,
o schmerzliches Bangen!

Den Wagen folgen
Kinder und Greise.
Roh treiben die Wachen

Kinder und Greise.
Sie führen doch Kranke,
zu schwach für die Reise.

Nun werden verladen
in schmutzigen Wagen
für's Vieh sonst bestimmt,

in schmutzigen Wagen
Kinder und Greise.
Gar viele verzagen.

Doch eh sie verladen
die letzte Habe
durchsuchen die Wachen

die letzte Habe
und rauben das Beste
trotz Bitten und Klage.

Den Zug umstellen
die feindlichen Wachen.
Es wehren den Freunden

die feindlichen Wachen
selbst Abschiedsgrüße.
Die Schläge, sie krachen.

Es tönt das Signal,
die Räder, sie rollen.
Es geht in die Fremde.

Die Räder, sie rollen
Ade, liebe Heimat.
Der Teufel hat's wollen.

Uwe Hans Schreuer

Die Vertreibung aus dem Paradies

Eine autobiografische Skizze aus meiner Kindheit

Uwe Hans Schreuer wurde am 16. Dezember 1936 in Hohenelbe geboren. Die Familie wohnte in einem Eigenheim auf dem Mozartberg. Vater Schreuer, studierter Jurist, Invalide seit dem Ersten Weltkrieg, arbeitete während des Krieges 1939-45 im Landratsamt Hohenelbe. Nach der Vertreibung kam Uwe nach Heidelberg. Hier erwarb er das Abitur und absolvierte das Studium in Volkswirtschaft. Danach war er in örtlichen Industrieunternehmen tätig.

1994 engagierte sich U. H. S. bei der Kulturarbeit im Heimatkreis Hohenelbe/Riesengebirge e. V. Darüberhinaus strebte er in die Kommunalpolitik an seinem letzten Wohnsitz Meersburg am Bodensee. Doch noch bevor es dazu kam, 1996, wenige Tage vor seinem 60. Geburtstag, starb Uwe H. Schreuer.

Ein Kind macht sich keine Vorstellung vom Paradies, schon gar nicht, wenn es, wie es mir vergönnt war, quasi mittendrin lebt. Ein Kind genießt die Freundlichkeit seiner Umgebung.

Während der Kriegsjahre blieb es in unserer Gegend, im Riesengebirge, sehr ruhig. Natürlich hörten meine Eltern Radio, auch ausländische Sender, aber mir bedeutete das noch nichts, ich war dafür doch noch etwas zu klein. Viel wichtiger war mir das Spielen mit Kameraden aus der Nachbarschaft, einer Gruppe von etwa 12 Jungs und Mädels im Alter zwischen vier und zehn Jahren. Am Stadtrand unserer Kleinstadt war mein Paradies: drei Häuser weiter begannen die Wiesen und Felder des Fuchsberges, ein paar hundert Meter weiter war ein kleiner Wald, Ein- oder Zweifamilienhäuser, alle von großen Gärten umgeben, kein Autoverkehr, wenn nicht gerade da und dort ein Lastwagen bei jemandem Brennmaterial oder Erdäpfel ablud. Kam der Leierkastenmann zu uns, so war das ein kleines Fest für uns. Er bekam dann von den Eltern seinen Obulus und meist auch etwas zu essen und ausrangierte Kleidung, und wir Kinder tanzten derweil einen Reigen um ihn herum.

Aufmerksam verfolgt und von uns begleitet wurde auch der Rastelbinder, ein Beruf, den heute kaum noch einer kennt, geschweige denn ausübt. Die einstmals für viele Zwecke verwendeten dickwandigen Tongefäße - Töpfe, Schüsseln, Krüge - waren vor Bruch nicht gefeit. Ein Sprung in einem solchen Gefäß bedeutete, daß dieses jeden Moment in Scherben springen konnte. Und so stellte man es beiseite, bis der Rastelbinder kam,

der mit feinem Draht ein fest sitzendes Maschengeflecht darumflocht. Ein solchermaßen reparierter Topf hielt noch viele Jahre. Im Sommer saß der Rastelbinder im Garten, sodaß wir Kinder genau zuschauen konnten, wie er den Draht von seiner Rolle zog, um den Topf oder die Schüssel schlang und damit begann, Maschen zu knüpfen - ähnlich dem heute maschinell hergestellten sogenannten Hasendraht - bis das Gefäß fest darin eingesponnen war. Kam der Rastelbinder im Winter, so kriegte er seinen Arbeitsplatz in der warmen Küche, und natürlich erhielt er außer seinem Lohn auch Essen und Trinken und irgend etwas für seine Familie. Denn Rastelbinder waren arme Leute, sehr arme.

Uns lockten draußen die Winterfreuden: Rodeln und Skifahren und - wenn das Eis auf dem nahe gelegenen Bräuhausteich dick genug war - Schlittschuhlaufen. Schnee gabs genug für Schneeballschlachten und um Schneeburgen zu bauen.Wenn im Frühjahr die Schneeschmelze einsetzte, waren Kanäle für das abfließende Wasser zu errichten und Stauseen. Schnee ist ein ideales Baumaterial. Die Vergänglichkeit störte uns nicht.

Zur warmen Jahreszeit tobten wir im Garten oder in der näheren Umgebung oder weiter draußen in den Wiesen herum. Nach der Mahd, und besonders solange die Heuhaufen noch standen, war das für uns ein herrliches Gelände zum Versteckenspielen oder zum Drachensteigenlassen. Die Getreidefelder mit ihren zum Trocknen aufgestellten Garben hatten auch ihre Reize, aber auch einen großen Nachteil - wir liefen im Sommer doch immer barfuß herum - die Getreidestoppeln können ganz schön stechen!

Bei schlechtem Wetter zogen wir auf den Dachboden. Dort gabs ja viel Platz, weil er doch aus Luftschutzgründen hatte freigeräumt werden müssen. Für uns ein ideales Schlechtwetter-Spielfeld.

Mittlerweile war ich in die Schule gekommen. Der Unterricht war gegen Mittag zu Ende, und Nachmittage, Wochenenden und Ferien boten so viel Zeit zur freien Verfügung. Nur offizielle schulische Veranstaltungen störten mich: langweilige Ansprachen zu Schulbeginn und am Ende des Schuljahres oder zu Führers Geburtstag und dann die Pflicht, mit ausgestrecktem rechten Arm dazustehen. Gemeinerweise mußte ich als kleiner Erst- oder Zweitkläßler vorn in der ersten Reihe stehen, konnte also meinen müden Arm nicht auf einem Vordermann abstützen, wie es andere hinter mir taten.

Mit meinem dritten Schuljahr brach gleichzeitig das sechste Kriegsjahr an. Bisher hatte der Krieg auf mein Leben so gut wie keinen Einfluß gehabt. Ich hatte immer genug und gut zu essen, hatte alles, was ich brauchte. Meine Eltern waren zu Hause (Mein Vater war vom 1. Weltkrieg her Invalide), ich hatte liebe Spielkameraden, brauchte niemanden zu fürchten, konnte ungehindert zur Schule gehen - was wollte ich mehr? Das sollte jetzt anders werden. Im Sommer 1944 war ich noch wegen einer Mandeloperation in Prag gewesen, kurz nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli. Meine Großtante und mein Urgroßvater, bei denen ich dort zusammen mit meiner Mutter immer wohnte, waren lieb

und nett wie immer, aber offenbar lag etwas in der Luft, das für eine eigenartige Spannung sorgte. Was dahinter steckte, ging mir erst viel später auf.

Es fing nach ein paar Wochen im neuen Schuljahr an mit Einschränkungen beim Unterricht. Von der Ostfront zurückflutende deutsche Truppen hatten sich im Gebäude unserer Volksschule und teilweise im benachbarten Gymnasium einquartiert und nur noch einige wenige Räume für den Unterricht frei gelassen. Meine Klasse hatte jetzt nur noch zweimal pro Woche Unterricht. So echt freuen konnten wir uns darüber nicht. Die Stimmung war gedrückt. Im Bräuhausgarten gegenüber der Schule begannen Soldaten Splittergräben auszuheben. Im Gebirge sollte eine Flakstation aufgestellt werden, um anfliegende Bomber vom Himmel zu holen

Über die vielen Ausgebombten aus dem übrigen Deutschland hatten wir Kinder uns nicht allzu viele Gedanken gemacht. Das wurde mit einem Schlag anders, als im Februar 1945, an einem klaren Wintervormittag, kurz nacheinander zwei schwere Detonationen ertönten. Ein kleines, einmotoriges russisches Flugzeug hatte zwei kleinere Bomben abgeworfen, aber sein Ziel, die deutschen Soldaten, verfehlt. Beide Bomben landeten nicht weit von einander im freien Feld. Damit hatte unser Paradies seine Unschuld verloren. Es sollte aber noch viel schlimmer kommen.

Ebenfalls im Februar: Ein Bomberangriff auf Prag hatte jenes Wohnviertel zerstört, in dem mein geliebter Urgroßvater und seine Tochter, meine Großtante, lebten. Eine Bombe riß genau den Teil des Hauses in die Tiefe, in dem sich die beiden gerade aufhielten. Opapa hatte es bei seinem Mittagschläfchen erwischt. Man fand ihn, angezogen auf seinem Bett liegend, unter den Trümmern. Bewohner auf der anderen Seite des Hauses kamen mit dem Schrecken davon. Meine Mutter, die als Waise bei ihren Großeltern und jener Tante aufgewachsen war, verlor damit gleichsam zum zweiten Male ihre Eltern. In ihrem tiefen Schmerz richtete sie sich damals plötzlich auf, trocknete flüchtig ihre Tränen und sagte, wie geistesabwesend, mit monotoner Stimme: „Wer weiß, wofür es gut war, was ihnen dadurch erspart geblieben ist.“ Sie sollte recht behalten, denn was sich Wochen später in Prag zutrug und im übrigen Land - wir wissen es.

Mir, dem damals gerade Achtjährigen, blieben natürlich viele Informationen, die Erwachsene untereinander austauschten, verborgen. Allenfalls schnappte ich hie und da ein Stichwort auf, konnte aber nicht viel damit anfangen. Die Großen mußten schließlich sehr aufpassen, vor wem sie was sagten. Ein unbedachter Kindermund hätte zu der Zeit viel Unglück heraufbeschwören können. Die Kontakte zu den Spielkameraden beschränkten sich auf den gemeinsamen Schulweg und gelegentliche Besuche zu Hause. Unter uns spachen wir dabei nicht über den Krieg, aber es hatte sich doch eine eigenartige Unruhe von den Erwachsenen her auf uns übertragen.

Ende April, der Schnee war in den Tallagen weggetaut, erstes Grün begann zu sprießen,

das Wetter war freundlich. Da kam ein schicksalsschwerer Tag. Ich weiß noch, wie mir meine Eltern mit sehr ernster Stimme eröffneten, „der Führer“ sei tot und jetzt werde auch dieser fürchterliche Krieg bald zu Ende sein. Mehr wegen des geradezu düsteren Verhaltens von Vater und Mutter, als wegen der Nachricht selber, fühlte ich eine gewisse Betroffenheit. Der ohnehin selten gewordene Schulunterricht wurde immer öfter verschoben oder fiel ganz aus. Und so kam der 8. Mai 1945. Die Eltern erklärten mir, der Krieg sei nun zu Ende, Deutschland habe verloren und kapituliert, die Zukunft sei ungewiß, das Sagen hätten nun die Engländer, Amerikaner und Russen und wer sonst noch. Auf jeden Fall bräuchte ich niemanden mehr mit „Heil Hitler“ grüßen - nein, ich dürfte das nicht mehr sagen, sondern besser „Grüß Gott“ oder „Guten Tag“. Prompt rutschte mir auf der Straße, gegenüber einer Frau aus der Nachbarschaft, ein forsches „Heil Hitler“ heraus, was mir sofort ein energisches „Pssst! Das darfst du nicht sagen“ eintrug. Fortan hütete ich mich wohl.

Meine Mutter stammte aus einer ethnisch gemischten Familie und war zweisprachig aufgewachsen. Sie beherrschte beide Sprachen, Deutsch und Tschechisch, in Wort und Schrift gleichermaßen perfekt. Meines Vaters Vater war als höherer Regierungsbeamter noch in der Zeit der k.u.k. Monarchie mehrere Jahre im tschechischen Teil Böhmens eingesetzt gewesen, sodaß mein Vater die Hälfte seiner Gymnasialzeit auf einer tschechischen Schule verbrachte. Daher beherrschte auch er beide Sprachen perfekt. Das gewann für die nächsten Monate größere Bedeutung für uns. Mein Vater wurde von den neuen tschechischen Machthabern wegen seiner Sprachkenntnis und weil er ihnen als Beamter durchaus bekannt war, dazu ausersehen, die Behörde, in der er während der Kriegsjahre gearbeitet hatte, das Landratsamt, an die neuen Herren zu übergeben. Dieser Umstand sicherte uns für die nächsten zwei Monate eine gewisse Immunität gegen die häufigen Willkürakte einer noch nicht fundierten Verwaltung. So konnten wir auch noch in unserem Haus wohnen bleiben, während alle anderen Deutschen aus unserem Viertel, soweit sie nicht sofort aus dem Land gejagt wurden, ihre schönen Häuser räumen und in enge Quartiere in der Altstadt umziehen mußten.

Ganz andere Konsequenzen hatten die Sprachkenntnisse meiner Mutter. Es war der 8.Mai,die zweite Monatswoche war gerade angebrochen und meine Mutter hatte noch fast alle Lebensmittelmarken für diesen Monat. Jetzt waren neue Machthaber da. Würden die alten deutschen Marken noch gelten? Wenn nein - wie, wovon sollte Mutter die Familie versorgen? In panischer Angst sauste sie ins Haus nebenan, in dem es eine Bäckerei mit Lebensmittel- und Milchverkauf gab. Wir hatten dort immer eingekauft und zu den Inhabern ein nachbarschaftlich freundschaftliches Verhältnis gepflegt. Aber die Leute waren nicht mehr da. Sie waren eine halbe Stunde vorher erste Opfer des tschechischen Vertreibungswahns geworden. Man hatte ihnen ganze zwanzig Minuten Zeit gelassen, die nötigsten Habseligkeiten zu packen, und hat sie dann mit einem eilends zusammengestellten Zug gleicher Opfer zu Fuß übers Gebirge nach Schlesien, ins Hoheitsgebiet der Sowjetarmee, abgeschoben. Meine Mutter stand da wie vom Donner gerührt, in dem

leeren Haus, als ihr ein unscheinbares Männchen entgegentrat und nach ihrem Begehr fragte, auf tschechisch. Sie sagte es ihm, auf tschechisch, erntete aber nur Unverständnis. Er sei Bäcker, erklärte ihr der Mann, nichts als ein Bäcker, und er sei hierher gekommen, um eine Bäckerei zu übernehmen. Von Lebensmitteln und Milch und Marken und all dem Krimskrams wisse er nichts, habe er keine Ahnung. „Aber ich!“ entgegnete ihm da meine Mutter, einer plötzlichen Eingebung folgend. Es stimmte sogar, denn während des Krieges hatte sie den Geschäftsinhabern - nicht ohne Eigennutz - bei den komplizierten Abrechnungen mit dem Ernährungsamt geholfen.

Der Neue fiel meiner Mutter fast um den Hals. „Wenn du dich hier auskennst, dann bleibst du hier und arbeitest für mich. Ich mache Bäckerei und du Laden und Abrechnung!“. Das war keine Bitte. Das war Befehl. In dieser Situation ließ sich Mutter das nicht zweimal sagen. Dieses Arbeitsverhältnis blieb dann auch bis zum Feber des nächsten Jahres bestehen und bewahrte uns und einige andere Familien vor der schlimmsten Not. Denn Deutsche bekamen von den tschechischen Ämtern die gleichen Marken wie vordem die noch frei lebenden Juden zur Zeit der deutschen Herrschaft. Satt hätte man von solchen Zuteilungen nimmer werden können.

Mittlerweile hatten wir unser Haus räumen und in die Hohenelber Altstadt übersiedeln müssen. All unsere Habe - das gesamte Inventar aus einem kleinen Einfamilienhaus - wurde auf einem von Pferden gezogenen Tischwagen ans andere Ende der Stadt gekarrt. Unterwegs sprangen einige jüngere Tschechen auf und versuchten, sich einiger Dinge zu bemächtigen. Raub auf offener Straße! Dagegen hätten wir unter den damaligen Umständen nichts unternehmen können. Doch wieder kamen meinen Eltern ihre Sprachkenntnisse zugute. Die jungen Räuber waren - in ihrer eigenen Sprache angeredet - so verunsichert, daß sie ihr Vorhaben aufgaben.

Mit der freundlichen, freien Umgebung für uns Kinder wars nun aus. In dem neuen Umfeld fanden sich gleichwohl wieder ein paar neue Spielkameraden zusammen, und wir eroberten uns unsere neue Umgebung. Es war die Elbe, die uns anzog. Im Sommer ist sie hier ein kümmerliches Rinnsal, während sie im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, zu einem reißenden Fluß wird. Dann bringt sie auch dieses eigenartige „Rumpeln“ der Elbkugeln hervor. Elbkugeln, das sind rundgeschliffene Granitbrocken, die der Fluß im Laufe vieler Jahre zu Tal befördert hat. Unter dem Druck des Wassers bewegen sich diese Kolosse. Die kleinen rollen ein Stück weiter. In der Masse führt das zu diesem Rumpeln, das aus dem tosenden Wasser heraus tönt.

Aber jetzt war Anfang August im Sommer des Jahres 1945. Im Flußbett war nur wenig Wasser. An manchen Stellen bildeten sich Brücken, dann wieder Schluchten mit Stromschnellen. Ich ahnte an jenem Tag nicht, daß ich mit meinen Erkundungen im Elbefluß zu einer Schicksalsentscheidung meiner Familie beitragen würde. Für mich wurde die Sache zunächst eher unangenehm. Beim Durchqueren einer jener Stromschnellen nämlich muß

ich wohl auf eine Glasscherbe getreten sein. Das tat weh, und es stellte sich heraus, daß der Ballen meiner linken großen Zehe nur noch an einem Hautfetzen hing. Guter Rat war teuer. Zuhause war niemand, der mir hätte helfen können. Zum Arzt? Ich allein, so wie ich war, nur in der Turnhose? Nein, selbst ist der Mann. Irgendeinen Lappen fand ich in meiner Tasche. Den wickelte ich kurzerhand fest um den Fuß, nachdem ich den nahezu abgeschnittenen Ballen wieder an seinen Platz gedrückt hatte, und so lief ich dann den ganzen Nachmittag herum, bis endlich meine Mutter von der Arbeit heimkam. O Schreck, auch das noch! Denn just an diesem Tag hatten wir einen schriftlichen Ausweisungsbefehl bekommen.

Am nächsten Tag war mein Fuß angeschwollen und schmerzte. Unser Hausarzt, zu jenem Zeitpunkt noch in Amt und Würden und anerkannt, stellte eine schriftliche Bestätigung aus, daß ich nicht transportfähig sei. Damit erreichten meine Eltern zunächst eine Verschiebung des Gestellungstermins. In dieser Zeit setzten sie alle Hebel in Bewegung, um eine Aufhebung des Ausweisungsbefehls zu erreichen. Denn meine Eltern waren überzeugt, daß die aktuellen Vertreibungen nur Ausfluß der Rachegelüste einer wildgewordenen, unkontrollierten, fanatisierten Partisanen-Soldatestka seien und daß damit sofort Schluß wäre, wenn eine funktionierende Verwaltung das Kommando übernähme. Einen Aufschub bis September oder Oktober konnten sie erwirken, eine Aufhebung der Ausweisung nicht. Doch dann kam uns der Winter zu Hilfe. Und die UNO. Denn sie beobachtete die Aussiedlung und verbot sie über die Wintermonate. Schließlich war ein halber Kontinent durch die Folgen des gerade zu Ende gegangenen Krieges durcheinander geraten und vielerorts funktionierte vieles noch nicht wieder normal.

Mein Fuß war erstaunlich schnell wieder heil, so daß ich den Rest des Sommers 1945 doch noch genießen konnte. Als Deutscher durfte ich keine Schule besuchen, es sei denn, meine Eltern hätten mich zur „Tschechisierung“ freigegeben. Also organisierten sie Privatunterricht bei einem alten Bekannten, einem Gymnasiallehrer. Heimlich natürlich. Die Privatstunden durften nicht übertrieben werden. Die häufigen Besuche eines kleinen Jungen bei einem zwangsweise untätigen Lehrer - er durfte als Deutsch-Böhme seinen Beruf nun nicht mehr ausüben - wären sonst möglicherweise aufgefallen. So blieb mir viel Zeit zum Spielen und Herumstrolchen, nunmehr im nördlichen Teil meiner Heimatstadt.

Die amtliche Nachricht, die Ausweisung - eine „Vertreibung“ gab es offiziell nicht - sei über den Winter ausgesetzt, aber keinesfalls aufgehoben, erhielten wir im Oktober. Das führte bei meiner Großtante zu einer Kurzschlußreaktion. Der Herbst war ungewöhnlich trocken, der Wasserstand der Elbe, selbst am Wehr, wo ein Versorgungsgraben zu verschiedenen Industriebetrieben abgeleitet wurde, war sehr niedrig. Aus purer Verzweiflung über die nun endgültige Order, sie müsse ihre Heimat verlassen, hatte sich Tante Gaby von daheim fortgeschlichen und sich, in der Absicht zu sterben, oberhalb des Wehrs, wo gewöhnlich das Wasser sehr tief war, in den Fluß gestürzt. Statt aber im tiefen Wasser zu ertrinken, zog es die 75-jährige unter den Wehrwalzen durch, und sie landete im seichten

Flußbett unterhalb der Schleusen. Voller Scham, durchnäßt, aber wohlbehalten, kam sie wieder heim. Tante Gaby durfte schließlich doch daheim im Altersheim bleiben, als wir im nächsten Jahr aus Hohenelbe weg mußten.

Mit der Gewissheit, die Entscheidung nun nicht mehr revidiert zu bekommen, begannen frühzeitig die großen Vorbereitungen. Jedes für die Mitnahme infrage kommende Stück wurde genau gewogen, mit einem entsprechenden Zettel versehen und in eine Liste eingetragen. Diese Tätigkeit erstreckte sich über viele Wochen. Endlich war alles erfaßt. Jetzt begann das große Überlegen: Was brauchen wir unbedingt, was möchten wir gerne, worauf können wir verzichten, worauf müssen wir verzichten, was paßt noch in das Gewichtlimit von 50 Kilo je Person? Auch das währte wieder mehrere Wochen. In dieser Zeit arbeitete meine Mutter ja noch bei dem Bäcker auf dem Mozartberg, und so blieben ihr nur die Abendstunden, und das bei Kerzenlicht. Deutsche durften nach 9 Uhr abends kein elektrisches Licht brennen. Nun machte Mutter aber viele der Abrechnungsarbeiten für den Laden, und das abends, daheim. Als sie den Bäcker deswegen ansprach, bekam sie nur zu hören: „Denken Sie an Verdunkelung im Krieg. Also verhängen Sie Fenster, und können Sie brennen Licht solange Sie wollen!“ Dobře! Schwejk läßt grüßen.

Noch ein groteskes Erlebnis: Eines späten Abends, meine Mutter hatte sich gerade als Letzte zu Bett gelegt, nachdem sie zuvor das Oberlicht am Fenster gekippt hatte. Wie immer, wollte sie vor dem Einschlafen noch ein paar Minuten lesen, als sie auf der sonst ruhigen, menschenleeren Straße laut hallende Schritte, wie von genagelten Stiefeln, näherkommen hörte. Wir wohnten im Erdgeschoß, die Fenster gingen direkt zur Straße. Das Geräusch war verstummt, aber nun hörte meine Mutter die leisen Worte zweier Tschechen vorm Fenster: „Du, schau mal! Diese deutschen Schweine brennen noch Licht. Denen werden wirs aber mal zeigen.“ Sie hörte, wie eine Pistole durchgeladen wurde. „Panové!“rief sie mit lauter, fester Stimme. Bevor sie noch mehr sagen konnte, tönte es leise von draußen: „Hör auf! Das sind unsere eigenen Leute. Laß uns verschwinden, bevor es Ärger gibt!“ Damit kehrte wieder Ruhe ein.

Ja, es gab auch lustige Momente! Als mein Vater noch mit der Übergabe seiner Behörde befaßt war, wurde er - als einziger Deutscher - zusammen mit meiner Mutter zu einem abendlichen Empfang beim russischen Standortkommandanten eingeladen. Die damals in Hohenelbe einquartierte Einheit der Roten Armee war ein Eliteregiment. Der gastgebende Oberst hätte in jeder Party der sogenannten guten Gesellschaft eine vorteilhafte Figur abgegeben. Und doch war da eine kleine Schwäche: Mein Vater hatte seine Taschenuhr nicht mitgenommen, denn von Russen war bekannt, daß sie auf Uhren scharf waren, und Vater wußte nicht, was ihm begegnen würde. Damals durften Deutsche nach 21 Uhr nicht mehr auf der Straße sein. Der Abend war fortgeschritten, und so fragte mein Vater den Gastgeber nach der Uhrzeit. Dieser darauf: „Was, die Zeit willst du wissen? Da, such dir aus!“ und streifte erst den linken, dann den rechten Ärmel seiner Uniformjacke hoch. Dicht an dicht hatte der Mann beide Unterarme mit Armbanduhren bepflastert.

Nicht genug damit, begann er noch die Taschen seiner Uniform zu leeren und förderte dabei nochmals ein Dutzend Taschen- und Armbanduhren zutage. Wie meine Eltern es damals schafften, ernst zu bleiben, ist mir ein Rätsel. Jedenfalls kamen sie rechtzeitig und unbeanstandet nach Hause.

Dieselben Russen, auf der einen Seite wie übermütige Kinder, konnten andererseits unmenschlich brutal sein. In den letzten Kriegsjahren hatte meine Mutter eine russische Kriegsgefangene als Haushaltshilfe. Lydia war nett, gebildet, umgänglich, sprach gut deutsch, und so verbrachte sie auch manchen Abend im Kreis unserer Familie. Doch Lydia wurde immer nervöser, je näher das Kriegsgeschehen von Osten heranrückte. Immer schweigsamer wurde sie. Ein paar Tage vor Kriegsende, als Mutter sie auf die bevorstehende Befreiung ansprach und ob sie sich darauf freue, da bekannte sie, daß sie Angst habe, schreckliche Angst. Und das zu recht. Denn während alle anderen Kriegsgefangenen der Roten Armee auf freien Fuß kamen, wurde Lydia am Hohenelber Rathausplatz an die Wand gestellt und erschossen, angeblich als Verräterin. Das gleiche Schicksal erlitt ein Soldat dieses russischen Eliteregiments, weil er eine deutsche Frau lediglich belästigt hatte.

Wenden wir uns wieder den Packvorbereitungen zu! Nach mehreren Wochen des Wiegens und Hinundherüberlegens stand endlich die Packliste fest. Wieviel Zeit blieb uns noch? Wir wußten es nicht. Mit der warmen Jahreszeit wurden die Aussiedlungen wieder aufgenommen. Bald kam Routine in den Ablauf. Die sah so aus: Es wurden Transporte von jeweils 1200 Menschen mit ihrem Gepäck zusammengestellt. Dann kam der Zug - 40 Güterwaggons - und das Gepäck von jeweils 30 Personen wurde in einen Waggon geladen. Das dauerte einen Tag. Oft erst am fünften Tag wurden die dazu gehörenden Menschen - Alte, Junge, Männer, Frauen, noch in den Windeln liegende Säuglinge - in dieselben Waggons verfrachtet und ab ging der Zug. Für Tränen blieb da keine Zeit. Solche Transporte wurden jetzt von Hohenelbe und Umgebung jede Woche auf den Weg nach Deutschland, manche auch nach Österreich geschickt. Die Betroffenen wußten nicht, wohin man sie bringen würde. In dem vor kurzem noch fast völlig deutschen Hohenelbe sank der Anteil der deutschsprachigen Bevölkerung immer weiter. Auf der Straße hörte man fast nur noch Tschechisch.

Von irgendwoher sickerte das Gerücht ein, im Mai werde es den letzten Transport nach Westen, in die amerikanische Zone, geben. Alle weiteren sollten in die russische geleitet werden. Meine Eltern entfalteten emsige Anstrengungen, in diesen letzten Zug nach Westdeutschland zu kommen. Dieser Eifer trug ihnen bei der tschechischen Behörde prompt den Vorwurf ein: „Erst konntet ihr nicht genug jammern und wolltet da bleiben, und jetzt kann es euch nicht schnell genug gehen, wegzukommen!“ Doch schließlich schafften es meine Eltern doch. Der Termin für die Gestellung stand fest. Wir hatten uns mit Gepäck am 15. Mai im Lager einzufinden. Es waren ja noch 4 Wochen bis dahin. Das große Packen begann. Es galt, einen möglichst kompletten Haushalt zusammenzustellen, damit

aber nicht so weit zu gehen, daß Begehrlichkeiten geweckt wurden. Oft schon war es vorgekommen, daß allzu gute Sachen bei den Kontrollen unter fadenscheinigem Vorwand konfisziert wurden. Wer sich in solchem Falle beschwerte, lief Gefahr, auch noch seine restliche Habe zu verlieren. Deshalb kamen in die Geschirrkiste Eßteller vom einen, jedoch Schüsseln und Kannen vom anderen und Kaffeetassen, Kuchenteller vom dritten Service. Die besten Kleidungsstücke wurden zum Anziehen, zum Übereinanderanziehen, bereitgelegt. Was man am Leibe trug, wurde ja nicht gewogen. Aus dem reichlichen Vorrat an hochwertigen Kleider- und Wäschestoffen kam ein Teil als Polsterung auf den Boden der Geschirrkiste. Darauf folgte eine Schicht Bücher, dann wieder eine Schicht Stoffe und dann erst - jedes Stück wiederum in Stoff eingewickelt - das Geschirr. Obendrauf noch ein paar Lagen Stoff, kleinere, mindere Stücke. Dann wurde die Kiste zugenagelt (Als wir sie zwei Monate später auspackten, war nicht ein einziges der zerbrechlichen Stücke auch nur angeknackt). 150 kg für eine dreiköpfige Familie sind verdammt wenig, wenn es ein kleiner Haushalt sein soll!

Als die ganze Packerei endlich abgeschlossen war, kam einer der traurigsten Momente: Unseren Dackel Muck konnten wir nicht mitnehmen. Gute Freunde gab es nicht mehr, und ihn einem völlig ungewissen Schicksal zu überlassen, kam nicht in Frage. So brachte Vater ihn zu einem tschechischen Jäger, der ihn erschießen sollte. Das Weitere verschwamm hinter einem Vorhang von Tränen.

Nun war er da, der Tag X, der 15. Mai, gut ein Jahr nach der Kapitulation des Deutschen Reiches. Wie es in diesem Reich inzwischen aussah, wußte bei uns niemand genau. Es sollte aber nicht mehr lang dauern, bis wir es erfuhren. Unser Einzug ins Sammellager Hohenelbe geschah mit einem Tischwagen, der uns und unser Gepäck bis vor die Eingangsbaracke zog. Dort begann die Kontrolle. Mich hatten meine Eltern gleich ins Lagergelände hineingeschickt, um kein Risiko einzugehen. Ich hätte mich bei irgendwas verplappern können. Außerdem verbarg ich in meinen Hosentaschen ein paar wertvolle Familienkleinodien. Wehe, ich wäre durchsucht worden! Glücklicherweise übersah man mich.

Es war ein warmer Maientag, die Sonne schien. Ich trug doppelte Unterwäsche, hatte zwei Hemden, eine kurze Stoffhose an. Darüber die kurze Lederhose und obendrüber noch eine warme Stoffhose. Über die Winterjacke hatte man mir den Wintermantel angezogen. Ich hatte mich nicht im Spiegel betrachten können, aber es fällt mir heute noch schwer, mir das Bild vorzustellen, das ich damals abgegeben haben muß. Die so sorgfältig gepackte Geschirrkiste nahm den Kontrolleuren die Lust an weiterem Nachforschen. Den Rest ließen sie unbesehen passieren. Wenn wir das eher gewußt hätten!

Jetzt waren wir also im Lager. Die großen Packstücke kamen in eine Lagerhalle. Uns wies man in einen Raum mit mehreren doppelstöckigen Betten ein. Aus den vier Tagen Lagerleben habe ich nur wenige Einzelheiten im Gedächtnis behalten. In einer Remise

standen große Pferdewagen. Wir, ein paar Kinder, erkundeten schon am ersten Tag alles, wo kein Wachposten davor stand. So also auch diese Wagen. Beim Hinaufklettern auf eines dieser Ungetüme wischte ich mit meiner fast neuen, noch sauberen Lederhose über eine gefettete Radnabe. Ich heulte vor Ärger über mein Ungeschick gerade jetzt, wo meine Eltern alles andere brauchen konnten, als solch zusätzlichen Kummer. Noch ein besonderes Erlebnis waren die Toilettenanlagen. Die kleinen Geschäfte konnte man ja in einer stillen Ecke oder am Lagerzaun erledigen. Aber für die großen war es schon nötig, ein Klohäuschen aufzusuchen. Doch o Schreck! Plumpsklo! Das allein wäre noch zu verkraften gewesen. Aber gleich vier Sitze nebeneinander! Es gab mehrere solche Häuschen, und sie waren deutlich nach Geschlechtern getrennt, und doch war mir dies zutiefst zuwider. Beim Herumstreifen entdeckte ich dann eine einschlägige Anlage, in der zwischen den einzelnen Löchern brusthohe Trennwände aus Brettern angebracht waren. Fortan ging ich nur noch dorthin.

Am fünften Lagertag hieß es, das Gepäck sei verladen. Tag der Abfahrt. Vormittags gegen 11 Uhr. Waggon Nummero 30. Ringsum an den Wänden des Wagens war das Gepäck gestapelt. Jedes Packstück trug ein großes weißes Schild mit Namen und Herkunftadresse seines Eigentümers. Der Raum in der Mitte des Waggons war frei. Dem unseren waren u. a. drei Familien mit Kleinstkindern (und Kinderwagen!) zugeteilt. Da blieb für die 30 Menschen nur wenig Platz. Dann fuhr der Zug an. Keine Träne, kein bewegter Abschied, nur verbissenes, wütendes Schweigen. Keiner blickte einen anderen an, jeder starrte nur vor sich ins Leere, den Kopf geneigt, die Lippen zu einem schmalen Strich geschlossen. Fast glaube ich, daß ich der einzige war, der herumschaute und diesen Eindruck in sich aufnahm. Die übrigen standen, ja, sie standen wie Bildsäulen, während der Zug allmählich schneller wurde. Hie und da ein tiefer Seufzer. Sonst Schweigen.

Das Rütteln bei der Fahrt hatte die aufgetürmten Gepäckstücke in Bewegung gebracht. Schon fielen die ersten herunter. Einige Leute begannen nun, das Gepäck besser zu schichten und zu sichern, während andere an der halboffenen Waggontür darüber wachten, daß nichts und niemand hinausfiel. Ein paar stabile Ballen und Kisten wurden zu Sitzen und Tischen oder Liegen umfunktioniert. So bildete sich bald eine Solidargemeinschaft. Trotz aller Widrigkeiten während des fast dreitägigen Transports herrschte in unserem Waggon eine freundliche Stimmung. Wo es nötig war, half man sich gegenseitig. Sonst hielt sich jeder so gut wie möglich zurück. Ab und zu stoppte der Zug ohne erkennbaren Grund auf freier Strecke. Dann gings wieder eine Weile weiter bis zum nächsten Halt. Obwohl sich manch einer gern mal erleichtert hätte, traute sich niemend, auszusteigen. Je länger diese ungewisse Fahrt dauerte, desto verbissener wurden viele Gesichter, desto auffallender klemmten viele Leute die Beine zusammen. Manche Männer, die es gar nicht mehr aushielten, pinkelten einfach hinaus. Immer mehr wußten sich nicht anders zu helfen. Was taten bloß die armen Frauen?. Endlich, am späten Nachmittag, der erste offizielle Halt irgendwo auf offener Strecke. Eine Gulaschkanone stand da, Essen wurde ausgegeben. Eine Organisation der UNO hatte die Betreuung eingerichtet. Bevor die Leute

ihren Hunger stillten, schlugen sie sich erst in die Büsche. Nach längerem Aufenthalt rollte der Zug wieder.

Allmählich wurde es dunkel. Die Anspannung wich allgemeiner Müdigkeit. Unterhaltungen wollten nicht aufkommen. Jeder kroch, so gut er konnte, in eine Ecke, kuschelte sich mit Angehörigen zusammen und versuchte, zu schlafen. Ein richtig entspannender Schlaf konnte es nicht werden, zu ungewöhnlich war diese Situation. Als der Morgen graute, streckten die Menschen ihre Glieder und versuchten, durch den Türspalt einen Eindruck zu erhaschen, wo wir uns befanden. Ich meine, daß es irgendwo in der Gegend nördlich von Prag war, vom Ausgangsort etwa 150 km weg. Dazu hatte unser Zug fast einen Tag gebraucht.

Und schon wieder hielt er, und zwar in der Nähe eines ehemaligen Kriegsgefangenenlagers. Endlich eine Gelegenheit, sich zu erleichtern! Alles stürzte aus dem Zug und rannte zu einer Bretterwand. An beiden Enden des Verschlags war je ein Eingang. Ohne Hinweis, ohne Absprache, aber in einer seltsamen intuitiven Einmütigkeit hatten sich die Geschlechter auf die zwei Zaunöffnungen orientiert, die Weiblein nach rechts, alles Männliche links. Das Erstaunen war auf beiden Seiten groß, als man im Innern der langgestreckten Latrinenanlage wieder zusammentraf, ganz ohne Sichtschutz voreinander. Raus! brüllten die einen. Raus! fast gleichzeitig die anderen. Es half nichts, denn es war der einzige Ort dieser Art weit und breit. Und so fügte man sich in das Unvermeidliche. Und das war ein langer Donnerbalken über einem Graben. Wer sich da drauf setzte, mußte aufpassen, daß er nicht hinunterkippte. Aber schließlich hockten da doch Männlein und Weiblein kunterbunt durcheinander. Auch diese Hemmungen waren gewichen.

Nach Mittag, so gegen 2 Uhr, erreichte der Zug Pilsen. Dort, im Bereich des Güterbahnhofs, gabs wieder einen längeren Aufenthalt, diesmal mit Mittagessen, wieder von Angehörigen einer UN-Organisation ausgegeben. Ich erinnere mich an eine sehr kräftige Suppe mit großen Fettaugen darauf. Danach gings im Schneckentempo weiter. Die zweite Nacht verbrachten wir ähnlich der ersten, aber offenbar schon ganz nahe der Grenze zu Deutschland. Die passierten wir nämlich am nächsten Morgen bei Furth im Walde. Hier wurden wir an die Amerikaner übergeben. Bis hierher hatten tschechische Soldaten den Transport begleitet. Während sie ein letztes Mal den Bahnsteig entlang gingen, sangen sie hämisch zu unseren Waggons herüber „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus...“. Da trat einer aus unserem Transport, ein kräftig gebauter Mann mittleren Alters, heraus auf den Bahnsteig und gab - ebenfalls singend - die Antwort: „Wann i kumm, wann i kumm, wann i wieder, wieder kumm...“. Die so übermütigen Tschechen verstummten daraufhin und trollten sich. Unserem schlagfertigen Helden dankte ein ordentlicher Applaus.

Die Amerikaner in ihrem Hygienewahn hatten im Bahnhof eine Entlausungsstation eingerichtet. Was da mit uns allen - 1200 Männern, Frauen und Kindern angestellt wurde, konnten wir nur als Demütigung empfinden. Bis auf die Unterhose ausgezogen wurden wir

von Kopf bis Fuß mit DDT eingesprüht. Mit diesem Dreckszeug, das noch tagelang aus allem, was wir anfaßten, stank! Aber wenigstens ein ordentliches Frühstück gab es danach. Und die Reise ging weiter gen Westen. Am Nachmittag fuhren wir in den Heidelberger Güterbahnhof ein. Zehn Waggons, 300 Personen, fuhren weiter nach Karlsruhe.

Bevor wir wieder ein einigermaßen normales Leben beginnen konnten, sollte noch geraume Zeit vergehen. Zunächst kamen wir in eine Art Auffanglager, eine Schule. Es galt immerhin, 900 Menschen unterzubringen. Heidelberg hatte zwar den Bombenkrieg gut überstanden, aber es war Garnisonstadt, jetzt Garnisonstadt der US Army, und es war schon vollgestopft mit Bombengeschädigten aus den zerstörten Nachbarstädten. Vollgestopft auch mit Flüchtlingen und Vertriebenen, die schon gleich nach Kriegsende hierher gekommen oder gebracht worden waren.

Die Bevölkerungszahl lag damals viel höher als heute, 50 Jahre danach. Die Behörden versuchten, möglichst viele der Neuankömmlinge in die umliegenden Landgemeinden abzuschieben. Meine Eltern hatten schnell herausgefunden, daß es im Umkreis von 30 km keinen Ort mit einer weiterführenden Schule gab, wenn man von Mannheim absieht. Aber diese Stadt war so arg zerstört, daß sie für uns ausschied. Man wollte uns zwar erlauben, in der Stadt zu bleiben, die Wohnungsbeschaffung aber war eine andere, eine schwierige Frage.

Nach drei Wochen mußten wir dieses Lager räumen. Wir und noch eine kleine Gruppe von Leuten, die unbedingt in Heidelberg bleiben wollten, kamen deshalb in ein weiteres „Lager“ in einem anderen Stadtteil. Man brauchte Zeit, um eine Unterkunft zu finden. Zwei winzige Stuben im Dachgeschoß eines Bauernhauses mußten wir - weil unserem gehbehinderten Vater nicht zumutbar - ablehnen. Das trug uns die Schelte ein, unmäßige Wünsche zu haben, und das von Leuten, welche sich selbst an den uns von der UNO zugedachten Lebensmitteln bereicherten und uns nur den billigsten, schlecht zubereiteten „Drahtverhau“ vorsetzten. Darüber hinaus gab es ständig Reibungen infolge ungleicher Mentalitäten und Lebensgewohnheiten. Uns beschimpfte man als „Rucksackdeutsche“. Die Ausgebombten, die aus den Luftschutzbunkern der Nachbarstadt gekommen waren - auch nur mit einem Rucksack - das waren keine Rucksackdeutschen!? Bemerkungen wie „Ihr - von da unten, vom Balkan“ oder „Warum seid ihr überhaupt hierher gekommen? Wenn die euch nicht mehr haben wollten, hätten sie euch erschießen sollen“. Worte wie „Gesindel, Pack, das 100 Jahre in der Kultur zurück ist“ die gehen einem Zehnjährigen tief unter die Haut, zumal wenn er so aus seinem Umfeld entwurzelt ist, wie ich es war.

Drei weitere Wochen Lager also, dann wurde uns endlich die erste ordentliche „Wohnung“ zugewiesen: zwei möblierte Zimmer mit Küchenbenützung in einem Einfamilienhaus bei einer wirklich sehr netten Familie. Zum ersten Mal nach zwei Monaten konnten wir daran gehen, unsere Sachen richtig auszupacken, die Kleidung wieder aufzuhängen und zu lüften. Dabei kam auch die Geschirrkiste dran. Meine Mutter hatte gerade das letzte

Stück ausgewickelt und in ein Regal gestellt - wir wohnten erst den zweiten Tag an dieser Adresse - da klingelte es. Vier oder fünf Männer, amerikanische Offiziere und Deutsche standen vor der Tür. Sie inspizierten das Haus und weil es über eine Zentralheizung und auch sonst über eine moderne Ausstattung verfügte, beschlagnahmten sie es für Wohnzwecke der Besatzungsmacht. Drei Tage Räumungsfrist gestand man uns und den Eigentümern zu. Beide Familien mußten sich eilends nach anderen Unterkünften umsehen. Kein leichtes Unterfangen.

Wir hatten Glück im Unglück. Gleich im Hause nebenan! Dieses Haus hatten die Amis verschont, weil es bei weitem nicht so gut ausgestattet war. Weder das Zimmer, noch die Dachkammer, die uns das Wohnungsamt hier zuwies, war heizbar. Eine Küchenbenützung wurde uns nicht zugestanden. Noch hatten wir Sommer. Noch konnte man das aushalten. Als der Winter kam, wurde es dann allerdings unerträglich. Einzige Koch- und Heizmöglichkeit war eine Elektroplatte, die - als es kälter wurde - eben den ganzen Tag eingeschaltet blieb. Wasser aus dem Badezimmer, Geschirrspülen im Badezimmer, dazu sehr unfreundliche Hausleute. Ein auf Dauer unhaltbarer Zustand. Um dem für ein paar Stunden zu entfliehen war mein Vater an einem Sonntag mit mir nach Mannheim aufgebrochen. An der nahe dem Mannheimer Stadtzentrum gelegenen Endstation der Privatbahn, welche die beiden Städte verbindet, erwartete uns ein Anblick, der uns gleichermaßen faszinierte und schockierte: Soweit wir schauen konnten, Ruinen, Ruinen. Nichts als Ruinen! Ein ganzer Straßenzug bestand aus rußgeschwärzten Fassaden mit leeren Fensteröffnungen. Hinter den toten Fassaden glänzte an diesem Sommertag von einem wolkenlosen Himmel die Sonne. Alles war hier zerstört, in Trümmer gefallen. Eine kleine Lorenbahn zog sich durch die Straße zu einem größeren Platz, wo der Schutt zu einem hohen Berg aufgetürmt war.

Bei vielen der leeren Haushüllen waren die Fenster- und Türöffnungen im Erdgeschoß zugemauert, wohl weil man verhindern wollte, daß jemand eindringt und von herabstürzenden Trümmern erschlagen wird. In einer solchen Nische saß eine alte Frau, abgemagert bis auf die Knochen, die Gesichtshaut wie Leder, gelb. Reglos saß sie da, wie tot. Nichts rührte sich an ihr, keine Atembewegung war auszumachen. Aber aufrecht saß sie, in die Nische gelehnt, als suchte sie Halt und gleichzeitig Schutz vor der gleißenden Sonne. Gespenstisch, dieser Anblick. Ich brauchte lange, um mich davon zu lösen.

Wir zogen weiter, Vater und ich, auf den großen Platz, wo die Trümmer aufgeschüttet waren. Dort stand eine kleine Diesellokomotive mit ein paar angehängten Loren. Gespenstisch auch dieser Ort. Weit und breit niemand zu sehen an diesem Sonntag. Im Schatten der Lok verschnauften wir. Der Durst war groß, aber zu Trinken hatten wir nichts. Da kramte mein Vater ein Stück Hartgebäck aus der Tasche, ein Überbleibsel aus den Tagen des Bahntransports, und wir begannen kräftig daran zu nagen. Vertieft in diese Tätigkeit schlenderte ich ein paar Schritte an den Gleisen der Minibahn entlang, als plötzlich eine Horde Halbwüchsiger, eigentlich noch Kinder wie ich, mich bedrohlich umringte und den

Klumpen Eßbares, den ich in Händen hielt, von mir verlangten. Sie hatten (auch) Hunger, vielleicht noch mehr als ich. Ohne Umschweife reichte ich ihnen das Brot - eine andere Chance hatte ich nicht - und die Bande verschwand so schnell wie sie gekommen war. Ich war verärgert über den Überfall. Ich hätte auch freiwillig geteilt, wußte ja inzwischen, was Hunger ist. Meinem Vater, der die Szene aus der Entfernung beobachtet hatte, aber wegen seiner Gehbehinderung nicht so schnell eingreifen konnte, ihm war der Vorfall unheimlich und er zog es vor, mit mir die Rückreise nach Heidelberg anzutreten.

Wegen seiner Invalidität und wegen der damals noch darniederliegenden Wirtschaft fand mein Vater keine Arbeit. Für den überall blühenden Schwarzhandel taugten beide Elternteile nichts, dafür waren sie sich zu gut. Sie waren zu korrekt und zu ungeschickt. Das mitgebrachte Geld - 500 Reichsmark pro Kopf - wurde immer weniger. Viel war es ohnehin nicht wert. In jener Zeit zählte eine ganz andere Währung: die Stange Ami-Zigaretten. Meine Eltern rauchten, beide, waren aber nicht gewillt, irgendetwas von unserer Habe gegen blauen Dunst einzutauschen. Es gab andere Möglichkeiten. Wir wohnten in der Nähe einer großen Kaserne, die jetzt von den Amerikanern als Hauptquartier benutzt wurde. Alle Amis verfügten über unvorstellbare Kontingente von Zigaretten, ein sprudelnder Quell für den Schwarzmarkt. Doch auch für jene, die sich das nicht leisten konnten, fiel etwas ab. Offiziell war es den Soldaten verboten, einem Deutschen etwas zu schenken. Der mitleidige GI zündete sich also vor den sehnsüchtigen Blicken des deutschen Möchtegernrauchers eine pralle Zigarette an, inhalierte den ersten Zug und ließ den Glimmstengel auf den Boden fallen. Der Deutsche brauchte sich nur zu bücken. Meistens tat ers auch. Wenn der eine nicht, dann ganz sicher ein anderer. Gut dran waren die Leute, die zum „Kippenstechen“ ihre Kinder einsetzten. Hin und wieder tat ich das für meine Eltern. Nebenbei trug mir das einen Job als Zeitungsverkäufer ein. Die Amis hatten für ihre Soldaten eine eigene Zeitung, die in sogenannten „Scriptmarks“ zu bezahlen war. Da die deutsche „Reichsmark“ (für uns Deutsche) nicht konvertierbar war, hatten sich die Amerikaner ihr eigenes deutsches Geld, eben die Scriptmark, gedruckt, annähernd quadratische, blau-weiße Scheinchen. Dieses Geld war - unter bestimmten Voraussetzungen - konvertierbar und daher mehr wert als die gewöhnliche Reichsmark. Die Zeitung kostete eine halbe Scriptmark. Trinkgelder für den Austräger flossen reichlich, sodaß ich mir in den wenigen Wochen bis zum Ende der Sommerferien ein kleines Vermögen verdiente. In besagtem Besatzergeld, das viel mehr wert war als der gleiche Betrag in unserer deutschen Währung.

Für meinen Vater waren tägliche Bittgänge zu den Behörden Pflichtübung. Endlich, im Dezember 1946, fand sich ein neues Quartier für uns. Nur zwei Räume zwar, aber wenigstens ordentliche Zimmer, heizbar, und mit Küchenbenützung, und bei einigermaßen netten Leuten. Hier blieben wir endlich. Etwas mehr als vier Jahre blieben wir dort. Von hier aus besuchte ich erst meine 4. Klasse Volkschule, und von hier aus begann ich ein Jahr später meine „Karriere“ am Gymnasium. Die eigentliche Zeit des Kriegsendes war damit vorbei. Was mir blieb, ist ein Langzeitproblem. Indem man mich aus meiner Heimat

vertrieb, hat man mich meiner Sprache, meiner sprachlichen Identität, beraubt. Ich rede nicht vom Dialekt; den beherrschte ich nie. Nein, den Sprachfluß, diese besondere Melodie, die Akzentuierung und die Benutzung gewisser Wörter, die vermisse ich seitdem. Mein Puls schlägt sofort schneller - heute noch nach so vielen Jahrzehnten - wenn ich heimatliche Laute höre. Mein vorlorenes Paradies können sie mir aber nicht zurückbringen.

Sprache und Heimat

„Aus der Sprache weht ein Hauch der Heimat, der jenseits aller Worte ist. Nicht in den Worten aber liegt das Stärkste dieses Zaubers: es liegt in den Wendungen, in der unübertragbaren Art, wie die Worte nebeneinander gestellt werden, wie sie aufeinander hindeuten, einander verstärken und verwischen, miteinander spielen, ja sich verstellen und eines des anderen Maske vornimmt. Dies ist ein Gebiet, in welches die Gelehrten fast keinen Zutritt haben. Hier hört die Arbeit des Philologen auf und der Reiz derer, die zuzuhören verstehen, fängt an. Was sich davon zergliedern läßt, ist fast nichts; es handelt sich um ein unangreifbares Ding.“

Hugo von Hofmannstha

Ach was ist der Sinn des Ganzen?

Maisach, Winter 1946-47

Es schwelt das nasse Fichtenholz
Im alten Kachelofen.
Die Hände muß der Pfeifenkopf mir wärmen.
Zu schwach zum Lesen ach der Lampe Dämmerlicht.
So lieg ich eingehüllt am treuen Lehnstuhl,
Dem letzten Stücke meiner Habe
Und träume, sinne.
Denk an alle meine Lieben,
An ihr Hoffen, ihre Sorgen,
An die allgemeinen Nöte,
An den wirren Lauf der Zeiten,
An mein eignes wie im Flug
Vorbeigeeiltes Leben.
Ach was ist der Sinn des Ganzen?

Karl von Schreitter-Schwarzenfeld

Der erste Tag im Flüchtlingslager

Nun endlich Ende dieser bösen Fahrt ins Blaue!
Wir sind im ersten Lager angelangt.
Gleich untersucht und registriert,
mit einem Stück Papier verseh´n,
verzeichnend Alter, Nam´ und Arbeitsfähigkeit.

Schon kommen Bauern angefahren
und werben Mägd´und Knechte.
Nach alten Leuten kein Bedarf.
Die bleiben auf den Pritschen liegen
im bunten Durcheinander, Weiber, Männer,
Kinder, Greise, alt und jung.

Wer da sein Lager hat im ersten Stock
muß schon geschickt sein, hoch zu kommen
und seinen Untermann nicht auf den Kopf zu treten.
Nun wird das Essen ausgegeben.
Meist einen Blechtopf in der Hand
Tritt alles in der Schlange an.

Die Müdigkeit von dem Transport
läßt alle bald die Augen schließen.
Doch stört das viele Husten und der Säuglinge Geschrei.
Nicht weit von mir hat sich ein Paar gefunden.

Karl von Schreitter-Schwarzenfeld

Kein Wort der Klage
Von Aloisia und Isolde Palme

„Wir sind am 21. Juni 1946 vom Bahnhof Hohenelbe abgefahren“, berichtet Isolde. „Beim ersten längeren Aufenthalt in Altpaka schrieb die Mutti diesen Brief an ihre Schwester Josefa Gottstein nach Oberhohenelbe. Die Pepi kam erst ein Jahr später aus der ČSSR heraus ins Allgäu.“.

Liebe Pepi! - schrieb Aloisia (Luise) Palme ihrer daheim gebliebenen Schwester – Ich will Dir gleich eine Reisebeschreibung geben. Wir stehen in Altpaka. Roland schläft. Draußen regnet es in Strömen. Neben mir muß ich eine Schüssel unterstellen, weil es herein regnet. Trotz alledem ist es uns bis jetzt sehr gut gegangen. In Hohenelbe fuhren wir gegen 5 Uhr weg. Die Männer hatten unser Gepäck sehr schön eingeschlichtet, sodaß wir gut darauf sitzen und eventuell auch liegen können, speziell die Kinder. In der Mitte ist ein Platz für die Kinderwägen. Es ist gar nicht so schlimm in dem Waggon. Zwei Fenster geben genügend Licht, die Waggontür ist bis zur Hälfte offen, sodaß wir reichlich frische Luft haben. Alle sind vergnügt, es ist wirklich, als ob wir eine Reise machten.

Von meinen Sachen habe ich noch alles. Es ist doch eine ziemliche Verantwortung, wenn man so vieles mit hat. Was die Kontrollen angeht, brauchst Du keinerlei Angst zu haben. Geschirr ist unbedingt in eine Kiste oder einen festen Korb zu geben, weil es sonst den Druck der vielen übereinander getürmten Sachen nicht aushält. Anders läßt es sich nicht tun. Auf den Säcken sitzt oder liegt immer einer oben drauf.

Es wird schon dunkel.

Die Nacht über sind wir gefahren und waren Freitag früh um 5 Uhr schon in Aussig, wo wir mit Kaffee verpflegt wurden. Brot hatten wir tags zuvor gefaßt.

(es folgt ein Zensurvermerk)

Damit endet der Brief. Isolde Palme fügt hinzu: „Von der Mutti kam nie ein Wort der Klage. Am 26. Juli 1946 – dem Fest der Mutter Anna – kamen wir nach Ruhla, dreißig Personen aus dem Riesengebirge.“

Die Familie Palme hatte in Hohenelbe das „Hotel Riesengebirge“, nahe dem viel größeren „Hotel Amerika“ in der Gebirgsstraße. Die dazu gehörende Fleischerei war zur Unterscheidung von gleichnamigen Metzgerläden als der „Riesengebirgs-Palme“ bekannt.

Die nächsten 2 Seiten zeigen die Familie der „Riesengebirgs-Palme“ auf einigen Fotografien.

Bilder aus der Geschichte einer Hohenelber Familie

Texte: Isolde Palme

Papa Emanuel Palme mit Hochzeitskutsche an der Hohenelber Kirche

Unser „Hotel Riesengebirge“ Hohenelbe, Gebirgsstraße

Mutti in Hohenelbe 1943 mit uns Kindern. Roland war noch unterwegs

Ernst und Emmerle fotografiert 1905/06

Luise (Aloisia) Palme mit Urenkel Florian

Acht Jahre hinter Kerkermauern
Beiträge von Oskar Kober

Zu Beginn des Jahres 1952 schrieb die „Riesengebirgsheimat:

Aus dem Gefängnis in Troppau sandte Oberlehrer **Oskar Kober** an seine Angehörigen nachstehendes Gedicht. Mögen alle seine Freunde an ihn denken und besonders auch jene, die damals infolge der schnellen Ausweisung im Juni 1945 der Gefangennahme entgingen, die sich heute der Freiheit erfreuen und wieder in hervorragenden Positionen des öffentlichen Lebens sind.

Siebente Weihnacht im Kerker

Weihnachtsglocken klingen,
Kinderstimmen singen
Selig Weihnachtslieder.
Sternenschein blinkt nieder
Hoch vom klaren Himmelszelt
Auf die tief verschneite Welt.

Hinter Kerkermauern
Muß ich einsam trauern.
Keiner Kerze Helle
Dringt in meine Zelle,
und ich bin zum siebtenmal
allein mit meiner Qual.

Bin der Ärmsten einer,
doch es wird wohl keiner
reichlicher beschenket,
da ihr meiner denket
und mir eure Liebe gebt,
die mich über alles hebt.

Oskar Kober (1922 in der Ringer-Riege)

Traumwanderung

Als ich für viele Jahre mit meinen Kameraden im Kerker saß, da eilten unsere Gedanken durch die Gitter voller Sehnsucht hinaus ins Weite. Mich zog es immer und immer wieder zum Wasser hin, zur Elbe, zu den Bächen der Heimat. Wohl starrte mein Auge gegen die nackte Kerkerwand, doch auf der Wand bewegten sich die Bäume im Wind, glitzerte der

Bach in der Sonne, ich hörte sein Murmeln und das Rauschen der Bäume an seinen Ufern. Wie der Süchtige nach dem Opium greift, so versenkte ich mich in die Erinnerung. Das Erwachen war rauh und grausam, doch es wurde verklärt von der Vorfreude auf die nächste Traumwanderung. So ging es endlos Tag für Tag, an die dreitausend Tage.

Diesen Traumbildern verdankt unter anderem das Gedicht „Weißbach“ sein Entstehen.

Weißbach

Ich weiß ein kleines Bächlein
In wunderschönem Hag,
Ich muß mich nach ihm sehnen,
Sein denken Tag für Tag.

Wie rieseln seine Fluten
So silberklar dahin!
Ich hör ihr heimlich Murmeln,
Wo ich auch immer bin.

Es tanzt in seinen Wellen
Das Licht im schönen Kleid,
Ich kann es nicht vergessen
In alle Ewigkeit.

Ich habe seinen Zauber
Schon einst als Kind gefühlt,
Wenn ich nach tollem Jagen
Den Fuß in ihm gekühlt.

Der Bach ist jung geblieben,
Doch ich bin bald ein Greis,
Mein Herz schlägt schon viel müder,
Mein Haar wird silberweiß.

Drum zieht es immer wieder
Zum Bächlein mich zurück,
Es ist für mich das Sinnbild
Der Jugend und vom Glück.

„Vielen, die das Gedicht lesen“ - schreibt Kober weiter - „wird dieses Bächlein im gleichen verklärten Licht erscheinen.“

D i e Weißbach sagte man bei uns. Das war mehr als der krumme, von Erlen und Weiden gesäumte Wasserlauf. Die Weißbach, das waren die Auen beiderseits des Baches, der schmale hölzerne Steg neben der von Pferdewagen und dem Weidevieh benutzten Furt, die Wiesen und der Wald mit seinen Beeren und Pilzen, den „Schwomma“. Das war die Weißbach.

Es war einmal!

I.

Oft unternahm ich im Geiste Spaziergänge in unserem Heimatstädtchen Hohenelbe. Dadurch wurde ich der rauhen Wirklichkeit entrückt. Ich stellte mir dann immer recht lebhaft vor, welche Bekannte ich dabei traf. Ich plauderte in der Einbildung mit ihnen und glaubte oft, sie greifbar vor mir zu haben und ihre Stimme zu vernehmen, bis mir der Schritt der

Gefängniswache, das Rasseln eines Schlüsselbundes, gelegentlich auch das Toben und Jammern eines Leidensgefährten in einer der Nebenzellen die furchtbare Gegenwart jäh zum Bewußtsein brachte. Bei solchen Spaziergängen ging ich gewöhnlich vom Elternhause in der Mozartstraße aus zur Stadt. Vor der Gartentür traf ich öfters den zu einem Scherzwort immer bereiten Nachbarn, Kaminfegermeister Franz Barthold. Durch den Anblick des stets freundlichen Mannes selbst in gute Laune versetzt, ging ich weiter. Die Bräuhausstraße überschreitend begegnete ich meiner Amtsschwester, der Lehrerin Valeska Friedrich. Während wir einige Bemerkungen tauschten, ging grüßend der Schuldiener Wenzel Hackel vorüber. Einige Schritte weiter, unternehmungslustig wie immer, die Flinte am Rücken, den Hund zur Seite, Johann Barthold in lebhafter Unterhaltung mit seinem Bruder Gustav. Er ruft mir ein paar Worte zu, die ich erst vorsichtig abwäge, denn oft bin ich das Opfer seiner durchtriebenen, jedoch harmlosen Späße geworden.

Weiter geht es. Der Inhaber der Kabelwerke, Max Renner, eben vom Betrieb zurückkehrend, begrüßt seine an der Gartentür wartende Gattin. Freundlich wie immer erwidern beide meinen Gruß. Einige Schritte weiter bemerke ich Dr. Fritz Sturm im Gespräch mit seinem Jungen und seinem Schwager, dem Oberlehrer Hak aus Mittellangenau. Auf meinen Gruß nicken sie mir freundlich zu. Da fällt mir ein, daß ich dem Dr. Ruß etwas auszurichten habe. So beschleunige ich meine Schritte. Beim Einbiegen in die Gendorfstraße grüße ich eine ehrwürdige ältere Dame, die mir freundlich dankt. Es ist Frau Lotte Lorenz, die soeben ihr Haus verlassen hat. Ich habe Glück. An der Straßenkreuzung, die der Wachmann Laurenz Kohl gerade betreut, sehe ich den Dr. Ruß in lebhaftem Gespräche mit dem Fabrikanten Franz Walther, dessen Gattin Eva und dem Dr. Rödl. Ich richte meine Bestellung aus und schlage die Richtung nach dem „Hotel Bremen“ ein. Da steht eine alte Bekannte, mit der ich jahrelang in einem Haus gewohnt hatte, die Frau Budjarek, mit ihrer Tochter Lina und ihrem Enkelkinde Eva Bradler vor ihrem Laden. Sie zu sehen, freut mich besonders, hat sie mir doch in der Zeit des allerärgsten Hungers eine Liebesgabe im Kerker zukommen lassen.

In der Ullrich-Schmiede sprühen die Funken. Ullrich Reimund steht mit seinem Bruder Ernst am Amboß. Der Schwager der beiden, Jaro Materna, kommt gerade von seiner Arbeitsstätte in Arnau zurück. Im „Hotel Bremen“ kehre ich ein wenig ein. In der Tür begegne ich meinem ehemaligen Turnlehrer, dem Prof. Schwanda. Er hatte vom Gasthaus aus mit Quido Ehinger am Telephon gesprochen. Behaglich trinke ich ein Glas Bier. Dann führt mich mein Weg weiter. Meine Tante Hedwig Kober, Trafikantin, die ich zufällig treffe, hat ein Stückchen ihres Weges mit mir gemeinsam. Bekannte über Bekannte tauchen auf; ich plaudere im Geiste noch mit vielen und vergesse ganz und gar das graue, trostlose Elend der schier endlosen Kerkerhaft.

Da ist mir, als legte sich ein Schleier vor meine Augen, er wird dichter und dichter, Häuser und Straßen lösen sich in ihm auf. Und die vielen, vielen Bekannten, die ich traf, bilden eine Reihe. Das hat etwas Herzbeklemmendes an sich. Meine eigene, geliebte Mutter

führt sie an, neben ihr die Mutter meiner Gattin, und dann geht es weiter und weiter, schier endlos. Sie alle in der Reihe winken und winken, sie lächeln und lächeln alle das gleiche unergründliche Lächeln. Mich beginnt zu frösteln; dieses Lächeln ist umweht vom Hauche der Ewigkeit, die über alles lächeln kann, was sich in der Zeit noch müht und mühen muß.

II.

Die Flurglocke! Es ist der Briefträger. Die sehnlichst erwartete „Riesengebirgsheimat“ liegt vor mir. Zum ersten Male seit meiner Freilassung nehme ich das beiliegende „Familien-Nachrichtenblatt“ zur Hand. Da stehen sie alle drin, die ich genannt habe, als Gestorbene. Und mit ihnen viele andere. Für mich versinkt wieder, was um mich ist. Vor meinem Auge steht plötzlich jener lange Zug, dem meine Mutter voranschritt. Heiße Tränen netzen das Stück Papier, auf dem so unbegreiflich viel Leid und Bitternis verzeichnet ist. - Als ich den Traum einmal weiterträumte, sah ich all die Erdemüden vor dem Allmächtigen stehen. Mir war, als sprächen sie zu ihm die folgenden Worte:

Ich bin gewandert und bin nicht müde geworden,
Ich habe gelebt und gelitten,
Ich habe gekämpft und bin nicht mutlos geworden,
Ich habe gestrebt und gestritten.
Mehr kann ich, Herr, nicht sagen,
Mehr hab ich nicht getan,
Ich mühte mich zu tragen,
Was mir ward aufgetan.
Dem nun der Erde Müden
Verleih´ die Ewigkeit
Und seiner Seele Frieden
In Deiner Herrlichkeit!

Alte Bäume auf dem Friedhof

Als ich vor kurzer Zeit meine Heimat wiedersah, besuchte ich auch die Gräber unserer Lieben auf den Friedhöfen zu Hohenelbe und Pommerndorf. Das Herz tat mir weh: Wie seid ihr doch einsam und verlassen hier!. Die Kronen der Bäume wogten im Sonnenschein, an den breiten Stämmen hüpften Lichtreflexe herab und huschten über die Grabhügel. Da wich die Bangigkeit aus meinem Herzen und ich schrieb im Gedenken an unsere Toten dieses Gedicht.

Am Friedhof stehen alte Bäume,
Ihr Wurzelwerk greift tief hinab,
Umfängt, wie liebend, mit den Armen,
Was man der Erde übergab.

Die Kronen ragen hoch ins Blaue
Und baden sich im Sonnenschein,
Als fingen sie von all dem Glanze
Für die dort unten etwas ein.

Und wenn im Laub der alten Bäume
Der Wind ganz leise raunt und rauscht,
Dann ist´s, als ob er mit den Toten
Geheimnisvolle Zwiesprach tauscht.

Friedhof Hohenelbe, Foto 90er Jahre. Der Kopf der Engelfigur ist längst wieder an seinem Platz

"Die Erinnerung tappt durch unsere Vergangenheit wie ein Betrunkener mit Taschenlampe durch einen stockfinsteren Stollen. Der Lichtstrahl trifft mal diese, mal jene Wandpartie. Aus diesen Eindrücken, gewonnen wie gesagt, im Rausch, formt man dann das eigene Weltbild. Die meisten finden auf dieser Stollenfahrt nur, was sie gesucht haben."

Peter Glotz (war zur Zeit seiner Flucht aus Eger 6 ½ Jahre alt)
In "Von Heimat zu Heimat. Erinnerungen eines Grenzgängers"

Bauernschlau. Mein letztes Jahr daheim

Von Edith Drescher-Schwürz

Als die Russen in die Stadt kamen, bin ich mit Haller Christl und Bartosch Lisl auf das Dach vom Bräustübel, unserer Wohnung, gestiegen. Drei Tage blieben wir dort oben. Dann ging Christl einmal hinaus, um Brot zu holen. Dabei wurde sie von einer tschechischen Streife angehalten. Sie bekam den Befehl: Morgen fünf Uhr mit Arbeitssachen am Bahnhof! Sie gehorchte, und seitdem habe ich sie nie mehr gesehen.

Wer arbeitet, könne bleiben - hieß es. So kam ich auf den Thomas-Hof am Schleusenberg. Frau Thomas war über eine weitere Hilfskraft sehr froh, denn es begann die Heuernte.

Die Sommermonate blieben wir ungeschoren. Als ich Anfang September um Kartoffeln auf den Acker ging, sah ich zwei Uniformierte mit einem dicken Mann in Zivilkleidung den Berg heraufkommen. Und kaum war ich vom Feld zurück, gehörte alles Eigentum der Thomas-Familie dem dicken Karel Dajč. Die Bäuerin mußte mit nur einer Bettstelle für sich und ihre zwei Kinder und mit der Kleidung, die sie gerade an hatte - und sonst gar nichts - bei ihrer Mieterin im unteren Haus einwohnen.

Kurz danach kam die Tochter des Herrn Dajč. Vom Kochen hatte die keine Ahnung. Es gab nur schwarzen Kaffee und trocken Brot. Das änderte sich, als paní Dajčová mit ihrem acht Monate alten Sprößling eintraf. Sie brachte auch noch einen Cousin mit. Die erste Tat: ein Schwein wurde geschlachtet. Von da an ging´s uns gut.

Als nach dem Schnitt die erste Fuhre gedroschen werden sollte, waren dazu auch Frau Erbert und Frau Mühl beordert, zwei Kriegerwitwen. Die Schmaldruschmaschine war mit Strohhäcksler und Gebläse ausgestattet. Die Strohhäcksel wurden in den Dachboden geblasen. Eingedenk der geltenden Regel: ohne Arbeit keine Lebensmittelmarken, handelte die Bäuerin. Sie schickte mich, als die Maschine lief, in die Hahnebalken, ich solle die Hand vor die Rohröffnung pressen. Das stach sehr unangenehm, aber nicht lange, denn bald war das ganze Gebläserohr fest verstopft. Erfolg: drei Tage mehr für die Frauen. Das haben wir später noch mehrmals so gemacht.

Den Dajč habe ich immer nur besoffen erlebt. Wenn wir nach dem Frühmelken in die Küche kamen, lag er dort auf der Chaiselongue. Er hatte also nicht ins Schlafzimmer gedurft und mußte den Rausch der Nacht da in der Küche ausschlafen. Einmal, als er mittags immer noch da lag und schnarchte, schüttete die Paní einen Eimer Wasser auf den Alten samt dem Federbett. Das brachte ihn aber schnell auf die Beine!

Im Oktober bekamen die neuen Bauern per Urkunde den Hof übereignet. Diese Feierstunde fand in Pommerndorf statt. Dazu mußte ich unseren Pan mit der Kutsche die

Hochstraße hinauffahren. Aus diesem Anlaß zog ich mir provokativ weiße Kniestrümpfe und das Landdienstdirndl an. Er, mein Chef, war noch stolz darauf, weil für ihn die Farben weiß - rot - blau die Nationalfarben waren. Alle Deutschen aber sahen und deuteten es anders.

Zur Kartoffelernte bestellte Bauer Dajč vier Tschechinnen zum Helfen, teilte ihnen ein Viertel des Feldes zu, uns vier Deutschen den Rest. Es war der lange Acker nach der Teufelsmühle zu. Dajč trieb nun die Pferde an und fuhr mit dem Pflug wie ein Wilder. Uns raunzte er an, wir sollten schneller machen. Ich rief ihm zu, seine biehmsche Hilfstruppe solle nicht so viel ratschen, sondern mehr klauben. Das machte ihn wild: Scher dich sofort vom Acker! Und verlaß dich drauf, du kommst ins Lager zur Abschiebung!

Ich stellte meinen Korb ab, nahm die Jacke und lief heim. Mutter war besorgt, holte sich Rat bei einem wohlwollenden tschechischen Bekannten vom Vybor. Der brachte mich auf eine kleine Bauernstelle am Stadtrand. Dort waren ganz unwissende junge Leute mit einem Baby eingezogen. Das Vieh war seit langer Zeit vernachlässigt. So war der Stall meine Hauptarbeit. Das Kühemelken war ich gewohnt, aber mit den Ziegen tat ich mir schwer.

Jeden Nachmittag mußte ich zum Bäcker an der Langenauerstraße laufen, um Hörnchen und Semmeln zu kaufen. Dabei hat mich einmal der Dajč gesehen. Beim Národní Vybor erreichte er meine Heimholung auf den Schleusenberg. Frau Thomas war schwer erkrankt, und außer ihr konnte niemand die Kühe melken. Von da ab bekam ich jede Woche ein Stück Butter und täglich einen Liter Milch für Mutti. Und als ich im Februar eine Fuhre Holz von Friedrichstal nach Hohenelbe kutschieren mußte, weil sich Pan Dajč wieder einmal vollgesoffen hatte, lieferte ich drei Säcke Buchenspäne für die Räucherkammer eines Fleischers ab. Der Mann gab mir dafür eine Riesenwurst. Die Hälfte gab ich Mutti, den Rest behielt ich für unsere Faschingsfeier.

Diese bereiteten wir ganz heimlich vor: Frau Thomas lieferte Schmetten - jeden Tag zweigte sie eine 3-Liter-Kanne Milch beim Melken ab - Frau Erbert brachte Kartoffeln, Frau Muhl saure Gurken. Das ergab einen feinen Kartoffelsalat. Abends waren da der Ullrich Franzl, Herr Ullrich, Herr Hollmann und der Finger Oskar mit dem Akkordeon und noch andere. Gerade hatten wir uns auf den Fußboden um die Salatschüssel gelagert, da bummerte jemand an der Haustür. Wer nicht zum Haus gehörte, verschwand rasch irgendwohin. Mich schickte man zum Aufmachen. Draußen stand Pan Dajč: Was ist hier los, war doch gerade noch Musik? Na, kommt doch alle her, ich will mitfeiern! Wo habt ihr Bier, wo habt ihr Schnaps? Hatten wir natürlich nicht. Also holten wir was in der Seidel Fanny-Wirtschaft, der Dajč und ich. Dann ging´s lustig weiter bis in der Früh.

Mitte April 1946 wurde Frau Thomas mit den Kindern zur Aussiedelung aufgerufen. Der Pan mußte sie mit dem Pferdegespann ins Lager bringen. Das Gepäck wurde aufgeladen.

Großes Erstaunen. Wieso hat sie so viel? - Was er nicht wissen konnte: Im Sommer, bevor die erste Heufuhre abgeladen wurde, hatte die Bäuerin Tontöpfe mit Schmalz, Zucker, Mehl, viel Wäsche, Bettzeug, Kleidung und Sachen ihres Mannes in die Scheune gebracht. Darüber wurde das Heu gestapelt. Den Winter über haben wir dann diese Schätze nach und nach ausgebuddelt.

Im Juni waren wir an der Reihe, Mutti und ich. Montag früh 6 Uhr im Lager! Davon wurde unsere Paní überrascht. Wütend riß sie ihre Schürze herunter und rannte los, ihren alten Saufsack in den Wirtschaften zu suchen. Sie fand ihn erst mittags. Da war aber der Vybor schon zu. Und so blieb es dabei: montags 6 Uhr.

Froh war ich, daß Hans Steppan und ich am Pfingstsonntag ohne Erlaubnis unserer tschechischen Gebieter noch einmal im Gebirge waren. Über Kalkkoppe, Füllebauden, durch den geliebten Lahrbusch, an Keilbauden vorbei bis hinter den „Rangierbahnhof“ - heute Chalupa na Rozcestí - ohne daß wir auch nur einem Menschen begegnet wären an diesem herrlichen Sonnentag! Von dort grüßten wir die Schneekoppe. Das war unser Abschied von daheim.

Wir sind doch Nachbarn

Autor nicht bekannt

Die Schollen hoben sich vor dem Pflug, stürzten und brachen auseinander. Der Boden war gut. Feucht und warm spürte ich ihn unter den nackten Füßen. Er war besser als daheim auf unseren steinigen Äckern. Aber ich pflügte ihn unfreiwillig. Wir waren das Strandgut des großen Krieges, das Pferd und ich. Man hatte uns eingefangen. Wir waren Knechte im Lager des Siegers, der Braune und ich.

Nebenan schimpften die Anrainer mit ihren Zugtieren. Es waren Tschechen. Ich konnte ihre Flüche nicht verstehen, bis auf einen. „Herrgott“ hieß es immer wieder. Man hatte das Wort vom Deutschen übernommen. Ein Schimpfwort war daraus geworden.

Eine Anhöhe trug die Felder meines Gebieters. Sie war das letzte Glied einer langen Hügelkette, die hinüberreichte bis in meine Heimat. Von ihrem Scheitel sah man weit hinein in die fruchtbare böhmische Ebene. Dazwischen schoben sich die Häuser der kleinen Stadt.Gelegentlich rollte mein Gefährt über das Kopfsteinpflaster am Marktplatz dieses von Tschechen bewohnten Städtchens. Dabei las ich die Aufschriften an den Geschäften. Viele deutsche Namen verbargen sich darunter. Es gab eine Bäckerei Richterá, eine Ge-

müsehandlung Erlebachová und manche andere. Das sind die Spuren deutscher Sippen, die in den böhmischen Schmelztiegel geraten waren. Ich machte mir Gedanken über meine Beobachtungen, denn da war noch manches andere, was mich seltsam berührte. Viele der Häuschen waren aus roh behauenen Stämmen erbaut, die Fugen ausgemörtelt. Die kleinen Fenster mit dem wuchtigen Giebel darüber heimelten mich an.

Einst hatte man die Deutschen ins Land geholt. Sie rodeten den Wald und nahmen die Erde unter den Pflug. Jetzt waren sie weniger als Knechte. Sie mußten weiße Armbinden tragen. Man erkannte sie von weitem. War niemand in der Nähe, hielt ich an und sprach meine Landsleute an. War der freudige Schreck überwunden, sprudelte es aus ihnen hervor. Endlich jemand, der die Muttersprache verstand, dem man sein Herz ausschütten konnte. Täglich aßen sie die bitteren Früchte des Völkerhasses. Manchmal war ihr letzter Halt der Traum von der Rache. Resignierte der Eine, war der andere voller Trotz. Fragte ich sie: „wie gehts?“ hörte ich oft: „Wie´s halt einem geht, der keine Heimat mehr hat.“ Und es zuckte in ihren Gesichtern.

Der tschechische Nationalstolz triumphierte. Die Väter impften ihn den Kindern ein. Die Kinder bewarfen uns mit Steinen. Einmal stand Mirenka dabei, als ich auf eine Leiter stieg. Mirenka gehörte ins Nachbarhaus. Sie war vier Jahre alt. „Wo willst du denn hin?“ fragte sie. „In den Himmel“ scherzte ich in ihrer Sprache. Dann meinte sie sehr ernsthaft: „Dort lassen sie dich nicht hinein, weil du ein Deutscher bist!“

Für uns war Gott nicht zuständig. Es gab genug Erwachsene, die so dachten. Nicht so die Bäuerin. Verlegen bat sie mich um zehn Kronen. Sie wolle in der Kirche opfern und für uns beten, damit wir nicht auch ausgesiedelt würden. Es wohnten gütige Menschen im Hause Nr. 453. Bei ihnen war ich kein Sklave. Nie fiel ein geringschätziges Wort. Über der Tür hing der Haussegen. Bald konnte ich ihn übersetzen. „Wo Liebe, da Friede, wo Friede, da Gott, wo Gott, keine Not!“

Als es in der Schule für uns hieß, die Sprache unserer Nachbarn zu lernen, regte sich kein Funken Interesse in mir. War der Lehrer schuld oder der Pangermanismus brauner Prägung oder waren wir nur zu bequem? Abschreiben war einfacher als lernen. Das Leben ist härter, aber auch wirksamer. Wort für Wort schloß ich die fremde Sprache auf. „Unsere goldene tschechische Sprache“ pflegte eine Nachbarin mit verzücktem Augenaufschlag zu sagen. Ich lächelte darüber. Später lernte ich, der anders klingenden Rede Gefühle aufzuladen, Wohlwollen, Ärger, Zärtlichkeit.

Nebenbei entdeckte ich zu meinem Erstaunen Ausdrücke, die man aus dem Deutschen übernommen hatte. So sagte man „Schublade“ und „Ofenbank“. Oder „Werkzeig“ und „Rucksack“. Andere Wörter waren verstümmelt; bei „fein“ hatte man eine slawische Endung angehängt, nämlich „owé“. Ein fesch aussehender Mann war ein „Feschak“. Und wir selber? „Kapse“ sagten wir daheim statt Tasche. „Platzka“ schimpften wir einen

mißratenen Kuchen. Sprachen leben, sie verwandeln sich ständig. Wenn man zwei Farben naß nebeneinander setzt, laufen sie ineinander. Ähnlich verhielt sich die Sprachgrenze. Wir bemerkten das kaum.

Ein ganzes Bauernjahr erlebte ich inmitten der Tschechen. Es war nicht verloren, trotz der unglücklichen Umstände. Der Lohn für meine Arbeit hieß Erkenntnis. Sie wog schwerer als klingende Münze. Es war ein seltenes Glück, einen guten Herrn in einer schlimmen Zeit zu finden. Er brachte mich selbst zum Bahnhof, als ich schied. Er spannte das Pferd ein, von dem man keinen Namen wußte. Die Frauen weinten. Sie tauchten ihre Hand in das geweihte Wasser und bekreuzigten mich. Ich gedenke ihrer in Liebe und Achtung.

Gardinenfabrik Fuhrberg

Nach Emil Goldberg

„Die letzten Tage in Hohenelbe“ aus dem Erlebnisbericht des Oberlehrers an der Hohenelber Fachschule für Weberei sind schon in dem Buch „Wie ein Wind vom Riesengebirge“ (Fink, 2003) geschildert worden. Sie endeten mit der Abfahrt des mit Menschen vollgepackten Güterzuges und dem Abschied von Hohenelbe.

Was das Ehepaar Goldberg in den folgenden Jahren mitmachte, ist hier in sechs Stationen dargestellt. Emil Goldberg erzählt:

I.
Zittauer Zone

Der Glaube, daß wir alle wieder zurückgehen werden, hielt den Strom der Vertriebenen, der doch täglich zunahm, knapp an der Grenze auf. Es war ein heilloses Hin- und Herwandern auf den Straßen der sächsischen Lausitz. So pilgerten auch wir 14 Tage herum und warteten auf etwas, von dem wir nicht wußten, was es sein würde. Der Hunger nahm bedenklich zu. Wir aus dem Sudetengau Vertriebenen galten hier nicht „zum Reich gehörend“ und erhielten nicht die Lebensmittelmarken wie andere Ostflüchtlinge.

Meine Frau und ich hatten in Hohenelbe gelebt, stammten beide aus Rumburg. Das aber lag unweit der Grenze auf tschechoslowakischem Gebiet. Die tschechischen Grenzer ließen uns gegen das Versprechen, daß wir sicher wiederkämen, passieren. Auf Feldwegen, damit wir nicht Gendarmen oder Polizisten in die Hände laufen, gelangten wir zu meinem Bruder in Rumburg. Walter, sein Sohn, verhalf uns Stunden später zur Rückkehr.

Er kannte in Philippsdorf Leute, die ein Haus dicht an der Grenze hatten. Dorthin führte er uns, und durch die Hintertür schlüpften wir unbehelligt hinüber.

Tags darauf bewarb ich mich um einen Arbeitsplatz und hatte Glück. Im ersten Textilbetrieb zwar kam ich nicht zu einem Arbeitsplatz, aber zu einer Flanelldecke, und der Direktor empfahl mich einem zweiten Unternehmen. Die nahmen mich aus Mitleid auf. Mit einem Webmeister zusammen hatte ich Webstühle wieder gangbar zu machen und abzuweben, die vor Kriegsende von fremden Arbeitssklavinnen verdorben worden waren. Ich war also ein Gehilfe. Aber ich bekam täglich ein Mittagessen, und für uns beide erhielten wir die Lebensmittelkarten. Das war der erste Fortschritt.

II.
Auf dem Jakobsberg 1945

In der Magdeburger Gegend wurden landwirtschaftliche Arbeiter gesucht. Dafür waren wir nicht geeignet, doch es galt, das Leben zu erhalten und den Winter zu überstehen.

Drei Tage in Eisenbahnwaggons und auf Bahnhöfen, zwei Tage Behördengänge, dann hatten wir die Gewissheit: Auf dem Rittergut Neindorf nehmen sie uns als Arbeiter. Wir, das waren meine Frau Marie und ich, Wilhelm mit seiner Frau und Edi und Agathe und noch andere, die alle dasselbe Ziel hatten. Unweit des Gutes im Ortsteil Jakobsberg bezogen wir im Gasthaus Ulbrich Quartier. Schlafen mußten wir auf Bänken und Stühlen.

Dann kam der erste Arbeitstag. Beginn 7 Uhr früh russischer Zeit, das war für uns 5 Uhr! Zehn Minuten Gehzeit zum Gut. Staubige Arbeit an der Dreschmaschine. Von den 60 bis 80 Schaffenden war jeder fünfte ein Landsmann von uns.

AUSWEIS

Der Inhaber dieses Ausweises
Goldberg, Marie
aus Oschersleben
geb. 28. 8. 92 in Pumburg
arbeitet bei
Rittergut Neindorf
als Landarbeiterin
Unterschrift und Stempel bestätigt wird.
Oschersleben, den 10. 9.
Der Bürgermeister

Удостоверение

Пред'явитель сего
Гольдберг Мария 28.8.92
работает у
имения Нейндорф
Ошерслебен
в качестве сельхозработницы
что подписью и печатью удостоверяется.
Ошерслебен 194
Военный комендант

Inzwischen hatten wir für uns sechs Leutchen eine kleine Wohnung im Nachbarhaus bekommen. Zu essen hatten wir genug, solange die Werksküche tätig war. Aber die Tage wurden kürzer, die Besoldung - 87 Pfennig pro Stunde - entsprechend geringer, das Leben inhaltsärmer. Wir mußten durchhalten! Die Drescharbeiten waren vorüber. Jetzt kamen die Zuckerrüben an die Reihe. Und es gab die ersten Fröste.

Anfang Dezember erkrankte ich. Zehn Tage war ich arbeitsunfähig. Auf der Suche nach anderer Arbeit wurde ich in der Berufsschule in Oschersleben fündig. Daraufhin kündigte ich sofort auf dem Gute. Als ich meine Papiere dort abholte, war die Gefolgschaft gerade mit dem Mistladen beschäftigt. Der Winter stand vor der Tür. Neidisch sahen mir meine früheren Kollegen nach. Der Opernsänger Görlich wünschte mir Glück zum Neubeginn.

III.
Oschersleben 1946

Im Schulgebäude waren russische Soldaten untergebracht. Deshalb begann der Unterricht der etwa 200 Berufsschüler in der Zigarrenfabrik und in drei weiteren Ausweichquartieren. Die ganze Lehrerbibliothek war verbrannt. Ich besaß also keinerlei Unterlagen. Die Schüler hatten kein Schreibmaterial. Gezeichnet und geschrieben wurde auf lose Blätter, Reklame und Propagandazettel aus der Kriegszeit. Mit 2 bis 4 Stück Kreide hatte der Lehrer eine Woche auszukommen. Fünf Wochen habe ich ohne Radiergummi gearbeitet, bis mir ein Papierhändler einen halben Radiergummi verkaufte.

So ging das bis ins Frühjahr. Am 4. Mai ließ mich der Schulleiter rufen und übergab mir einen Brief aus Magdeburg. Es sei nichts Angenehmes. „ Am besten, Sie öffnen ihn erst zu Hause“. Aber ich riß ihn sofort auf und las: „Aus politischen Gründen werden Sie mit dem heutigen Tage aus dem Schuldienst entlassen etc. Sie haben sich sofort beim Arbeitsamt für den allgemeinen Arbeitsmarkt zu melden.“

Der Schulleiter selbst hatte ein ähnliches Schreiben bekommen. Es war 4 Tage nach der Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED). Mitte April hatten wir durch das Rote Kreuz die Anschrift unseres Sohnes Kurt erfahren. Er war in Fuhrberg, Kreis Burgdorf in Niedersachsen. Unser Plan „nach Westen“ nahm nun feste Formen an.

IV.
Einkaufstaschen made in Fuhrberg

26. Juni 1946 - genau 1 Jahr nach unserer Ausweisung aus Hohenelbe. - Heute überstiegen wir mit unserem Wägelchen den Drahtverhau an einer etwas niedergetretenen Stelle und waren auf westdeutschem Boden in Sicherheit.

Anderentags in Hannover: Mit der Straßenbahn fuhren wir bis zum Stadtrand und gingen dann zu Fuß die eineinhalb Stunden nach Altwarmbüchen. Dort war Kurt an der Dorfschule als Junglehrer tätig. Es war gerade Turnstunde auf dem Schulhof. Nach drei kummervollen Jahren dieses Wiedersehen! Der Bauer, bei dem Kurt im nahen Fuhrberg wohnte, brachte uns mittels Traktor und Wagen zur Familie Seehaus, mit deren Tochter unser Sohn befreundet war. Wir erhielten ein kleines Zimmer mit 2 Betten und hatten Familienanschluß. Dafür machten wir uns in Haus und Hof nützlich und bezahlten die Verköstigung mit unserem mitgebrachten Geld. Aber lange konnte das so nicht gehen. Andererseits war die Ernährungslage in Gegenden mit Industrie noch schlechter. So blieben wir eben doch in Fuhrberg.

Ständig sann ich über unsere Zukunft nach, so auch, wenn ich die beiden Kühe auf die Weide führte. Dabei fiel mir auf den Waldwiesen ein bis zu 80 cm hohes Binsengras auf, das dort büschelweise wuchs. Ich prüfte dessen Festigkeit, auch im getrockneten Zustand und machte eine Flechtprobe. In Verbindung mit Leinengarn könnte man .... Taschen schwebten mir vor.

Ich fand auch eine Spinnerei, die mir helfen wollte. Noch bevor die 5 Kilogramm Werggarn roh Nr. 5 engl. eintrafen, hatte ich mein Bett mit einem alten Webstuhl vertauscht, vorgerichtet für diese Weberei. Das Garn verwandte ich als Kette und das Gras, das ich schon lagernd hatte, als Schuß.

Die Taschen bestanden aus zwei verschiedenen Breiten, die über Kreuz verarbeitet wurden. So bekam die Tasche einen doppelten, steifen Boden. Zum Nähen diente ebenfalls Werggarn. Die Taschen waren sehr schön in der Farbe. Ein Durchlauf durch die Hausmangel glättete das Ganze.

Die ersten 6 Taschen gingen beim örtlichen Kaufmann reißend weg. Für 8 RM das Stück. Die nächste Woche arbeiteten wir mit Hochdruck. Mit 20 Einkaufstaschen und 6 Kindertaschen machten wir den Versuch in Hannover. Schon auf dem Weg zum Kaufhaus Emil Köster - Marie trug die Taschen über ihren Arm gehängt - waren alle Kindertaschen und neun von den großen verkauft. Ich mußte bremsen. Der Geschäftsführer bei Köster übernahm den Rest gegen bar und sagte, in 8 Tagen solle ich wiederkommen. Mit 259,50 RM traten wir hocherfreut die Rückfahrt an.

Eine Woche später war ich Lieferant nur für Köster! Das Sortiment wurde um Jagdtaschen und Schulbrottaschen erweitert. Der Laden klappte. Bis Ende März reichte der Binsenvorrat. Der Frost hatte das Gras draußen unbrauchbar gemacht. Bis zur neuen Ernte würden Monate vergehen.

Den Sommer brachte ich deshalb schon als Konstrukteur bei einem jungen Unternehmer zu. Spezialaufgabe: Bastlerbaukästen, Fachwerkmodelle. Mit dem Modellbau-Material

„Der kleine Zimmermann“ war Firma Heinrich Wolter in Fuhrberg zunächst sehr erfolgreich. Ich war mit 250 RM pro Monat ins Angestelltenverhältnis übernommen. Aber die Währungsreform im Juni 1948 hielt Firma Wolter nicht aus. Dabei verlor auch ich rund 500 Mark in der neuen Währung. Das war bitter!

V.
Gardinenerzeugung ab 1948

Vom Bauer Wöhler, bei dem wir jetzt zusammen mit Kurt wohnten, erhielt ich einen alten Webstuhl geliehen und auch den Platz dafür. Es war ein Schüttboden in der Scheune. Ein eiserner Ofen wurde aufgestellt, Rauchabzug durch das Fenster, elektrisches Licht ließ ich hineinlegen. Nach einigen Umbauten und Ergänzungen war der Webstuhl gebrauchsfertig. Kämme, Litzen, Schäfte und Webschützen bekam ich in der Seidenweberei Celle geschenkt, ausrangierte Teile, weil auf den dortigen mechanischen Webstühlen nicht mehr verwendbar. Die Spinnerei C. Weber lieferte mir das gebleichte Leinengarn.

Zwei Generationen vor Emil Goldberg sponnen und webten Riesengebirgler in ihren Baudenstuben

Wenn früher von mir verlangt worden wäre, aus diesem Leinengarn Drehergewebe, das ist der Fachausdruck für Gardinenstoff, zu erzeugen, so hätte ich gesagt: Das geht nicht. Aber nun mußte es gehen! Und es ging auch. Täglich machte ich Verbesserungen am Webstuhl.

Die ersten 50 Meter kaufte das Textilwarengeschäft Berthold in Celle. Dann Hannover: Im Teppichhaus Germania hatte ich Glück. Die Ware wurde gekauft. Es waren aber nur Landhausgardinen, 75 cm breit. Man verlangte jedoch breite Stores. Ich mußte einen breiten Webstuhl aufstellen. Die Stuhlwände lieferte mir eine alte Frau umsonst. Die

anderen Teile hatte sie leider schon verheizt, ich mußte sie in der Tischlerei Bohrmann in Fuhrberg nachbauen lassen. Schon nach 8 Tagen klapperte der breite Webstuhl neben dem kleinen und erzeugte Stores. Marie lernte die Spulerei und weiß von blutigen Fingern zu erzählen. Auch das Einsäumen der Stores besorgte sie.

Bis zu 20 Meter Storesware mit breiten, gemusterten Bordüren habe ich pro Tag gewebt. Vier Tage wurde gewebt, die andere Zeit war für Ausfertigung und Verkauf. Sonntags erledigten wir die Buchführung und den Schriftverkehr. Die Kundenliste wurde immer größer. Der Gewinn war reichlich. Die Arbeit machte uns Vergnügen, trotzdem sie vom frühen Morgen bis 10 Uhr abends dauerte. Marie säumte oft bis Mitternacht. Nach einem Jahr hatten wir uns schon Fahrrad, Nähmaschine, Bettgestelle, Federbetten und einen Schrank gekauft. Völlig neu eingekleidet paßten wir wieder in die Welt.

Emil Goldberg
Handweberei
Fuhrberg bei Hannover
Bahnstation Meilendorf

(20a) Fuhrberg, den .....

Konto: Kreissparkasse Burgdorf
Burgwedel, Konto-Nr. 2453

Briefkopf Handweberei Fuhrberg

Als dann die Konkurrenz einsetzte und die Preise drückte und appretierte Ware in den Handel brachte, verlegte ich mich mehr auf den Privatverkauf. Dazu stellte ich einen Vertreter ein. Der war eine wahre Verkaufskanone. Sein Spruch bei der Werbung war: „Ich komme direkt von der Gardinenfabrik aus Fuhrberg“.

Dreieinhalb Jahre Gardinenweberei! Es ist eine kurze Zeit, aber die Umstände erlaubten es nicht länger. Der Bauer beanspruchte den Webraum wieder als Schüttboden. Fast zur gleichen Zeit kam meine Pensionierung als ehemaliger Beamter in Gang. Ich entschied mich für diesen Weg. So wurde der Materialvorrat von mehr als 2000 DM verarbeitet und der Betrieb stillgelegt.

VI.
Bissendorf

Wir übersiedelten im August 1951 nach Bissendorf und setzten uns zur Ruhe. Im Jahre 1955 begannen wir - Kurt und seine Frau Helga mit uns - ein Zweifamilienhaus zu bauen. Lastenausgleich, Bausparkasse, meine Ersparnisse und viel, viel Eigenleistung machten es möglich. Ich war damals 67 Jahre alt. Am 30. August 1956 sind wir eingezogen.

Nun, 1961, wohnen wir allein hier in Bissendorf. Kurt und Helga sind mit ihren Kindern nach Oberösterreich ausgewandert.

Grenzübergang
Eine Rückschau auf Mauer und Stacheldraht von Rudolf Feistauer 1994

Im Oktober 1994 begehen wir den 3. Jahrestag der deutschen Einheit. 5 Jahre sind es her seit dem Fall der Mauer und dem Ende der DDR. In der Zeit davor war eine Reise von einem deutschen Staat auf das Gebiet des anderen ungemein spannend und mit viel Herzklopfen verbunden. Sie war ein Übergang in eine ganz andere Welt. Davon will ich erzählen.

Für Westdeutsche war die Einreise in die Deutsche Demokratische Republik vornehmlich auf Verwandtenbesuche beschränkt, in den 50er Jahren fast gar nicht möglich. Auch nach dem Bau der Mauer in Berlin und des Grenzzaunes durch ganz Deutschland im Sommer 1961 war zunächst wieder jeder Verkehr unterbunden. Nur Briefkontakte waren erlaubt und Paketverkehr mit strengen Auflagen und hohen Risiken.

Ich war schon im Januar 1953 aus der DDR in den Westen geflohen, also lange Zeit vor dem Mauerbau. Spätere Republikflüchtige hatten überhaupt keine Chance auf eine Einreiseerlaubnis. Tochter Angelika war bei ihrer Mutter in Thüringenhausen zurückgeblieben. Mit Hilfe eines Tagesvisums konnte ich mich 1967 in Berlin mit meiner Tochter treffen. Ich sehe noch heute das Mädel auf der Ostberliner Seite unruhig hin und her laufen. Ich war mit dem Zug angekommen und benutzte den Übergang Heinrich-Heine-Straße. Angelika hatte Angst, mich zu verpassen. Abends mußte man über die Grenze zurück. Am nächsten Morgen hatte man das Visum erneut zu beantragen.

Zu einem solchen Treffen war eine lange Vorbereitung nötig. Die Verwandten in der DDR mußten sich mindestens 6 Wochen vorher bei der örtlichen Volkspolizei um Einreiseformulare bemühen. Schon dort wurden Erkundigungen eingezogen, um welche Sorte Besucher es sich handelte. Mir war etwas mulmig bei dieser Vorstellung, denn ich hatte unmittelbar vor meiner Flucht, bevor ich in der Oranienburgerstraße die S-Bahn nach Westberlin bestieg, noch rasch eine übermütig formulierte Karte an meine Arbeitsstelle, die DHZ-Industrietextilien am Hausvogteiplatz, geschrieben: „Damit ihr mich nicht lange sucht: Ich habe euer Paradies verlassen“.

Die Angehörigen schickten uns also die Antragspapiere, eine Doppelkarte zuzüglich Formulare für Mitgeführtes, Waren und so weiter. Der Postweg war lang, mindestens 1 Woche. Zu Hause füllte man die Papiere aus und mußte sich dabei gut überlegen, was man mitnehmen will und darf, was man aufschreibt und was man sonstwie durchschmuggeln möchte. Begehrt war drüben Vieles: Kaffee, Schokolade, Zigaretten, Fischkonserven, Strümpfe usw. Die Regale der Konsumläden waren dort ja immer leer, nur Grund-

nahrungsmittel wie Brot, Mehl, Zucker und Milch gab es regelmäßig. Nicht selten las man drum „Wegen Inventur geschlossen“, wenn es gerade nichts mehr gab.

Vor einer Bahnreise hielt sich die Arbeit in Grenzen, denn was kann man schon viel mitnehmen in einem Koffer? Als wir aber später mit dem Auto fuhren, mußten wir rationell und taktisch richtig packen. Gebrauchte Kleidung, die wir von allen Seiten geschenkt bekamen, oben auf. Darunter diverse Kartons und Tüten mit problematischeren Mitbringseln. Zeitungen und Bücher waren absolut tabu.

Mit der Bahn fuhr ich 2 oder 3x von Limburg aus. Juni 1970 hatte mich meine Tochter auf die Wartburg eingeladen. Zu ihrer Hochzeit! In Bebra umsteigen, ein letztes Mal auf dem Bahnsteig „heiße Würstchen! Bananen! Schokolade!“ Dann der Grenzbahnhof Gerstungen mit Stacheldraht und Todesstreifen. Die Mitfahrenden wurden stumm. Papiere, Gepäck und das Gewissen wurden nochmals überprüft. Kaum hatte der Zug gehalten, sprangen die Vopos in die Abteile, mit todernsten Mienen, kein Lächeln, kein freundliches Wort. Sachlich. „Ihre Papiere, bitte!“ Diese wurden zur Kontrolle gebracht. Ich fragte mich, wie lang ihre Fahndungsbücher zurückreichen, und mir wurde bange. Als nächste kamen die vom Zoll. „Haben Sie Waffen? Munition? Westdeutsche Zeitschriften? Wohin fahren Sie?

Erst nach einer Stunde konnten wir aufatmen. In Eisenach erwartete mich Angelika. Hier war die kirchliche Trauung, auf der Wartburg feierten wir. In Jena hatte das junge Paar seine erste Wohnung. Mit einem anderen Ehepaar mußten sich Angelika und ihr Mann eine 2 Zimmerwohnung teilen. Jürgen arbeitete dort bei Zeiss. Ein Jahr später schon konnten die beiden eine eigene Wohnung für sich allein beziehen, mit Küche und Bad, im 4. Stock eines Plattenbaus. Die Wohnung lag nordseitig und war frei, weil man dort keine Westsender empfangen konnte!

An eine Episode erinnere ich mich noch gut, das war im Zug auf meiner Rückfahrt. Da saß eine ältere Rentnerin aus der DDR, die das erste Mal nach dem Westen fuhr. Die war ganz aufgedreht bei der Kontrolle an der Grenze. Als der Vopo auch noch unter ihre Sitzbank guckte, fragte die Frau ganz arglos: „Sie glauben doch nicht etwa, das sich da drunter einer versteckt hat?“ Das nahm der Uniformierte aber übel und machte seinem Vorgesetzten Meldung. Der stand dann draußen vor dem Zugfenster, während die Arme drin richtig gefilzt wurde. Alle ihre Sachen wurden geöffnet und umgedreht, sogar die Papiertaschentücher mußte sie aufmachen. Die Frau war total fertig, als wir später über die Grenze fuhren.

Die i. J. 1972 unter der Regierung von Willi Brandt abgeschlossenen deutsch - deutschen Verträge führten zu Reiseerleichterungen. Nun durfte man mit dem Pkw anreisen. Da konnten wir großzügiger planen, was wir mitnehmen wollten. Mit vollgepacktem Auto fuhren wir nach Herleshausen. Dort wurde nochmals getankt, tief Luft geholt, die west-

deutschen Grenzer winkten uns durch, danach begann mit Stacheldraht und Wachtürmen die DDR. Pässe und Reisepapiere nahm man uns aus der Hand. Sie gelangten mittels einer primitiven Seilbahn in eine Kontrollbaracke. Wir wurden weitergeschleust und befragt. Vor dem Zoll hatten wir den größten Bammel. Humane Kontrolleure untersuchten das Gepäck nur mit den Händen. Aber wehe dem Verdächtigen! Er mußte ausscheren, das ganze Auto ausräumen, die Brieftasche wurde untersucht und schließlich in einer Kabine durchleuchtet, und der Berg beschlagnahmter Ware wurde immer größer. Das konnte lange dauern und er hatte Glück, wenn er ohne Strafe weiterfahren durfte.

Geldumtausch, 25 DM pro Tag, war schon hier möglich, spätestens aber am Zielort bei der Staatsbank - gegen Bescheinigung. Nur mit einer solchen wurde man anderntags bei der Vopo abgefertigt. Das Abfahrdatum wurde gleich bei der Anmeldung in den Paß gestempelt. Auf dem Gemeindeamt erfolgte dann noch die Eintragung in ein sogenanntes Hausbuch. Zur Ausreise waren wieder Papiere auszufüllen: was wird mitgenommen, wieviel Geld ist noch vorhanden? Letzteres war immer ziemlich ausgegeben. Kurs offiziell 1:4, schwarz ein Mehrfaches.

Länger als 5 - 6 Tage sind wir nie geblieben. An der Grenze wieder lange Autoschlangen. Endlich war man dran. Die Vopos: „Motorraum und Kofferraum öffnen! Sitzbank hochklappen! Handschuhfach auf!“ Sogar im Tank fummelte einer mit einer Spirale herum, ein anderer besah sich mit Hilfe eines fahrbaren Spiegels das Auto von unten. Als ich einmal Honeckers Memoiren im Kofferraum obenauf liegen hatte, fragte der Polizist: „Das lesen Sie?“ „Ich schon, weil´s mich interessiert“ war meine Antwort.“ „Na ja, mich ja auch“, sagte darauf er. Ich durfte wieder zumachen. Hatte man nach solchem Erlebnis die Pässe wieder in Händen, wollte man vor Freude in die Luft springen, denn auf unserer Seite gab es keine Kontrollen mehr. Also, nichts wie heim!

“East-Side-Gallerie” an der Mühlenstraße. Die Berliner Mauer 1990, kurz nach der “Wende”

Zur zweiten Heimat geworden
Über die Eingliederung der Heimatvertriebenen

Im Allgäu angekommen und angenommen

Auszug aus dem Weißbuch der „Heimatvertriebenen in Rettenbach“ :

„Am 15. April 1946 kamen zu Mittag drei Tschechen und gaben uns bekannt, daß wir am 16. April das Haus verlassen und uns um sieben Uhr früh bei der Wirtschaft aufstellen müßten. Eine Person durfte nur 35 Kilogramm mitnehmen. Man wußte nicht, soll man Kleider, Wäsche oder Lebensmittel mitnehmen. Wir haben die ganze Nacht gepackt. Um sieben Uhr kamen die Tschechen und wir mußten raus. Die Tschechen schlossen alles zu. Mit Tränen in den Augen und schweren Herzens sind wir von der Heimat fort.

Eine Woche im Lager in Hohenelbe. Dann Abtransport. Zwanzig Personen, jung und alt, mit Gepäck in einem Viehwagen. Am 29. April waren wir in Marktoberdorf im Schloß. Am 7. Mai in Burgleiten bei einem Bauern. Dort war wenig Platz. Nach zehn Tagen zurück in Marktoberdorf, im Lager. Am 29. Mai zogen wir nach Rettenbach, das uns zur zweiten Heimat wurde. Wir haben Gott sei Dank ein schönes Plätzchen gefunden, wo wir jetzt wohnen.“

Anna Wanka aus dem Landkreis Hohenelbe (1960).

Für das Ostallgäu endete der Zweite Weltkrieg Ende April 1945 mit dem Einzug amerikanischer Truppen. Die Bevölkerung registrierte die kampflose Besetzung ihrer Heimat und das Ende des Krieges mit Erleichterung.

Die Ereignisse im Sudetenland machten sich im Sommer und Herbst des Jahres 1945 bemerkbar. „Flüchtlinge“ aus Österreich und der Tschechoslowakei mußten untergebracht werden. Das waren noch nicht Heimatvertriebene im eigentlichen Sinne. Es waren „Rückwanderer“, die aus beruflichen oder privaten Gründen seit 1938 dort gelebt hatten und nun das Land wieder verlassen mußten.

Spätestens Anfang Dezember war den Landratsämtern bekannt, daß bis April 1946 mit der Ankunft von 145 000 Vertriebenen in Schwaben zu rechnen sei. Die einheimische Bevölkerung war auf den bevorstehenden Zustrom nicht vorbereitet. Es hatten Deutsche aus Pommern und Schlesien von schrecklichen Ereignissen in den nun polnisch besetz-

ten Reichsgebieten berichtet, und einzelne Vertriebene aus dem Sudetenland erzählten, man habe ihnen nicht einmal ihre Schuhe gelassen. (Auf Schuhe sind die Tschechen aus, die doch bekannt sind als Schuh-Exporteure!). Ungläubiges Staunen war die Reaktion. Man konnte einfach nicht glauben, daß Millionen aus ihrer angestammten Heimat gejagt werden sollten.

Die Wohnungssituation war schon angespannt. Eine Zählung im Februar 1946 ergab im Ostallgäu 9 625 Evakuierte, also Bombengeschädigte oder vor der Roten Armee Geflohene, und bereits 7 724 Vertriebene bei einer Einwohnerzahl von insgesamt etwa 113 300. Nun wurden in allen bayerischen Kreisen Flüchtlingskommissare eingesetzt. Für Marktoberdorf war das Heinrich Wundrak. Der aus Nordböhmen stammende Sozialdemokrat, nach dem „Anschluß“ des Sudetenlandes an das Deutsche Reich 1938 zeitweise inhaftiert, war im November 1945 als Vertriebener nach Bayern gekommen. Die neuernannten Amtsträger unterstanden nicht den Landräten. Den Mangel an Verwaltungserfahrung kompensierten sie mit viel improvisatorischem Geschick und unkonventionellen Methoden jenseits bürokratischer Gepflogenheiten.

Die Vorgabe des Staatskommissars für das Flüchtlingswesen nannte für Schwaben: 260 000 Vertriebene. Im Dezember 1945 nahm das Statistische Landesamt eine Wohnungszählung vor. Danach schien das Ostallgäu für die Aufnahme von Vertriebenen geradezu prädestiniert zu sein. Der Begriff „Wohnraum“ war in den Umfragen nicht genau definiert. Die Leute glaubten, die Wohnungserhebung diene als Grundlage für die Kohlezuteilung, und so kamen allein im Landkreis Marktoberdorf etwa 6 000 „Wohnräume“ zu viel in die Statistik. Bis man das erkannte, war es zu spät. Die prozentuale Vorgabe wurde durch das zugewiesene Kontingent an Vertriebenen überschritten. Und obwohl die Landräte schon im Sommer 1946 die Unterbringung weiterer Heimatvertriebener für unmöglich erachteten, wurde die „Einschleusung“ ohne Unterbrechung bis November 1946 fortgesetzt.

Dezember 1946: Obwohl die erzwungene Bevölkerungsumschichtung größtenteils abgeschlossen war, kamen auch weiterhin Sudetendeutsche in das Allgäu. Der Kreis Kaufbeuren übte auf Vertriebene aus dem nordböhmischen Gablonz eine besonders starke Anziehungskraft aus. Nach Marktoberdorf kamen mehrheitlich Menschen aus dem Landkreis Hohenelbe. Der Flüchtlingskommissar hatte nämlich verkündet, die Hohenelber Taschentuchindustrie werde in Marktoberdorf angesiedelt.

In der Tat begann der Textilunternehmer Paul R. Walter aus Harta bei Hohenelbe schon im Frühjahr 1946 mit geliehenen Nähmaschinen die Produktion. Wundrak förderte die Aufnahme der aus der Umgebung von Hohenelbe Vertriebenen. Allein im Rahmen von Antifaschisten-Transporten gelangten 1946 etwa 1800 Sudetendeutsche aus dem Raum Hohenelbe in den Landkreis und die Gemeinde Marktoberdorf, darunter viele Textilfacharbeiter. Eine solche Ansammlung von Neubürgern aus einem einzigen Ort weckte andererseits das Mißtrauen der Besatzungsbehörde. Sie wurde aber schließlich toleriert.

Wir brauchen den Heimatkreis Hohenelbe!

Nach einer Erhebung vom 1. Oktober 1947 stellten in einigen Gemeinden des Ostallgäus die Heimatvertriebenen bis zu 40% der Bevölkerung. Drei Viertel dieser Neubürger stammten aus der CSSR, waren Sudetendeutsche. Ende 1947 bis Anfang 1948 kam es zu ersten landsmannschaftlichen Zusammenschlüssen. Es bildeten sich die Kreisgruppen Kaufbeuren, Marktoberdorf und Füssen der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Mit demselben Ziel, die Interessen der Heimatvertriebenen zu vertreten und die kulturellen Werte der Heimat zu bewahren, berieten 1954 in Kempten einige Männer über die Schaffung eines Heimatkreises Hohenelbe. Eingeladen hatten Ing. Hak und Josef Renner, der Herausgeber der Heimatbriefe und der Monatszeitschrift Riesengebirgsheimat.

Ehepaar Winter zwischen Frau und Herrn Dr. Fischer

Die Idee nahm rasch Gestalt an. Am 9. Oktober 1955 fand die 1. Tagung des Heimatkreises Hohenelbe in Kempten statt. Vorsitzender war Ing.Hak, sein Stellvertreter Karl Winter, Kassierer war Günter Zeh. Schon drängte sich der Gedanke eines Heimatmuseums auf, denn bei dem Riesengebirgsverlag in Kempten landete immer mehr Aufhebenswertes. Renner: „Wir brauchen den Heimatkreis Hohenelbe!“

Aber zunächst zurück ins Jahr **1949!** Da war doch **Obergünzburg,** wo sich zum ersten Mal die Vertriebenen aus dem Riesengebirge versammelten. **Darüber berichtet Dr. Karl Wilh. Fischer in seinem Tagebuch:** „Das Allgäu, eine uns noch nicht bekannte Gegend. Mit der Eisenbahn fahren wir (das waren Oberstudienrat Fischer, Ehefrau Trudl und die kleine Heidi) nach Obergünzburg. Dort erwuchs vielen Hohenelbern und Riesengebirglern eine zweite Heimat, auf Schritt und Tritt begegneten wir Bekannten von zu Hause. Schon am Samstag, dem 6. August, herrscht überall festliche Stimmung. Straßen und Häuser sind reich geschmückt, und stündlich treffen aus Nah und Fern Landsleute ein. Menschen, die in der Heimat einander nur flüchtig kannten, begrüßen sich hier in herzlicher Freude. Seit der Ausweisung sehen wir zum ersten Mal wieder Viktor Schreiber, das Ehepaar Doleschal, den Pfarrer Paukert, Jula und Oda Fischer, Otto Kellermann mit seiner Frau und seiner Mutter. Wir begegnen Frau Spatzier, Dr. Meißner und Dr. Bittner, der Familie Petera und vielen meiner einstigen Schüler und Schülerinnen.

Festliches Turmblasen eröffnet den strahlenden Sommer-Sonntag. Die Straßen und besonders der Platz um die Kirche wimmeln von Festbesuchern. Und immer noch kommen

neue Gäste an. Pfarrer Paukert hält die Festmesse. Ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher halten zündende Predigten. Die Feier schließt mit einer Kranzniederlegung am Heldendenkmal zur Erinnerung an die Unglücklichen, die bei der Austreibung - vor oder nachher - ihr Leben verloren. Mittags um 1 Uhr bewegt sich ein prächtiger Festzug durch die Stadt. Voran die Spitzenreiter in schwarzen Hosen und Stiefeln und weißen Hemden, dann eine flotte Marschmusik. Hierauf folgt eine stattliche Reihe von Festwagen mit dem Rübezahl und seinen Zwergen, der Schneekoppe, den Ländermännern, den Darstellungen der verschiedenen Riesengebirgsindustrien. Und schließlich eine fast unabsehbare Zahl von Heimatvertriebenen, alt und jung, Mann und Frau, z.T. in heimatlicher Tracht, die meisten in Dirndlkleidung und in Lederhosen. Alles ist begeistert, das erlittene Leid ist für Stunden vergessen und an die Not der Gegenwart will jetzt niemand denken. Die Ortsbevölkerung aber steht und staunt. Und bis spät in die Nacht hinein dauert das sich anschließende Volksfest. Wir kamen uns beinahe vor wie in Hohenelbe im Schützenhausgarten." So weit der "Aufsatz" des Deutsch-Lehrers Karl Fischer.

Im Oktober 1956 traf sich die Vorstandschaft in Heidenheim zu einer Arbeitstagung. Im April dieses Jahres hatte man das 1. Bundestreffen in Bensheim organisiert. Nun wurde über Patenschaften gesprochen. Amtsgerichtsrat Dr. Wilhelm Dienelt bekommt den Namen „Patenonkel". Karl Winter war der neue Heimatkreisbetreuer (1. Vorsitzender). „Es entsteht ein reges Leben im Heimatkreis", notierte Bruni Sanka, Mitgl. Nr 11, die von Anfang an sehr aktiv mitarbeitete. Schriftführer war derzeit Lutz Vatter, einer der Begründer des Heimatkreises, Mitgl. Nr. 3! Der Kassenwart berichtet, „daß bisher nur 743 Riesengebirgler den geringen Jahresbeitrag von DM 1,20 entrichtet haben. Die Einnahmen betrugen DM 928,80. Einstimmig beschlossen wird die Anschaffung eines Riesengebirgsreliefs, wie ein solches auch im Hohenelber Museum stand". Der Heimattag in Heidenheim am 18. und 19. Mai 1957 war der erste Höhepunkt des Jahres.

Riesengebirgler aus dem Hohenelbener Kreis

Mit dem Bürgermeister der Stadt Marktoberdorf/Allgäu wurde Fühlung genommen wegen Übernahme der Patenschaft für den Bezirk Hohenelbe. Der Herr Bürgermeister erklärte der Delegation, die Stadt Marktoberdorf würde sich geehrt fühlen, wenn die Riesengebirgler sie zur Patenstadt ausersehen. Die Arbeitstagung des Heimatkreises in Heidenheim beschloß, diese Veröffentlichung herauszugeben und alle Heimatfreunde aufzufordern, welche einen anderen ernsten und gangbaren Vorschlag haben, diesen bis spätestens 31. Dezember 1956 dem Heimatkreisbetreuer Karl Winter, Sparkassenbeamter, Obergünzburg/Allgäu, mitzuteilen.

Aufruf aus *Riesengebirgsheimat* 1956

Heidenheimer-Hohenelber Heimattag-Helfer

Der zweite bahnte sich in einer Sitzung in Marktoberdorf am 17. Juli 1957 an: Der Antrag des Stadtrates Karl Čermak, eines Hohenelbers, **die Stadt Marktoberdorf möge die Patenschaft über die Deutschen aus Hohenelbe und dem ehemaligen Landkreis Hohenelbe übernehmen,** wurde einstimmig angenommen. Im Herbst wurde dieses Freundschaftsband zwischen dem bodenständigen Volk und den Neubürgern aus dem Riesengebirge besiegelt.

Der Riesengebirgsdichter **Othmar Fiebiger** sprach bei dem Festakt am 29. September 1957 einen Prolog. Daraus einige Zeilen:

„Es kam der Sturm . . .und wie das Vieh trieb uns der Tscheche roh hinaus,
erbarmungslos von unserm heiligen, schweißgedüngten, schönen Heimatboden.
Das Elend schrie . . . und Hunger . . . Tod . . . die Fremde sah uns frierend an.
Der Sturm blies uns wie Spreu, wie dürres Laub in alle Welt.
O Gott! Wir waren plötzlich alle so allein . . . so bettelarm . . .
so haltlos rings geworden und hörten unsre Kinder nach der Heimat rufen.
Und immer wieder rollten, rollten graue Flüchtlingszüge
trostlos nach der grauen Ferne.

O Deutschland du . . .!
Und sieh - es hörte unsern Ruf: die große Mutter schloß die Tore auf,
trotzdem sie selber noch aus tausend Wunden blutete.

Marktoberdorf. - Die Kinder aus des Berggeists blauen Bergen,
sie regten sich, sie griffen wieder wie die Väter schaffend zu,
daß ihnen mit den Jahren wieder eine neue Heimat werde.
Reicht uns die Hand, die ihr den Sturm nicht kennt!
Wenn wir zusammenhalten, Freunde, ist auch Gott mit uns.
Kommt, laßt uns einig Feld und Häuser bauen!
Du Patenstadt, das wollen wir dir selbst in fernen Tagen nicht vergessen.
Marktoberdorf - hab Dank, hab Dank!“

DIE STADT MARKTOBERDORF
die PATENSCHAFT
für die Stadt und den Landkreis
HOHENELBE
MARKTOBERDORF, DEN 29. SEPTEMBER 1957

Seitdem haben der Heimatkreis (im Mai1961 umbenannt in „Heimatkreis Hohenelbe/Riesengebirge e. V.) und das Museum ihren Weg gemacht, Letzteres auf zunächst 50 Quadratmeter Fläche im alten Rathaus . Das Relief war fertig, und viele Landsleute haben sich zugunsten des Riesengebirgsmuseums von lieben Andenken getrennt. Dr. Karl Wilh. Fischer, bewährter Archivar aus der Hohenelber Zeit, wurde zur Beratung eingeladen.

Inzwischen kam auch Dr. Peter zu jeder Sitzung von München nach Marktoberdorf. Am Jahresende 1961 konnte Karl Winter feststellen: Ein erfolgreiches Jahr dank all der fleißigen Mitarbeiter und der Hilfe der Patenstadt Marktoberdorf.

Sie regten sich, sie griffen wieder schaffend zu

Bericht von Werner Gottstein, Geburtsjahrgang 1930, aus Hohenelbe

Am Nachmittag des 6. Mai 1946 saßen meine Eltern und ich auf einem luftbereiften Ackerwagen, gezogen von einem Fendt-Dieselroß. Der Sohn des Bürgermeisters der damals noch selbständigen Gemeinde Leuterschach hatte uns im Flüchtlingslager Markt Oberdorf abgeholt. Mit uns legten drei weitere Familien diese letzten vier Kilometer einer unfreiwilligen langen Reise zurück. Wir waren Heimatvertriebene aus dem Sudetenland.

Bei der oberen Dorflinde warteten wir Neuankömmlinge auf die Zuweisung der Unterkunft. Frau Steiner, die Gastwirtin gegenüber, empfand mit uns Flüchtlingen Mitleid. Unaufgefordert brachte sie jedem von uns ein Glas Milch. In einem gepflegten Privathaus erhielten wir einen Raum mit etwa 18 qm sowie eine kleine Küche zugewiesen, mußten diese Wohnung aber bald mit einer zweiten Familie teilen. Von Anfang an half ich in der Landwirtschaft der Vermieter mit, mein Vater hatte auch bald Arbeit bei einem Bauern. Wichtiger als der Monatslohn von 20 und 30 RM war die tägliche Verpflegung. Auch für Mutter fiel etwas ab. Sie hatte ja nur, was sie auf Marken bekam. In der Zeit unvorstellbaren Mangels war jeder froh, wenn er sich nur sattessen konnte.

Durch die Vertreibung waren wir arm geworden. Mein Vater kam als Angestellter nicht mehr unter, eine Versorgung für ehemalige Berufssoldaten gab es noch nicht. Ich war dem Schulbetrieb entfremdet. Also entschloß ich mich, in der Landwirtschaft beruflich Fuß zu fassen. Eine Lehre auf einem 55 ha großen Betrieb war ab Januar 1948 der Anfang. Dem schlossen sich Landwirtschaftsschule und Ackerbauschule an. Danach war ich „Staatlich geprüfter Landwirt“, später „Agraringenieur (FH)“. Als solcher ging ich für zwei Jahre nach Wales, nahe der Irischen See.

Als ich Ende 1955 nach Leuterschach heimkehrte, hatten es die Eltern dank dem Lastenausgleich und weiteren günstigen Umständen zu einem kleinen Einfamilienhaus gebracht. Vater war jetzt Hilfsarbeiter am Bau. Für mich gab es keinen Platz in landwirtschaftlicher Verwaltung oder Beratung. Aber meine Sprachkenntnisse aus Großbritannien verhalfen mir zum Einstieg als Lagerbuchhalter bei der US-Airforce in Kaufbeuren. Als sich die Übergabe der Militärflugplätze an die Bundeswehr abzeichnete, wechselte ich in die Verwaltung beim Justizvollzug, 1964 in die des Landkreises Marktoberdorf. Schließlich, nach 37 Jahren Dienst am Bürger, wurde ich am 1. Januar 1994 als Amtsrat auf eigenen Wunsch in den Ruhestand verabschiedet.

Die meisten meiner Landsleute und Schulkameraden haben es zu etwas gebracht, teilweise auf akademischer Laufbahn. Die Vertreibung hat uns - bei all ihrer Tragik - Chancen eröffnet, die wir, hätten wir zu Hause bleiben dürfen, nie gehabt hätten. Hier waren es die Unterstützung durch das Aufnahmeland Bayern und die Menschen im Allgäu, aber auch die stürmische wirtschaftliche Entwicklung in Westdeutschland, die uns zu gesicherten Existenzen verhalfen.

Bericht von Lutz Vatter, Geburtsjahrgang 1923, aus Mittellangenau

bei Hohenelbe, jetzt wohnhaft in Marktoberdorf. - Mit 22 Jahren, im Mai 1945, erlebte ich die tschechische Rache an uns Sudetendeutschen mit voller Wucht. Bei mir ging es dabei nicht etwa um den Verlust des Vermögens und der Heimat. Es ging um Tod und Verderben, um Unfreiheit und Sklaverei.

Am 18. Mai wurde ich im Landratsamt aus der Arbeit verhaftet. Ich war Kreisinspektoranwärter im dritten Jahr. Man konnte mir - außer der mittleren Führerschaft bei der Hitlerjugend - nichts vorwerfen, keine Straftaten oder Übergriffe gegen Tschechen. Verurteilt wurde ich, weil ich Deutscher war, und das gleich zu drei Jahren schwerem Kerker. Ich war Gefangener Nr. 2463 in Karthaus bei Jitschin. Mein Name war von nun an Nebensache.

Im Juli 1948 überschritt ich die tschechische Staatsgrenze und gelangte über diverse Lager zu meinen Eltern nach Leuterschach zum „Vogler“. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl, das Bewußtsein: Ich bin dieser Hölle entronnen! Doch, wie geht es weiter? Ich war anerkannter Spätheimkehrer, aber es gab keine finanzielle Unterstützung. Man beschäftigte mich beim „Vogler“ als Hausel. Ich habe - mit Abitur - auch Kühe gehütet. Der Spruchkammerbescheid lautete „Jugendamnestie“. Das Kopfgeld von 60 DM bei der Währungsreform gab es für mich nicht, weil ich zu spät gekommen war.

Da suchte der Bürgermeister von Leuterschach einen Gemeindesekretär. Nicht zu fassen! Im Mai 1949 konnte ich bei der Gemeinde beginnen, bekam 150 RM netto im Monat und war der einzige Angestellte. Der Chef war zuvorkommend, die Arbeit sehr interessant. Es folgten drei wunderschöne Jahre.

Im August 1952 wünschte mir Bürgermeister Streif viel Glück zum beruflichen Aufstieg ins Staatliche Ausgleichsamt, „... aber ich lasse dich nicht gern gehen“, sagte er. - Jetzt kamen vierzehn Jahre anstrengende Tätigkeit: Erfassung und Bewertung von Kriegs- und Vertreibungsschäden, Förderung von Lehrstellen und Arbeitsplätzen, Linderung der Wohnungsnot. Nur der Erfolg belohnte die Mühe.

Im familiären Bereich waren nach den ersten zehn Jahren große Fortschritte zu vermerken. Ich war Ehemann und Vater. Durch die Berufsarbeit kam ich mit der Politik in Berührung, und gewann einen Einblick in die Lebensverhältnisse meiner Landsleute. 1966 war ich Leiter des Kreisjugendamtes und damit in der Kommunalverwaltung und war als SPD-Kandidat erfolgreich bei der Stadtrats- und Kreistagswahl. 1968 wählten mich die „Oberdorfer“ zum ehrenamtlichen Bürgermeister, ab 1972 war ich es dann berufsmäßig bis 1978. Darüber hinaus blieb ich in Stadtrat und Kreistag aktiv.

1948 war ich ein Habenichts, heute blicke ich auf das erfüllte Leben eines Heimatvertriebenen zurück, der in all den Jahren vielen Menschen nützen konnte. Ich bedanke mich bei allen, die mir geholfen haben und mich auf meinem Wege uneigennützig begleiteten.

Werner Gottstein

Die beiden Herren sind seit ihrer Entwurzelung aus dem Riesengebirge „Oberdorfer“.

Lutz Vatter

Du Patenstadt, das wollen wir dir nicht vergessen

In diesem Jahr – wir schreiben jetzt 2007 – lädt der Heimatkreis Hohenelbe zu seinem 47. Bundestreffen ein, diesmal wieder nach Marktoberdorf. Dort wird Ende September daran erinnert, daß die Stadt im Ostallgäu vor genau fünfzig Jahren die Patenstadt der Hohenelber und vielen von ihnen zu einem neuen Zuhause wurde.

Das allererste Heft der Monatszeitschrift „Riesengebirgsheimat“ ist das vom Januar 1950! Weshalb gab es dann aber im Aprilheft des Jahres 1957 einen Schwall von Jubiläumsartikeln „10 Jahre Heimatblatt“ und so vielerlei Wünsche für die „Riesengebirgsheimat“ auf dem Weg ins zweite Jahrzehnt? Wann und wie hat der Weg unseres Heimatblattes begonnen?

Darüber berichtete Josef Renner, Herausgeber und Verleger in Kempten. Er sei ziemlich lang von der Abschiebung aus der Heimat verschont geblieben, weil er als früherer Sekretär der katholischen Gewerkschaften für die Tschechen als Antifaschist galt. Die Zeit von Mai 1945 bis Oktober 1946 und seine alten Beziehungen zu einem einflußreichen Angehörigen der tschechischen Verwaltung nutzte Renner dazu, für Gewerkschafter aus dem Bezirk Hohenelbe und deren Familien die Aussiedelung in die US-Zone Deutschlands und dies unter besseren als den üblichen Bedingungen auszuhandeln. Renner selbst:

„Hunderte von Familien erwiesen sich dankbar und teilten mir ihre neue Adresse mit. So hatte ich bei unserer Aussiedelung im Oktober 1946 schon einige hundert Anschriften alter Bekannter. Von Kempten aus nahm ich die schriftliche Verbindung mit allen auf. Bald war der Posteinlauf nicht mehr zu bewältigen. Da entschloß ich mich vor Ostern 1947, an alle einen gemeinsamen Heimatbrief zu schreiben. Das war damals nicht einfach. Papier war Mangelware. 2000 Blatt für den ersten hektografierten Heimatbrief, der an nahezu 700 Heimatfreunde hinausging, verdanke ich einem Direktor der Papierfabrik Hegge. Bis zur Währungsreform im Juni 1948 folgten noch weitere fünf Briefe, der letzte schon in einer Auflage von 1400 Stück.“

Das ist die Entstehungsgeschichte des Monatsblattes „Riesengebirgsheimat.“ Der Weg dahin war beschwerlich. Renner mußte alle Sorgen und Mühen tragen. Es gab ja noch keine Heimatgliederungen für die Riesengebirgler. Erst der Suchdienst, Hauptbestandteil

schon der ersten Briefe, führte Tausende von Familienangehörigen zusammen. Renners Kartei zählte fast 30 000 Familienanschriften. Noch 1957 liefen monatlich weit über 100 Suchanzeigen beim Josef Renner Verlag in Kempten ein.

Wer die Hefte vor allem der ersten Jahre durchsieht, freut sich über viele Beiträge, die nur in dieser Zeit entstehen konnten und heute von historischem Wert für uns sind. Diese alten Hefte sind ein Spiegelbild unserer Schicksale. „Hier liegen die Wurzeln für eine noch zu schaffende Heimatchronik“, stellte 1957 Dr. Dienelt, lange Jahre ständiger Mitarbeiter der RH, fest. Nach genau 50 Jahren kann sich der Leser dieses Buches nun über manches Pflänzchen freuen, das aus diesen Wurzeln neu gewachsen ist. Die Erwartung, „daß in späteren Tagen die Riesengebirgsheimat einen wertvollen Teil der Familienbüchereien darstellen wird“ (Albert Hanke, 1957), ist angesichts der weit über 600 bisher erschienenen Hefte eine Illusion. Es muß ein Extrakt sein, ein Buch. Nur das hat Bestand. Zeitschriften sind im allgemeinen recht kurzlebig und enthalten - aus zeitlichem Abstand betrachtet - viel Ballast. Für viele Menschen aber, alte oder einsame, ist eine Zeitschrift, die regelmäßig jeden Monat ins Haus kommt, häufig das einzige Bindeglied zur Gemeinschaft der Riesengebirgler. Deshalb brauchen wir unsere „Riesengebirgsheimat“.

Riesengebirgsheimat, offizielles Organ der Heimatkreise Hohenelbe und Trautenau, Heinz Preußler Verlag Dagmarstr.8, 90482 Nürnberg, Telefon 0911 / 954 780

Am Tisch do leit d´Heimatbrief
on olle setzn beianonder.
Wa die doch su zusommarief?
Dos is ju grod dos Heimatwonder.
D´Voter liest dan ondern vor

´s is grod wie ei d´Kerch, ihr Lieben!
Wos ei d´Heimat Neies wor
jo, korz on gutt, ´s is oll´s geschrieben,
wos mer schun lange wessa mecht,
dos fend´ste olles beianonder,
dos mocht d´Renner schun zorecht,
dos brengt bestemmt ne glei a ond´rer!
D`Voter liest, die Zeit vagieht -

of olles ond´re werd vagassa.
Am Uf´n dren ei d´Kech, do stieht,
vabrieht dos schiene Mettichassa!
´s wor schun zo spät on nischt zo mochn,
´s wor olles ogebronnt am Feier.
„Mer müsse holt wos ond´res kochn,
ich denk, mer brota Speck met Eier!“

Ernst Kröhn-Gießdorf

„Hohenelbe wieder tschechisch“

Eine makabere Bilanz

Die erste Zeile der Überschrift ist aus einer tschechischen Regionalzeitung zu Beginn der 50-er Jahre. In „Riesengebirgsheimat“ Heft September 1945 wurde der Artikel wörtlich zitiert. Der Einsender, Initialen A. M., wollte oder durfte nicht genannt werden, weil er wohl „drüben“ zu Hause war. Hier ein Textauszug:

„Die Aussiedelung der Deutschen ist neben der Hussitenbewegung das größte Ereignis der tschechischen Geschichte. In den Bergen des Riesengebirges hallen nun, nach hunderten von Jahren, wieder tschechische Lieder und tschechische Sprache.“

Es folgen Zahlen, die den kontinuierlichen Anstieg des tschechischen Bevölkerungsanteils im politischen Kreis Hohenelbe von 1890 bis 1930 deutlich machen. Er lag zuletzt bei knapp 10% einer Gesamtbevölkerung von nahezu 42.000 Menschen.

„Bei der Beendigung der Aussiedelung war die Zahl der tschechischen Bewohner im Kreis Hohenelbe mit den vorübergehenden Einwohnern (!?) auf 29.774 angewachsen. Nicht eingerechnet: 1.997 Fremdländer, 315 aus Mischehen, 566 Antifaschisten, 79 Spezialisten. 374 Deutsche verblieben noch zur Aussiedelung. Mit diesem Stand ist die geplante ethnische Säuberung des Krs. Hohenelbe erreicht.

Die Deutschen wurden in 19 Transporten ausgesiedelt: In die amerikanisch besetzte Zone (Deutschlands) fuhren 12 Transporte. In die sowjetrussische über Bad Schandau und Brambach 7 Transporte. Dabei waren 1 800 Antifaschisten, die nach Bayern fuhren. Zur Durchführung waren notwendig: 38 Lokomotiven und 836 Eisenbahnwaggons.“

Es fällt auf, daß die Transporte der frühen, wilden Vertreibung bis zur Grenzstation Sohland nicht erwähnt sind, ganz abgesehen von den vielen Menschen, die man gleich nach dem 8. Mai 1945 zu Fuß übers Gebirge ins Ungewisse trieb. Die Bilanz über den enormen Aufwand für all diese Ausreisenden wird noch genauer spezifiziert:

„Die Beförderungskosten betrugen 6.202.153 Kč. Die Verpflegung für die Deutschen, die heimkehrten ins Reich (!), kostete 1. 404.668 Kě. Sie benötigten 277.872 kg diverse Lebensmittel. Den Ausgesiedelten wurden 16.272.495 RM ausbezahlt. Die Aussiedelung begann Mitte Juni 1945 und war im November 1946 im groben beendet.“

Das war ein eiskalter, nüchterner Abschlußbericht über den gesamten politischen Kreis Hohenelbe, an Zynismus kaum zu überbieten. Speziell auf die Stadt Hohenelbe, jetzt Vrchlabí, bezogen, wurden für 1947 diese Einwohnerdaten genannt:

„5461 Tschechen (zum größten Teil aus den Nachbarkreisen Starkenbach und Neupaka, aber auch Jičin und Lomnice), 76 Fremdländer, 192 Deutsche, zwischen ihnen 37 Mischehen.

Der historische Prozeß der Aussiedelung aus dem wichtigsten Kreis am Rande Böhmens ist somit beendet. Die Gerechtigkeit der Geschichte gab die slawische Erde wieder zurück in die Hand der ursprünglichen tschechischen Bevölkerung."

Zitat Ende.

Dr. Karl Schneider, selbst im August 1945 aus Hohenelbe vertrieben, schrieb für die Zeitschrift DER SUDETENDEUTSCHE in Lübeck einen Artikel, der am 26. August 1950 erschien. Daraus nur drei Absätze:

„Im Jahre 1946 haben tschechische Ministerien eine amtliche Schätzung und Aufstellung der Vermögenswerte der abgeschobenen Deutschen durchgeführt. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß der Gesamtbesitz der Deutschen, der dem tschechischen Volk zugefallen ist, einen Wert von 32 Milliarden Reichsmark ausmacht. Bewegliches Kapital kommt mit 2,7 Milliarden dazu.

Ein ganz anderes Ergebnis zeigt die Berechnung des Volksvermögens der Deutschen in der ČSR, herausgegeben 1947 von der Wirtschaftshilfe München. Der Wert ist zum 30. September 1938 errechnet und beträgt 135 Milliarden Reichsmark. Der zum 8. Mai 1945 ermittelte Betrag wurde mit 199,2 Milliarden gefunden, doch ausdrücklich ohne Kunstwerte aus privater oder öffentlicher Hand. In Schweizer Franken umgerechnet waren das für Mai 1945 rund 85,7 Mrd. sfr oder 21,4 Mrd. US-Dollar.

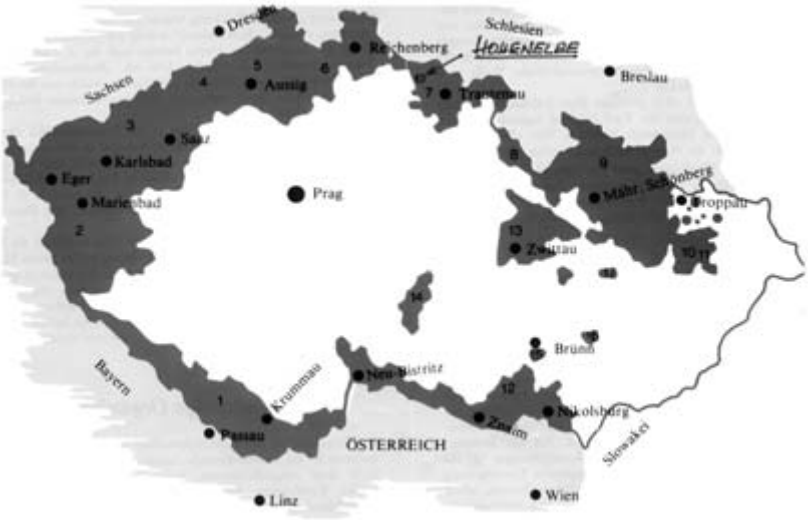
Das entspricht ziemlich genau dem, was amerikanische Finanzsachverständige 1948 festgestellt haben, nämlich rund 20 Milliarden US-Dollar. Das ist das Sechsfache des tschechischen Resultats. Hinzu kommt noch das Vermögen der Deutschen aus dem Altreich, das in der ČSR gefunden und beschlagnahmt wurde."

Beim Sudetendeutschen Tag **1954** in München verkündete der bayerische Ministerpräsident Dr. Hans Ehard, daß der Freistaat **Bayern** der **Schirmherr über die** Volksgruppe der **Sudetendeutschen** sein wolle. In der Folgezeit haben dann über 140 Städte und Landkreise in Deutschland eine Patenschaft gegenüber den früheren Bewohnern sudetendeutscher Städte bzw. Kreise übernommen, so z. B. München – Aussig an der Elbe, Augsburg – Reichenberg, Amberg – Eger.

Wer sind die Sudetendeutschen?

Sie sind eine Volksgruppe, die mehr als 700 Jahre in den Randgebieten Böhmens und Mährens ansässig war. Tschechische Herzöge hatten im 12. und 13. Jahrhundert Deutsche als Siedler, Bauern, Handwerker, Handelsleute und Künstler ins Land gerufen, damit sie es erschlössen und kultivierten.

Die meiste Zeit lebten Deutsche und Tschechen friedlich neben- und miteinander. Die Hussitenkriege hatten keine völkischen Gründe. Nationale Kämpfe entstanden erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die von der französischen Revolution ausgehende nationalistische Welle auch die böhmischen Länder erfaßte.



Bis 1806 gehörten Böhmen und Mähren zum Deutschen Reich. Deutsche Kaiser hatten ihren Sitz in Prag. Ab 1806 waren diese Länder Teil der österreich-ungarischen Monarchie. Die Tschechoslowakische Republik (ČSR) entstand durch deren Verfall nach dem Ersten Weltkrieg.

Die ČSR war ein Vielvölkerstaat. Er umfaßte neben 7,4 Millionen Tschechen auch 2,3 Millionen Slowaken, 3,5 Millionen Deutsche und 1,7 Millionen Sonstige, wie Polen, Magyaren, Ukrainer, Rumänen, Zigeuner. Es gab in der ČSR also genau so viele Nichttschechen wie Tschechen. Dennoch strebten diese von 1918 an nach der Alleinherrschaft im Staat. Nach dem 2. Weltkrieg haben sie sich dann der Deutschen und anderer Minderheiten entledigt bis auf einen kleinen Rest, den sie als Facharbeiter und Arbeitssklaven brauchten. Wie das geschah, war in diesem Buchteil zu lesen.

Vierter Teil

Kaiserpanorama

„Das Kaiserpanorama“
sagen viele alte Hohenelber heute noch, wenn sie von dem Haus am Kirchenplatz sprechen, welches einst das erste Rathaus der Stadt war. Es ist ein aus Holz gebautes Laubenhaus, im 16. Jahrhundert von einem Tischler errichtet. Rathaus war es bis 1735. Als es zuletzt dem „Staamiller“ gehörte, richtete dieser dort das Kaiserpanorama ein, eine Bilderschau in einer Zeit, da man weder Fernsehen noch Kino kannte. Eine bunte Mischung interessanter Dinge wurde dem Beschauer dort geboten.

Eine bunte Mischung findet der Leser auch in diesem Buchteil. Deshalb heißt er auch

„Kaiserpanorama“.

Ein Stück Familiengeschichte. Überliefert von Josef Mühlberger

Auf über dreihundert Jahre konnte der Bezirksschulinspektor Josef Mühlberger zurückblicken, wenn er seine Ahnenreihe betrachtete. Über drei Generationen waren die Mühlbergers Müller von Beruf. Martin und Hans Heinrich - Vater und Sohn - lebten ab 1611 in Hermannseifen, der dritte Müller, Hans Georg mit Namen, war in Schwarzental, Ortsteil Neudorf, ansässig. Er starb dort im Jahre 1751. Sein 1720 geborener Sohn Hans Karl Mühlberger erlernte den Beruf eines Webers. Er begründete damit eine Tradition, die sich dann fast 150 Jahre in der Familie hielt. „Weber in Neudorf“ steht hinter den Namen der späteren Mühlberger. Über den letzten, der noch als Weber sein Erwerbsleben begann, schrieb sein Sohn Josef, jener Schulinspektor in Friedland und wohl der erste „Studierte“ in der Familie:

Der Vater war Häusler und Weber in Schwarzental. In der Familie waren fünf Jungen und drei Mädchen. Die Kost bestand meistens aus Suppe und Kartoffeln. Fleisch kam selten, nicht einmal sonntags, auf den Tisch. Kaffee gab es noch nicht. Die Jungens, sobald sie etwas kräftiger waren, wurden als Kuhhirten verdingt. Mein Vater Ignaz Mühlberger tat diesen Dienst bei einem Förster, dessen Vieh er bis auf den Spiegel am Schwarzenberg treiben mußte.

Im Winter waren die Jungen zu Hause. Sie hatten aber nur ein Paar Schuhe, und so konnte nur der Jüngste in die Schule gehen. Die Folge war, daß mein Vater am Ende seiner Schulpflicht mit 12 Jahren nicht lesen und schreiben konnte. Dieser Künste wurde er erst in bescheidenem Maße mächtig, als er später bei einem tschechischen Meister das Blattbinderhandwerk erlernte. Ein deutscher Junge lernt bei einem tschechischen Meister Deutsch! Das war im Jahre 1850.

Nachher arbeitete mein Vater bei einem Weber in Schwarzental, dessen Tochter seine Frau wurde und später meine Mutter. Als Blattbinder tritt Vater in Langenau in Erscheinung, wo er nach seiner Eheschließung 1864 in einem Ausgedingestübel wohnt. Die Kunden kamen aus tschechischen Orten westlich von Hohenelbe. Um ihnen näher zu sein, wurde 1872 in die Stadt übersiedelt. Der Vater kaufte ein Haus am Tuchplan für 140 Gulden. Das Häuschen hatte eine große Stube mit sechs Fenstern. Küche, Schlafraum, Wohn- und Werkstube in einem. Zwei kleine Räume wurden vermietet.

Das Gewerbe reichte bei sparsamer Lebensführung und wenn Mutter manchmal etwas nebenbei verdiente, zum Dasein. Mutter half im Sommer beim Heuen und auch beim Schulneubau. Die zum Hauskauf aufgenommene Schuld war schon nach zehn Jahren getilgt. Vaters Kunden waren neben den Handwebern auch mechanische Webereien.

Die Kost war schon etwas besser als bei meinen Großeltern in Schwarzental. Aber Fleisch gab es auch nur an den Sonntagen. Meist war es Rindfleisch mit Zwiebeltunke oder Kren. In der Woche gab es Kartoffeln oder Knödel mit Sauerkraut, Eierkuchen oder Kübelsauer. Im Herbst wurden für den Winter zwei oder drei Gänse gefüttert. An Kleidung wurde kein großer Aufwand getrieben. Es war immer ein großes Ereignis, wenn einer in der Familie ein neues Kleidungsstück bekam. Die alten Sachen wurden mehrmals geflickt. An den Sonntagen trug Vater einen dunklen Anzug mit einem sogenannten Bratenrock und im Winter ein farbiges Seidentuch mit Fransen. Nur kam er selten zu seinem Sonntagsausgang, weil an den Vormittagen oft tschechische Weber mit irgendwelchen Reparaturwünschen kamen. Denn an den Wochentagen hatten sie dazu keine Zeit. Es waren Einnahmen von wenigen Kreuzern, sie waren die Stiefelabdrücke nicht wert, die Mutter danach vom reinen Sonntagsfußboden wischen mußte. Aber Vater hatte ein frohes, heiteres Gemüt. Er sang fast den ganzen Tag. Sein Liederschatz war nicht allzu groß. „Im Wald und auf der Heide“, „Zufrieden leb ich auf dem Lande, wo ich ein Edelmann bin“ oder „Wenn´s ok wieda amol Suntich wär“. Im allgemeinen war Vater gutmütig. Aber wenn wir zwei Jungen uns von der Arbeit weggeschlichen hatten, von den Spulen und Zwirnen an den Spinnrädern, da sauste die Karbatsche auf uns nieder.

An den hohen Feiertagen mußte meistens eine Gans dran glauben. An solchen Tagen beteten wir auch vor und nach dem Essen. Am Heiligen Abend legte man unter die große Schüssel in der Tischmitte ein Geldstück, damit im nächsten Jahr das Geld nicht ausgeht. Die Mutter hatte mit ihrer Sparsamkeit viel zum Abzahlen des Hauses beigetragen. Infolge ihres regelmäßigen Schulbesuchs war sie intelligenter als der Vater. Sie war es, die in den ersten Jahren die schriftlichen Arbeiten fürs Geschäft besorgte. Sie war fromm und gläubig von Herzen. Mutter starb 1895, der Vater im Jahre 1902.

Das schrieb Josef Mühlberger (1873 - 1948), Bezirksschulinspektor in Friedland.

Aller Anfang ist schwer. Nach Wolfgang Scholz

„Er war Pädagoge, nicht Schulmeister. Er dozierte zu jeder Zeit, auch in der Familie, sogar im Gasthaus, wo ihm die Leute andächtig zuzuhören pflegten.“ Das Gasthaus stand in Tschermna, einem 1000-Seelen-Dorf nahe der Stadt Arnau an der Elbe. Er, von dem hier die Rede ist, hieß Anton Nagel, Oberlehrer daselbst seit dem Jahre 1895.

Des Anton Nagels Enkel, Wolfgang Scholz, 1929 in Tschermna geboren, dann aber in Hohenelbe aufgewachsen, tat es ihm gleich und wurde Lehrer. Das war nach der Vertreibung aus der Heimat in Brandenburg, wohin es Wolfgang verschlagen hatte. Sehr, sehr jung stellte er sich dieser Herausforderung. Großvater Nagel beobachtete aus einiger Distanz diesen Berufseinstieg mit großem Interesse, aber auch mit Skepsis. Er gab seinem Enkel, der zu dieser Zeit als Untermieter in der Familie eines Studienrats wohnte, die Empfehlung: „Wenn Du bei ihm Stunden nehmen wolltest, könnte ich es nur loben, denn es wird in dem absolvierten Schnellsiedekurs gar manches nicht so fest verankert (worden) sein, das einer Wiederholung widerstreben würde. So eine Gelegenheit, etwas dazu zu lernen, wird Dir schwerlich noch einmal kommen. ... Daß Du Dich den Bengels gegenüber als Lehrer durchgesetzt und gute Disziplin in Deinen Stunden hast, freut mich sehr. Eine Schule ohne Disziplin ist gleich einer Mühle, die nur klappert, aber nicht mahlt.“

Diese Kommentare des alten, erfahrenen Schulmannes an den gerade 18jährigen „Lehramtsbewerber“, der - heute unvorstellbar - in mittleren Gymnasialklassen die Fächer Physik und Mathematik unterrichtete, sind einem Brief entnommen, der am 18. 10. 1947 geschrieben wurde und dessen Anfang lautet:

„Mein lieber Enkelsohn!
Dein letzter Brief traf am 9. 10. hier in Burgholzhausen ein. Eher habe ich keinen erwartet, weil ich weiß, daß die Vorarbeiten an einem neuen Schuljahr den Lehrer sehr in Anspruch nehmen, besonders einen Neuling im Lehramte.

Dabei hast Du mich an meinen ersten Dienstantritt erinnert. Er war am 1. 9. 1883 an der einklassigen Volksschule in Vorderkrausebauden, welche halbwegs zwischen Hohenelbe und Spindelmühle liegt und zwar am steilen Abhange des über 1000 Meter hohen Berges Finsterstein. Es war ein neues, hölzernes Haus und enthielt ein lichtes Lehrzimmer und ein nicht großes Zimmer nebst einer kleinen Küche und im Dachraum ein zweifenstriges Stübchen zu meiner Benutzung. Im Hinterhause lieferte ein Bergquell das Wasser in einen Holztrog mit unterirdischem Zu- und Abfluß. Mir schien dies idyllisch, aber als mit dem Wasser auch Regenwürmer im Troge sichtbar wurden, ab und zu auch ein toter Maulwurf, wurde mein Urteil etwas gedämpft. Unterrichtet wurde, wie an allen Gebirgsschulen, vormittags 8 - 11 Uhr und auch bis 12 Uhr die vier letzten Schuljahre und nachmittags von 2 - 4 Uhr die vier ersten Schuljahre. Nur der Samstagnachmittag war frei. Die ersten Wochen - ich war damals 19 1/2 Jahre alt - hat mich der Unterricht sehr

angestrengt, und in der Mittagspause habe ich mir aus Stühlen ein Sopha improvisiert, um darauf auszuruhen.

Nach den Ferien 1886 kam ich an die einklassige Schule in Stickau, einer deutschen Sprachinsel nächst dem Hussitennest Neupaka. Dort habe ich neun schwere Jahre, die schwersten meines Lebens, zugebracht. Schwamm drüber!“

Der Brief Großvater Nagels schließt mit der Bitte, der Enkel möge künftig doch deutlicher schreiben. „Und warum Antiquaschrift und warum nicht deutsche Schrift? Wird der Chinese oder der Japaner seine Schrift aufgeben, nur um leichter gelesen zu werden? Unsere deutsche Schrift ist auch ein völkisch Gewand, das man nicht einfach hinwerfen soll.
Es grüßt Dich herzlichst Dein Großvater A. Nagel“.

Bis zum „Doktor der Naturwissenschaften“ und zum Hochschullehrer hatte unser Wolfgang Scholz sicher noch manche schwierige Hürde zu nehmen, aber an sein Debüt im Jahr 1947 in Neuruppin denkt er noch heute oft zurück.

Gedanken nach einer Wanderfahrt ins Riesengebirge

von Annelies Sturm, 1987

Sind es die blauen Berge und die grünen Täler,
die einen bewegen, nach der Heimat zu suchen?
Will man die Wurzelballen entdecken, aus denen man wuchs
um sich im anderen Land zum eigenen Ich zu entwickeln?

Welche Bilder leuchten einem auf, wenn man vor Haus und Garten der Kindheit steht,
wenn man den alten Schulweg geht, wenn man an die Elbebrücke kommt,
auf der ein Mann in den Nachkriegswirren mißhandelt wurde.

Läßt man der glücklichen Kindheit Raum?
Den Jugendträumen und Wünschen?
Oder den schweren Stunden, in denen man, auseinandergerissen, reifte?

Alles wird wach,
alles liegt weit zurück.
Und doch ists handgreiflich nah, denn es ist ein Blick ins eigene Leben.

Im Abstand verschönen sich die Dinge:
Man freut sich trotz Kälte und Nebel
an der starken Bergluft, die an die Kindheit erinnert.
Man sieht sich mit Eltern und Freunden wandern und schifahren.
Die ruhige Weite der Höhenzüge beglückt!

Ganz plötzlich weiß man,
was einen an den kantigen Schroffen der Alpen stört.
Es ist eine andere Melodie.
Oder spürt man die verletzenden Schroffen des Lebens,
die es in der Geborgenheit der Kindheit noch nicht gab?

Man vergleicht nicht nur die Natur,
bewußt erlebt man den Kulturraum eines Landes,
dessen Reichtum man in der Kindheit noch nicht erfaßt hat.
Freude und Stolz erwachen,
aus so einem Land zu kommen.
Man spürt die Kultur seiner Heimat im Rücken,
die dem Raum des jetzigen Lebens die Stirn bietet, sich mit ihm messen kann.

Obwohl in Deutschland zu Hause
erlebt man sich oft nur als Gast,
nicht als „Hereingeborener".
So kehrt man aus der Heimat ins Zuhause zurück,
bereichert - beruhigt.

Man weiß um die Herkunft, die Wurzel.
Doch der Baum des Lebens entfaltet sich hier.

Töpfergasse 721 von Annelies Sturm

April 1991: Nun stehe ich vor diesem Haus, das die Eltern erbauten. 1930 zogen wir dort ein. Der Verputz, den ich gelblich in Erinnerung habe, ist grau geworden. Eine Kindertagesstätte ist nun darin untergebracht. Das ist versöhnlich, denn Kinder sind Kinder, ob deutsch oder tschechisch. Sie haben es in dem großen, geräumigen Haus schön.

Ich durfte darin herumspazieren. Wo einst zum Garten hin die Balkone waren, sind Schlafräume angebaut. Bettchen steht an Bettchen, sauber gepflegt. Die Heimleiterin sprach nur tschechisch, aber wir konnten uns verständigen. Sie zeigte mir Bügelzimmer und Flickstube, Räume, die zu Vaters Zeiten die Ordination waren. Ich erzählte ihr, daß ich von meinem zweiten bis zum siebzehnten Lebensjahr hier gelebt habe und wie das Haus damals genutzt wurde.Wenn Vater und Mutter schon keine eigenen Enkel haben, so ist jetzt ihr Haus das Tagesheim vieler Kinder. Sie wären mit dieser Lösung einverstanden.

Das Haus Nr. 721 in der Töpfergasse

Schongau 1950: Familie Sturm mit Besucherin Fink Elisabeth

Vater war Arzt, und beschwerliche Besuche im Gebirge oder sonst wo waren ihm nie zu viel. Urlaub kannte er nicht. Irgend ein Schwerkranker war immer da, den er nicht verlassen wollte. Ein Freund großer Gesellschaften war er nicht, obwohl unser Haus oft voller Gäste war, alte Studienkollegen von Vater oder Mutter, Verwandte und Freunde. Bei Menschen, die ihm lagen, taute Vater auf und war voller Schlagfertigkeit und trockenem Humor. Mein Bruder Fritz war ein Schalk und hatte einen gewissen Charme. Er schwärmte vom Reiten und vom Segelfliegen. Ab 1938 und mit dem Beginn des Krieges 1939 begann die Unbekümmertheit der Kindheit zu weichen, und auch im Hause wurde vieles anders. Vater kam zum Militär, Mutter hatte viel in der Frauenschaft zu tun.

Je weiter die Kriegsjahre fortschritten, umso düsterer werden die Bilder in meiner Erinnerung. Mutter wartete täglich auf Post von Vater und bald auch von Fritz. Wir drei Frauen, Großmutter, Mutter und ich, waren jetzt allein. Mutter mußte immer die Starke sein.

In den Wochen vor Kriegsende 1945 war das Haus mit vielen Menschen belegt, Flüchtlingen aus Schlesien. Es ging zu wie in einem Bienenhaus. Im Garten grub eine alte Bauersfrau um, alte Männer vom Bahnbetriebswerk Öls in Schlesien spielten lautstark Karten. Auch das gehört zu der Geschichte unseres Hauses mit der Konskriptions-Nr. 721 in der Töpfergasse.

Als Großvater die Großmutter nahm. Erzählt von Anni Sturm

Es liegt im Riesengebirge ein deutsches Dörfchen hart an der tschechischen Sprachgrenze. Man schrieb das Jahr 1863. Dort lebte ein aufgewecktes, fleißiges, begütertes Bauernmädel, „s´ Tischler-Annla“. Ihr Vater, dessen Vorfahren schon viele Generationen hindurch da lebten, war Tischler, betrieb die Kleinbauerei und schenkte nebenbei noch Bier aus. Die Fuhrleute, die mit ihren müden Gäulen vor den Plachenfuhrwerken von weither, von Lemberg, von Warschau oder aus der Wienerstadt heimkehrten, hielten noch einmal vor dem letzten Hügel, dem Kapellenberg, Rast und kehrten zum Trunke in der Schenke ein. So war das „Tischler-Annla“ bei allen Fuhrleuten bekannt und beliebt. Aber weder diese lustigen Gesellen, noch die Bauernsöhne des Dorfes hatten Glück bei ihr. Sie war bereits 20 Jahre alt und wartete noch immer auf ihren „Auserwählten“. Da kam ein armer tschechischer Sattlergeselle, trank ein Bier beim „Annla“ und freite sie. Noch lebten zu dieser Zeit die beiden Nachbarvölker in friedlicher Eintracht. Doch, daß sich Tischlers Annla einen „Fremden“ nahm, wurde von Jung und Alt des Dorfes aufs höchste mißbilligt und machte ihr den Brautstand schwer. Aller üblen Nachrede zum Trotz heiratete sie ihren Sattlermeister und zog mit ihm ins Nachbarstädtchen „Hoch an der Elbe“ gelegen.

Sie zog aus mit gefüllten Truhen, selbstgesponnener und gewebter Leinwand, mit ihrer seidenen und ihrer Werktagstracht, ihrer Gold- und Silberhaube und sechs wundervoll gestickten weißen Knötchenhauben. Schön polierte und zum Teil eingelegte Eichenmöbel zierten das neue Heim. Noch heute sehe ich im Geiste die schön geformten Tassen und Teller im Glasschrank, auf denen gute Sprüchlein gemalt waren wie „Wohl bekomms“, „Dein Glück blühe“. Eines der schön gezierten „Tüpfeln“ hatte seine besondere Bedeutung. Es stand in der Ecke von der „Almer“ und war das Spartüpfel der guten Großmutter. Die ersten Spargroschen galten der Abzahlung der „5 geborgten Gulden“, mit denen das kleine Geschäft begonnen worden war.

Im zweiten Jahr der jungen Ehe rollten über die Wiege des ersten Kindes die Kanonendonner von Trautenau anno 1866. Großmutter hatte bereits ihr Bündel geschnürt und wollte mit der Nachbarin in ein Gebirgsdorf flüchten. Es blieb aber damals nur bei den Vorbereitungen. Das junge Eheglück blühte. Fast Jahr für Jahr kam ein Kind zur Welt, immer schön der Reihe nach ein Mädel und ein Junge, von denen ein einziges Kind als Säugling starb. Elf Kinder wurden großgezogen. Drei von ihnen starben im Entwicklungsalter. Alle übrigen, drei Söhne und fünf Töchter, wuchsen zu tüchtigen Menschen heran.

Durch Mutter und Kinder wurde der tschechische Vater ein Deutscher. Deutsch waren die Gebete, deutsch die Muttersprache, deutsch die Schule und deutsch der Kundenkreis. Alle Kinder konnten aber auch die tschechische Sprache, da ihr Vater in seiner Werkstatt von Jahr zu Jahr mehr Lehrbuben und Gesellen einstellen mußte. Alle aßen gemeinsam am Familientisch und wurden gemeinsam vom Meister erzogen. Viele dieser Lehrbuben und Gesellen waren tschechischer Herkunft, da zu jener Zeit zumeist nur die bescheidenere und anspruchslose tschechische Jugend ein Handwerk erlernte. Die deutschen Jungen waren vorwiegend aus dem Bauernstand, blieben auf den elterlichen Höfen oder wurden Fuhrknechte, die dann die weltberühmten Leinen- und Schleierstoffe des Riesengebirges auf ihren Plachenwagen durch die Welt fuhren. Es kamen aber auch die 70er und 80er Jahre, in denen die ersten Flachsspinnereien und Webereien mit Maschinenbetrieb in unserem Städtchen entstanden. Dorthin gingen deutsche Jungen und Mädel schon während ihrer Schulzeit spulen und haspeln und blieben lieber Fabrikarbeiter oder wurden Schreiberlein, als daß sie ein Handwerk erlernten. Die Deutschen hatten zum Großteil, sehr zu ihrem Schaden, das alte Sprichwort „Handwerk hat einen goldenen Boden“ vergessen. Und das Handwerk jener Zeit hatte wirklich goldenen Boden. Selbstverständlich mußte eiserner Fleiß dahinter stehen.

Das Handwerk meines Großvaters erblühte mit dem Reichwerden der Fabrikanten. Diese hielten sich schöne Pferdegespanne für Schwer- und Leichtfuhrwerke, reichliches, schönverziertes Geschirr- und Sattelzeug, bestausgestattete offene und geschlossene Kutschen für den Sommer und weichgepolsterte und schön geschnitzte Muschelschlitten für den Winter. Alle diese Fahrzeuge und alle Geschirre fertigte mein Großvater mit meisterlicher Geschicklichkeit an. Die Großmutter und die heranwachsenden Töchter nähten und häkelten oft bis tief in die Nacht hinein Decken und Behänge für die Pferde. Großvater hatte indessen sein eigenes Haus gebaut. Zwei Kutschlaternen im Wohnzimmerfenster waren das Wahrzeichen des Hauses. Eine Bank vor dem Hause, recht lang und breit für die große Kinderschar am Tag und für den feiernden Meister mit den Gesellen am Feierabend oder für einen nachbarlichen Sonntagsplausch, war stadtbekannt. Von Jahr zu Jahr vergrößerte der emsige Meister an der Seite seiner arbeitsfreudigen Frau sein Geschäft. Er war nicht Sattlermeister allein geblieben, er gründete mit seinen heranwachsenden Söhnen eine Wagenbauerei. Die Söhne hatten das Schmiedehandwerk und die Wagnerei gelernt, einer hatte die Handelsschule besucht, Meistergesellen arbeiteten in der Lackiererei und wieder andere in der Sattlerei. Trotz dieses Aufschwunges blieb der Großvater seinem erlernten Handwerk treu und trug stets bis ins hohe Alter seine grüne Sattlerschürze mit Stolz und in Ehren. Einige wenige Jahre nach der Jahrhundertwende legte er sich eines Tages, mitten aus der Arbeit heraus, auf das Sofa und den nächsten Morgen war sein arbeitsreiches, äußerst anspruchsloses Leben beendet. Noch in seinen letzten Lebenstagen war es ihm vergönnt, die zukünftige Konkurrenz seines Gewerbes kennenzulernen. Das erste Automobil, ein rotes, pfauchendes und stinkendes Unding, sah er kopfschüttelnd die Straße daherkommen. Dies war die Fanfare einer neuen Zeit. Die gute alte gemütliche Kutschenzeit war vorbei, die Pferdegespanne wurden durch die Maschine ersetzt.

Nach dem Tod des Großvaters stand nun die Großmutter allein mit ihren heranwachsenden Söhnen und Töchtern vor einem schönen Erbe. Der Wohlstand war nicht nur durch die Arbeit des Großvaters gewachsen, er war zum Großteil auch ihrer Sparsamkeit und ihrem nie rastenden arbeitsamen Leben zu verdanken. Wie oft erzählte Großmutter, daß sie bis zum frühen Morgen gearbeitet hat. Sie mußte ja Tag und Nacht neben der Hausarbeit und der Versorgung der vielen Kinder noch tüchtig im Geschäfte des Mannes mithelfen. Freudentage waren es für sie, wenn ihre Freundinnen vom Dorfe sie besuchten und sie ihnen den von Jahr zu Jahr wachsenden Segen der Arbeit vor Augen führen konnte. Da zeigte sie mancher von ihnen in vertrauter Stunde die Vorräte an Ausstattung für ihre Töchter. Jede der fünf Töchter bekam in den Hausstand alles so, wie es Bürgertöchtern der damaligen Zeit ziemte. Alles das hatte sie mit den Spargroschen aus dem schön bemalten „Tüpfel“ in der „Almer“ nach und nach geschaffen. Und wieviel Paar Strümpfe strickte sie eigenhändig! Bekam doch jede der Töchter ihre 12 Paar handgestrickten Strümpfe in die Ausstattung und die Söhne ihre Socken. War das ein eifriges Schaffen und Nähen, wenn wieder eine Tochter im Brautstand war! Das bedeutete nicht nur für die Töchter und Söhne, auch für die nimmermüde Mutter des Hauses die „Hohe Zeit“.

Für alle die Sorgen und Plagen bereiteten die Kinder in Dankbarkeit ihrer Mutter einen schönen Lebensabend. 15 Enkel sah sie noch zu ihren Füßen spielen und zu rechtschaffenen Menschen heranwachsen. Damit hatte sie die Krone des Lebens erhalten. Hochbetagt starb sie, ihr Leben blieb als Vorbild in den Herzen ihrer Enkel erhalten.

Dr. phil. Anni Sturm, eine der Enkelinnen, kannte sich in Trachtenkleidung aus, sie forschte, fand und wiederbelebte diese alten, schon fast vergessenen Festkleider. Das war zu Hause in Hohenelbe schon seit 1933 so, und das nahm Frau Sturm nach dem Krieg wieder auf. Aus dieser Zeit hat sich eine Trachtenschneiderei in Marktoberdorf bis heute erhalten.

Originalmuster der Haube in Knötchenstickerei aus Langenau, oben der Haubendeckel, unten das rechte Kopfteil.

Von der Kutsche zum Automobil

Die Geschichte der Familie und des Unternehmens Petera

Die Stadt Hohenelbe war Mitte des 19. Jahrhunderts schon ein bedeutendes Industriezentrum im böhmischen Vorland des Riesengebirges. Seit 1837 hatte die Dampfmaschine in den Fabriken der Papier- und Textilherstellung Einzug gehalten. Und das Handwerk hatte einen goldenen Boden.

Zu dieser Zeit - man schrieb das Jahr 1857 - begann der 17jährige Sohn eines Schneiders aus dem tschechischen Dorf Pecka bei Nová Paka, das Sattlerhandwerk zu lernen. Im nahen Hennersdorf - heute heißt es Dolní Branna - „lebte ein aufgewecktes, fleißiges, begütertes Bauernmädel, s´ Tischler-Annla. Ihr Vater war Tischler, betrieb die Kleinbauerei und schenkte nebenbei Bier aus.... Das Tischler-Annla war bereits 20 Jahre alt und wartete noch immer auf ihren Auserwählten. Da kam ein armer tschechischer Sattlergeselle, trank ein Bier und freite sie“ - so jedenfalls erzählt es die Enkelin dieses Ignác Theodor Petera aus Pecka. 1864 wurde diese deutsch-tschechische Verbindung durch Heirat besiegelt, nicht ohne Bedenken und Warnungen von beiden Seiten: „Du wirst bei dem tschechischen Handwerker noch die Kartoffeln in den Topf zählen müssen“ unkten die Freundinnen. Das aber hat die Anna Petera, geborene Koschtial, nie gemußt. Auch nicht, als sie für ihre große Familie samt Lehrlingen und Gehilfen zu kochen hatte.

In Hohenelbe, in der Gendorfstraße, eröffnete der junge Sattlermeister noch im selben Jahr eine Werkstatt: „Ignaz Theodor Petera, Fabrikation von Kutschen & Englische Sattlerei“. Der Handwerksbetrieb fertigte Pferdegeschirre, später Kutschen und Pferdeschlitten aller Art an. Da gab es z. B. die feinen Landauer, halbverdeckte Wagen als Herren- oder Damenkutschen. Eine Spezialität von Petera waren verglaste Wagen zur Personenbeförderung, als Postwagen oder für gewerbliche Zwecke. Auch für Sport und für Wettkämpfe gab es Kutschen und Schlitten. Holz-, Metall- und Lederteile - alles Erzeugnisse aus dem Hause Petera. Die Söhne hatten alle ein Handwerk gelernt und brachten nun ihr Können in den Betrieb ein. Auch die Töchter mußten mit anpacken. Von den 12 Kindern der Peteras erreichten 9 das Erwachsenenalter. Sparsamkeit und Fleiß ließen das Unternehmen wachsen, Petera mußte dazubauen. Es entstand das Haus Hohenelbe Nr. 100 am „Ziegenplatz“, wie ihn die Tschechen nennen (wir sagten Roßmarkt oder Peteraplatz), einer Erweiterung der Bahnhofstraße, wo das Zwackgassl von der Gendorfstraße zur Steinernen Brücke herabführt und die Kablikstraße beginnt. Vom Jahr 1900 an hieß die Firma „Ig. Th. Petera & Söhne“, weil neben dem Gründer Ignaz auch seine Söhne Theodor, Josef und Robert Gesellschafter waren. Nach des Vaters frühem Tod (1904) übernahmen sie den Betrieb in vollem Umfang. Inzwischen waren Petera-Erzeugnisse in den Kreisen der Großgrundbesitzer, Fabrikanten, Hoteliers und anderen begüterten Leuten bekannt und begehrt. Ein großer Teil der Fahrzeuge ging in die wohlhabenden Kurorte Westböhmens.

In den Jahren 1906 bis 1909 baut Petera auf dem Grundstück nahe dem Krankenhaus eine Fabrik. Die Mechanisierung der Produktion beginnt. Maschinen werden mit elektrischem Strom oder mit Dampf angetrieben. Wagner, Tischler, Schlosser, Dreher, Riemenmacher, Sattler, Polsterer, Näherinnen, Schleifer und Büroangestellte arbeiten dort, auch die Inhaber selbst und fertigen alles, was zur Ausstattung der Fahrzeuge erforderlich ist. Und schon bald wurde Petera vom Trend zum Automobil erfaßt: man baute Autokarosserien. Der erste Kunde war der Fabrikant Willi Jerie, dem die große Spinnerei an der Bahnhofstraße gehörte. Diesem Wendepunkt in der Firmengeschichte - er war 1908 - widmete das tschechische Nachfolgeunternehmen Škoda Auto AG im Jahr 1998 eine Festschrift „90 Jahre Automobilbau in Hohenelbe“, aus der mehrere hier verarbeitete Fakten und Abbildungen stammen. Man kann da lesen: „Die Herstellung der Karosserien wurde danach (d. h. nach dem für Jerie bestimmten Erstling) auf die Chassis verschiedener Marken erweitert, vorzugsweise auf die der Reichenberger Automobil Fabrik RAF, darunter sogar die offene Karosserie für den österreichischen Kaiser Franz Josef I. Vertretungen hatte man in Wien, Budapest, Krakau, Berlin und Leipzig. Weitere fünf waren es in Böhmen.“

Während des 1. Weltkriegs baute Petera Leiterwagen, Lafetten für Maschinengewehre, Rettungswagen, Schlitten für die Gebirgsjäger, aber auch weiterhin Pkw und Busse. Die Kutschenherstellung stellte man ab 1920 allmählich ein und konzentrierte sich auf Autoaufbauten. Auch Experimente mit Segelflugzeugen haben damals schon stattgefunden. In der ersten ČSR beschäftigte Petera bis zu 100 Arbeiter.

Im 2. Weltkrieg mußte wieder auf Armeeprodukte umgestellt werden. Motorfahrzeuge mit drehbar aufgebautem MG, Panjewagen, Zweiradanhänger, Flugzeugteile und das Segelflugzeug Grunau, das die Luftwaffe bei der Pilotenausbildung einsetzte. Das Stammpersonal wurde durch Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter verstärkt, da auch die Fabrikgebäude der „arisierten“ Weberei Österreicher als Werk II und die ebenfalls requirierte Goldmann-Weberei als Werk III dem Unternehmen zugeschlagen wurden. So wuchs die Belegschaft auf bis zu 750 Menschen an. Die letzten Privateigentümer der Peterawerke

bei Kriegsende 1945 waren: Josef Petera der Ältere (71), sein Sohn Josef (38) und dessen gleich alter Cousin Theodor. Und danach?

Karl Schneider meldete aus Hohenelbe im Juli 1945: „... der Fabrikant Petera ... alle seine Verwandten hatten schon längst den Ort verlassen müssen. Endlich mußte auch er innerhalb einer halben Stunde aus seiner Villa. Nun ist er schon in der dritten Wohnung."

Dieser Josef Petera starb am 24. Dezember 1947 in Ebersbach im Allgäu. - Im Dezember 1948 brachte Josef Renner in einem Heimatbrief die Kunde: Der ehemalige Mitchef der Fa. Petera, Theodor jun., hat hier in Kempten im Kasernengelände einen kleinen Betrieb errichtet und führt wieder Karosseriebauten mit einem kleinen Teil seiner alten Belegschaft aus. Das Gelände ist sehr ausbaufähig, nur fehlt es, wie uns allen, an Kapital. Doch durch zähe Ausdauer hat die kleine Firma während des letzten Jahres schon viel geschaffen.

Was wurde aus den Peterawerken in Hohenelbe? Die Škoda Festschrift gibt die Antwort: „Die Firma Ig. Th. Petera & Söhne - Besitz auf 25 Mio. Kronen(!) geschätzt - wurde im Jahre 1945 aufgrund des Dekrets zur Beschlagnahme deutschen Vermögens enteignet und unter die Volksverwaltung gestellt." Die Fabriken wurden zunächst als Severočescá karosarná Vrchlabí SEVKAR weitergeführt, aber „die Produktion litt unter dem durch die Abschiebung der deutschen Bevölkerung entstandenen Mangel an qualifizierten Arbeitern." Aha! Bald darauf, 1946, wurde im Zuge der fortschreitenden Sozialisierung nach sowjetischem Muster die selbständige Tätigkeit dieser Genossenschaft SEVKAR durch ihre Angliederung an das volkseigene Autobilwerk Mladá Boleslav, d. i. ŠKODA, beendet. Seitdem fertigte man in Hohenelbe kleine Nutzfahrzeuge für unterschiedliche Zwecke, alle auf der Basis von Škoda Pkws mit dem luftgekühlten Zweitakt-Heckmotor.

Das ging so bis Mitte der 70er Jahre bei einer Jahresproduktion von bis zu 7000 Stück. „An Nutzwagen Marke Škoda sind seit dem Jahre 1946 ca. 177 000 Stück hergestellt worden", meldet die Jubiläumsschrift als Bilanz nach 32 Jahren. Denn 1978 stellte man auf Pkw-Typen um und erhöhte die Produktion des Škoda 105/120/130 auf bis zu 14 628 Stück im Jahr 1986. Das war die Zeit, in der man begann, den Škoda unter den Namen Forman und Favorit mit Frontantrieb zu bauen.

Nach dem Ende der ČSSR kam 1991 die Einbeziehung von ŠKODA in den Volkswagenkonzern. Die Autos hatten seitdem Viertaktmotoren, behielten aber bis Mitte der 90er Jahre das gewohnte Aussehen eines Škoda Fahrzeugs. Erst in den Jahren 1997/98 folgten die heute weit verbreiteten Typen Škoda Felicia und Škoda Octavia. Heute firmiert das Unternehmen in der Tschechischen Republik und international unter ŠKODA AUTO AG.

Wenn diese Darstellung der Firmengeschichte den Leser erreicht, wird sich unsere Heimatstadt vermutlich schon auf das Jubiläum „100 Jahre Automobilbau in Hohenelbe“ rüsten. Anläßlich des Neunzigsten hatte sich ŠKODA AUTO AG jedenfalls noch stolz zu der Tradition der Firma PETERA bekannt.

Firmen-Embleme PETERA bis 1900

PETERA-Kreation 1910 für Fabrikant Haney, Rochlitz

zu deutsch: in den 30er Jahren

Mercedes Benz 540 Cabriolet 1936

Herbststimmung auf der weißen Wiese.

Dr. Karl Wilh. Fischer.

Weltferne Bergesstille! Auf weitem Wiesenplan
Kein Hauch, kein Laut stört die Natur in ihrem Schweigen,
Die von dem Sommer ahnungsbangen Abschied nimmt,
Um sich dem mondenlangen Winter nun zu neigen.
Die Wiesen leuchten hell, in letzte Glut getaucht,
Als wollten ihre Pracht sie einmal noch enthüllen,
Eh' kühler Schnee für lange Zeit sie schwer bedeckt
Und über sie die rauhen Nordlandsstürme brüllen.

Ein leichter Wind weht von dem Berg, wie Harfenton,
Wie banges Klagen klingt's in dieses Dämmerweben.
Er singt der letzten Sonnenstund' das Abendlied
Und singt's der letzten Blume, verhauchend Duft und Leben.
Der letzte Purpurschein verglüht, die Luft wird kühl
Und aus dem Moore feuchte graue Nebel steigen.
Sie spinnen ihre Schleier über den Wiesenplan,
Daß grau und trüb verdämmert der Tag im Nebelreigen.

Schneeschuhfahren im Riesengebirge

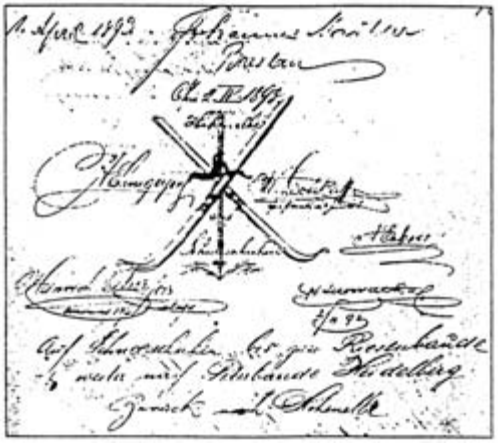
Ein Bericht a. d. Jahre 1893 von Heinrich Ther jun.

Es war am Morgen des 2ten April 1893, am Osterheiligen Sonntag, als laut Verabredung eine kleine Gesellschaft von Hohenelbe, bestehend aus den Herren Adalbert Ehinger jun., Anton Erben, Wilhelm Lischka, Karl Sirowatka und Heinrich Ther junior, sich um 6 1/2 Uhr früh am Rendezvousplatz (Hotel Mohren) einfand, um eine Riesen-Riesengebirgstour auszuführen.

Noch herrschte eine ziemliche Ruhe in unserem Städtchen, als leise einer nach dem andern aus je einer Windrichtung mit Rucksack, Stock und Ski heranrückte. Und mit dem siebenten Glockenschlage befanden wir uns am sogenannten Steinweg in Oberhohenelbe, wo der Aufstieg begann. Es war ein wunderbarer, klarer, frischer Morgen, und alles freute sich des schönen Tags, nicht nur die Menschen, auch die Vögel sangen hell in den Morgen hinein wie als Gebet. Der festgefrorene Schnee sowie der theilweise Mangel an Schnee in den Niederungen ließen die Fahrt mit den Schneeschuhen noch nicht zu und mußten deshalb diese über Pommerndorf, Füllebauden bis Lahrbauden nachgezogen werden. Hier aber wurden die Ski festgeschnallt, und lustig gieng es vorwärts, denn der noch viele Meter hohe Schnee hierselbst war bereits von den Strahlen der Sonne weicher geworden und bildete eine vorzüglich befahrbare Bahn. Man glaubt gar nicht, wie dem Fahrer das Stückchen Holz ans Herz wachsen kann. Alles jauchzte, die Ski endlich an Füßen behalten zu können. Sofort begann eine Probefahrt in das vor uns liegende Thal. Reizend, herrlich, wunderbar! war der Ausruf aller. In Colonne ging es weiter nach den hinteren Rennerbauden. Von da erstiegen wir sodann den 1500 Meter hohen Brunnberg und flogen pfeilschnell in schiefer Richtung in das Thal hinab der Riesenbaude zu.

Ah, wie war das schön! Auf der weiten, weiten Schneefläche waren wir die einzigen, welche selbe belebten. Eine kleine Rast wird gemacht. Den Rucksack unterm Kopf ruhen wir eine kleine Weile, um uns an mitgenommenem Cognac, Kümmel, Sherry und Fleisch und Brot etc. ein wenig zu erquicken. Und wieder geht es weiter auf der weißen Schneefläche, vor uns die Koppe, blank, ohne Schnee. Während der Tour hat Herr Sirowatka mit seinem mitgenommenen Apparat die Gruppe in den verschiedenen Variationen photographiert. Wir fahren bis zur Riesenbaude, schnallen die Ski ab und nehmen den Aufstieg zur Koppe zu Fuß vor. Mittags 12 Uhr erreichten wir die österr. Baude am Kogel und ließen vom Wirt Herrn Kirchschlager ein kräftiges Mittagessen bereiten und einige Flaschen Wein geben. Alle Hochachtung dem Koppenwirt, wir waren groß zufrieden.

Nach einer längeren Ruhestunde, gekräftigt durch ein nahrhaftes Essen, giengs hinaus, um eine kleine Rundschau zu halten. Es war ein herrliches, unvergleichlich schönes Bild, das sich unseren Blicken darbot, denn nach der böhmischen Seite zu war es die herrlichste Winterlandschaft, weit und breit hohe Berge und tiefe Thäler und Abgründe, mit Schnee und Eis bedeckt, und in entgegengesetzter Richtung das deutsche Land im halben Frühlingsschmuck: grüne Wiesen und Äcker und staubige Straßen, nur die Bäume entbehrten noch des grünen Kleides, sonst jedoch kein Fleckchen Schnee weit und breit zu erblicken. Welch ein Contrast, man sollte es nicht für möglich halten und doch ist es so.



Auf der Koppe ließen wir uns das Fremdenbuch geben, und wir sahen darin, daß auch einige reichsdeutsche Skifahrer eingeschrieben waren. Es diene denen, die sich dafür interessieren, zur Kenntnis, daß wohl keiner den Koppenkogel per Ski besteigen wird, und wenn das wirklich in einem sehr günstigen Falle bei sehr günstigem Schnee und Wetter möglich (sein sollte), so ist die Abfahrt wohl stets eine Unmöglichkeit. Wer das für möglich erklärt, ist ein Aufschneider. Der fürchterlich steile Abgrund, welcher sich den Augen hier darbietet, gebietet einem jeden, auch dem Verwegensten, ein energisches Halt, denn niemand kann die Abfahrt unternehmen, wenn ihm an seinem Leben gelegen ist. Nicht nur verbietet es der steile Absturz, sondern auch die Unregelmäßigkeit des Schnees. Hier oben spielen zu jeder Tages- und Jahreszeit Sturm und Wind die Hauptrolle. Somit sind manche Stellen des Kogels blank von Schnee, theils wieder sind enorme Massen aufeinander. Dort wieder hat sich eine Lawine gebildet, hier aber - kaum zu erkennen - gucken nackte Steinspitzen hervor, die vielleicht gefährlichsten Gegner des Skifahrers, weil wenn derselbe bei diesem Abgrund mit solchen in Berührung kommt, er meiner Ansicht nach unrettbar verloren ist.

Wir trugen uns ebenfalls ins Fremdenbuch ein und stiegen sodann den gewöhnlichen Weg in Serpentinen, meistens auf Eiskrusten, abwärts bis zur Riesenbaude, wo wir noch einen Kaffee tranken, und rüsteten dann unsere getreuen Hölzer, schnallten an, und weiter giengs auf der weiten Fläche, manchmal über ein Stück vorguckendes Knieholz stolpernd, der Heinrichsbaude zu. Hierselbst wurde eine kleine Rast gemacht, und dann fuhren wir weiter gegen die Mittagsteine und die Sturmhaube, von wo es dann pfeilschnell der Spindlerbaude zu gieng, welche um 5 Uhr erreicht wurde. Eine kleine Stärkung aus Rucksack und Tasche genügt und fort geht es dem für heute vorgesetzten Ziele zu, der Peterbaude, welche wir glücklich - und kann sagen unermüdet - um 1/2 6 Uhr erreichten, denn einige der Herren machen noch ein paar Abfahrten in das vor uns liegende Thal, welches ein sehr günstiges Terrain für Skiläufer bildet.

In der Peterbaude fanden wir uns bekannte Herren aus der Stadt, auch Anfänger im Skilauf, und es beginnt eine rege, angenehme Unterhaltung. Ein kräftiges Abendbrot und einige Glas lang ersehntes gutes Bier wurden vom Wirt geboten, und nun wird es erst recht gemütlich. Der eine spielt, die anderen beginnen zu tanzen, da muß alles mithalten, was eine Schürze trägt. Sogar Quadrille und Sirocker wird getanzt bis endlich um 10 1/4 Uhr zu Bette gegangen wird. Selbstredend schlafen immer einige zusammen in einem Zimmer, und die Unterhaltung zwischen den Zimmergenossen geht noch lange in lustigster, tollster Weise weiter bis ein gebietendes Wort des einen doch endlich Ruhe herstellt. Trotz allem stellte sich der Schlaf bei keinem in der Weise ein wie wir vermuteten. Es mußte wohl die außergewöhnliche Erregung und Anstrengung des Körpers der Grund gewesen sein, daß man zu keinem festen richtigen Schlaf kommen konnte.

Um 7 Uhr begaben wir uns zum Frühstück, sodann wurde - einer landesüblichen Sitte gemäß - nicht versäumt, das weibliche Personal der Peterbaude ordentlich durchzuschmeckostern. Der Lohn an Eiern blieb nicht aus. Mancher verlangte jedoch noch mehr. Um 1/2 8 Uhr wurde angeschnallt, und wir machten einige Probefahrten ins Thal hinab mit außergewöhnlicher Schnelligkeit, denn der Schnee war noch hart gefroren, somit zum Aufbrechen noch nicht recht geeignet. Eine 1/2 Stunde später jedoch drängte dann jeder zum Aufbruch. Man rüstete die Ski, schnallte an, und lustig gieng es vorwärts, den Mädelsteinen und den Mannsteinen zu, dann ein Stück schlechten Weges über Knieholz und Steine und hinab zum Fuße des Hohen Rades.

Also hier hinauf! Na prost Mahlzeit, das war ein tüchtiges Stück Arbeit, die Spitze dieses Berges zu erklimmen, von oben dafür eine lohnende, reizende Rundsicht in das deutsche Land. Nach kurzer Frist geht es weiter, der Schneegrubenbaude zu, wo wir uns etwas stärken, um dann die letzte, große Tour ohne Unterbrechung bis auf den Heidelberg zu vollenden.

Nach einstündiger Rast brachen wir auf, schnallten unsere Ski an, und sausend geht es dem Elbequellenthale zu, dann hinauf auf den Krkonoš und am Kamm desselben entlang.

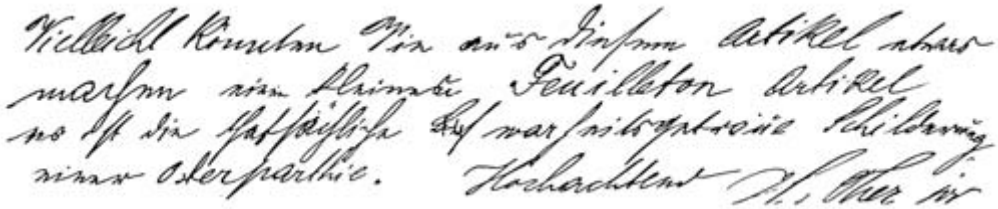
Daselbst eine herrliche Aussicht ins österreichische Gebiet und auf die ganze Riesengebirgskette. Wir sehen nach längerer Fahrt endlich im Thale unten die Schüsselbauden.

Vom Kamm des Krkonoš nach den Schüsselbauden war es für uns die lohnendste Abfahrt, eine prachtvolle Fahrt, welche mit Windeseile binnen weniger Minuten vollzogen wurde. Stehend werden die letzten Tropfen der Flasche zu sich genommen und was der Rucksack sonst noch bietet um die lechzenden Kehlen zu befeuchten, denn noch haben wir 2 1/2 Stunden zu fahren, bis wir unser Ziel erreichen. Und es war die mühseligste Fahrt und zugleich die am wenigsten lohnende, die uns noch bevorstand : in den Waldschneisen bergauf und thalab. Die Mittagssonne brannte furchtbar, der Schnee - theilweise weich wie ein Brei, theils hart gefroren - erschwert die Fahrt bedeutend. Nach einer Stunde mühseliger Fahrt, da fragt einer den andern: „Hast du denn nichts mehr zu trinken? Nur einen Schluck! Mir brennen die Kehle und die Lippen.“ Doch traurig schüttelt jeder verneinend das Haupt. Weit und breit keine Baude, keine Quelle, kein lebendes Wesen außer hin und wieder der Aufflug eines Birkhahns oder einer Birkhenne. Man sieht sich genötigt, Schnee zu essen.

Ab und zu setzt man sich auf einen Baumstumpf, gräbt etwas reinen Schnee und gibt denselben in die leere Flasche. Durch Erwärmung auf dem Körper erzeugt man auf diese Weise etwas gemäßigt kaltes Wasser, um ein wenig den Durst löschen zu können. Die Schneisen sind manchmal so steil, daß es schwer fällt, selbe zu erklimmen, und infolge vieler Meter hohen Schnees ist es unmöglich, sich der Ski zu entledigen und zu Fuß die Tour fortzusetzen, denn der Versuch zeigte, daß man bis an die Hüften in den weichen Schnee einsank und keinen Schritt weiterkam. Man spricht sich gegenseitig Muth zu, und so geht es dann wirklich noch 6 mal auf und ab bis wir endlich den Thurm des Heidelberges erblicken. Ein frohes Hali Hallo - noch eine Höhe ist zu erklimmen - wir sind am Ziel.

Es war eine Riesentour, die wir zurückgelegt, eine colossale Anforderung, die wir an unsere Kräfte gestellt hatten. Schweißtriefend und durchnäßt kamen wir um 3 Uhr nachmittags in der Heidelberg Restauration an. Froh bewegt atmete jeder auf und freute sich, am Ziele zu sein. Wir machten Toilette, ruhten aus und stärkten uns mit Speise und Trank bis wir nach 2 1/2 stündiger Rast die uns schon bekannte oft unternommene Heidelberg(abfahrt) für diese Saison zum letzten Male unternahmen. Die Abfahrt war eine prachtvolle und lohnende. In 1/2 Stunde waren wir glücklich in der Igelsgasse (Oberhohenelbe, beim Glöckl) angelangt, wo wegen Schneemangel abgeschnallt wurde. Punkt 1/2 7 Uhr befand sich jeder beim heimatlichen Herde.

Wohl können wir stolz sein auf unsere Fahrt. Es ist die erste, welche von österreichischen Skiläufern unternommen wurde, die einzige bisher überhaupt, die in dieser Ausdehnung im Riesengebirge vollführt wurde.



Vielleicht können Sie aus diesem Artikel etwas machen, einen kleinen Feuilleton Artikel. Es ist die tatsächliche wahrheitsgetreue Schilderung einer Osterpartie. Hochachtend
H. Ther jun .

Kommentare und Reaktionen auf die Vorstellung des Berichtes von 1893

Das also war der Originaltext von 1893. Im Jahr 2001 entdeckte ihn Miloslav Bartoš auf dem Speicher des Augustinerklosters in Hohenelbe, wohin im Zweiten Weltkrieg die Bestände des Riesengebirgsmuseums gebracht worden waren. Im Jahr darauf, bei einem Treffen ehemaliger Hohenelber Schüler in Marktoberdorf, las die Tochter jenes Karl Sirowatka den alten Text vor. Unter den Zuhörern saß auch ein Nachkomme aus der Familie Ther. Was für eine schöne Brücke zur Gegenwart! Dasselbe kann man auch von den Kommentaren und Reaktionen sagen, die auf das Bekanntwerden des Textes erfolgten. Hier eine Auswahl:

Hannes Otto Ther, ein Großneffe jenes Heinrich Ther jun., sorgte für eine Veröffentlichung des Tourenprotokolls in der Zeitschrift *alpinwelt* Heft 1/2003 der AV-Sektionen München und Oberland. Aus seiner Einführung dazu zitiere ich: „Unsere Skipioniere aus Hohenelbe hatten Bretter nach norwegischem Vorbild. Man ging und fuhr mit nur einem Stock. Für die Aufstiege hatte man keine Felle. Umso bemerkenswerter sind die Gehzeiten für die weit über 20 km langen Tagesetappen. Aus eigener Kindheit und Jugend erinnere ich mich gut an die beschriebene Route. Der Autor des Originalberichts ist mein Großonkel Heinrich Ther. Er ist 1930 - ein Jahr nach meiner Geburt - verstorben. In der Familie wurde erzählt, daß er als gut situierter Kaufmann allerlei Reisen in der weiten Welt gemacht hatte. Seine frühen sportlichen Unternehmungen waren uns weniger geläufig. Als er 1893 die Riesengebirgstour „auf Schneeschuhen“ mitmachte, war Heinrich Ther 35 Jahre alt.“

Vermutlich eine Urenkelin des Adalbert Ehinger jun. ist Irene Kurpiela, geborene Rotter (die Rotter Ina). Ihr Urgroßvater war ein Adalbert Ehinger, der in Schwarzental eine oder zwei Fabriken zur Textilbearbeitung besaß. Dieser Ehinger war um die fragliche Zeit etwa 50 Jahre alt. Wenn Irene K. mit ihrer Vermutung recht hat, daß dieser Adalbert einer der fünf war, dann gibt es mit Dr. Christian Ehinger noch einen weiteren Nachfahren des Skipioniers „A. Ehinger“ von 1893. Wer der Anton Erben war, weiß man nicht. Der Name Erben war im Elbetal sehr häufig. Seltener dagegen war Lischka. Ob der Wilhelm Lischka ein Hohenelber war oder nur dort gerade seinem Beruf nachging? „Lischka, Forstadjunkt“

vermerkt Heinz Polednik in seinem Buch „Stolze Erinnerungen“. Forstleute waren mit die ersten Gebirgsbewohner, die sich aufs Skifahren verstanden, dafür sorgten schon ihre Dienstherren, die Grafen, sehr frühzeitig.

Jetzt bleibt noch als Fünfter Karl Sirowatka. Er war zur Zeit der Osterpartie 1893 zweiunddreißig Jahre alt. In Hohenelbe geboren, hatte er eine Prager Handelsschule absolviert um sich danach in seiner Heimatstadt im Haus Nr. 191 als Kaufmann niederzulassen. „“Mein Vater war bekannt als sehr lustig“ - schreibt seine Tochter wörtlich - und betont, daß er erst 1922 geheiratet hat, eine 27jährige Gabriele Erben, und daß 1923 der Sohn Karli zur Welt kam, dem vier Jahre später ein Schwesterchen namens Luise folgte, „das heute noch da ist“, nämlich die Luise Chaloupská, jetzt immer noch in Oberhohenelbe zu Hause. Ihren Vater „kennt“ die Siri aber nur vom Hörensagen, denn er starb, als das Töchterchen etwa ein Jahr alt war, im Mai 1928. Es war gerade der Hochzeitstag, der sechste, von Gabriele und Karl Sirowatka. Die Witwe überlebte ihren Mann, auf den Tag genau, 50 Jahre! Sie starb am 17. Mai 1978 in Hohenelbe/Vrchlabí.

„Kurze Streiflichter auf die Skigeschichte
der Sudetenländer und der Tatra vor dem ersten Weltkrieg“

So ist eine fünfseitige Chronologie überschrieben in dem schon vorher genannten Buch „Stolze Erinnerungen“ von Polednik. Die das Riesengebirge und Ostböhmen betreffenden Daten sind hier zusammengefaßt:

1880 - Die beiden Söhne des Stadtrats Krause aus Hirschberg - Dr. Krause hatte drei Paar Skier von einem norwegischen Kapitän gekauft - kommen mit Schneeschuhen auf die Peterbaude und lassen ein Paar „zur Einführung“ dort.

1886 - Der Lehrer Kajetan Baier läuft in Schwarzental Ski.
1889/90 - Hauptmann a. D. Vorwerg zieht die ersten Skispuren auf der Goldhöhe bei Schüsselbauden. Der Oberförster Alois Schoupa aus Josefstal beschafft sich Skier aus Kristiania. Er läuft mit dem Forstadjunkten Wenzel Lischka Ski. Dieser ließ sich seine Bretteln nach dem norwegischen Original seines Vorgesetzten in der Brettsäge von Josefstal herstellen.
1891 - Franz Baudisch, Tischlermeister in Jungbuch, nimmt als Erster in Österreich die Herstellung von Skiern in größerem Umfang auf. Von ihm erschien 1893/94 - eine Preisliste mit einer umfangreichen Gebrauchsanleitung, in der er „für das Einfetten der Skier auf der Tour am besten Talg, feuchtes Salz oder auch einen Häring“ empfiehlt. Im November dieses Jahres bestellten Carl Faltis aus Trautenau und der Postmeister Ettrich aus Hermannseifen Skier in Kristiania.
1891/92 - Der Eisklub in Hohenelbe bezieht seine ersten Skier aus Klagenfurt. **Karl Sirowatka** kauft während einer Reise in Schweden Skier. Der Hohenelber Ferdinand Franz Rotter bestellt norwegische Schneeschuhe. Diese werden später das Vorbild für eine eigene Skierzeugung.
1893 - Fünf Hohenelber - Karl Sirowatka, Heinrich Ther, Anton Erben, Adalbert Ehinger und Forstadjunkt Lischka - unternehmen eine zweitägige Skiwanderung über den Hauptkamm des Riesengebirges. Sie laufen mit einem Stock und Rohrstabbindung.
Ende des Winters verteilt die Graf Harrach´sche Forstverwaltung Skier an ihr Personal. Sie wurden von den Tischlern Pouliček und Engel in Rochlitz nach einem norwegischen Muster aus Rotbuche hergestellt.
1894 - Sieben Rochlitzer unternehmen Skifahrten zur Elbfall- und zur Schneegrubenbaude. Bei einem Abfahrtslauf auf der Lehne Passek - Rochlitz verwenden Hauptmann a. D. Vorwerg und ein in Breslau studierender Norweger zwei Stöcke.
1895 - Gründung des Český-Skiclubs in Prag und des Český-Krkonošský-Spolek-Ski in Starkenbach.
1896 - Gründung der Sektion Hohenelbe des Österreichischen Skivereins 1893. Erster Vorsitzender Guido Rotter.
1897 - In Starkenbach findet ein Skirennen statt, das von 8000 Zuschauern besucht wird.
1898 - Gründung des Vereins Deutscher Skiläufer in Hohenelbe durch Guido Rotter d. Ä., Iwan Böhm, Adalbert Ehinger d. Ä., Dr. Kraus, Christian König, Franz Walter und Libor Webenhöfer; insgesamt 40 Mitglieder.
1899 - Guido Rotter beschenkt sämtliche Gebirgsschulen des Riesengebirges mit Skiern. Der Lehrer Johann Kühnel in Krausebauden ersetzt den Winter-Turnunterricht durch Schneeschuhübungen.
1902 - Der Wintersportverein Spindelmühle wird gegründet. Erste große internationale Veranstaltung des Vereins deutscher Skiläufer in Hohenelbe unter der Teilnahme ausgezeichneter Norweger.
1903 - Gründung des Schneeschuhläufervereins „Rübezahl“ Pommerndorf-Rennerbau-

den. Am 22.2. veranstaltet der Verein deutscher Skiläufer in Hohenelbe allgemeine Lang- und Sprungläufe für die Riesengebirgsjugend. Gründung des „Schneeschuhläuferverbandes Riesengebirge“ (später: Verband deutscher Wintersportvereine im Riesengebirge) unter Einbeziehung des Ski-Clubs „Windsbraut“ Schreiberhau. Vorsitzender Guido Rotter der Ältere.

1904 - Am 2. 12. wird der Wintersportverein „Aupatal“ gegründet. Erster Verbandswettlauf des „Schneeschuhläuferverbandes Riesengebirge“ in Oberhohenelbe.

1905 - Der Verein deutscher Skiläufer in Hohenelbe lädt am 4. Mai im Einvernehmen mit dem Verband steirischer Skiläufer und dem Skiclub Schwarzwald alle österreichischen Skivereine nach München ein. Dort erfolgt am 4.11. im Augustinerbräu die Gründung des Österreichischen Skiverbandes; 1. Vorsitzender: Guido Rotter.

1907 - Erster Skikurs in Hohenelbe unter Leitung des Norwegers Rasmus Dahl. Johann Hollmann, Spindelmühle, gewinnt die erste DSV-Skimeisterschaft in Schreiberhau.Der Bezirksschulrat in Hohenelbe gibt über Ersuchen des Vereins deutscher Skiläufer in Hohenelbe die Weisung, in höher gelegenen Gebirgsschulen im Winter an Stelle des Turnunterrichtes den Kindern Anleitung im Skilaufen zu geben.

1909 - Gründung des Skiläufervereins Hackelsdorf. Erster elektrischer Rodelaufzug Österreichs in Spindelmühle.

1910 - 4. Österreichische Skimeisterschaft in Spindelmühle. Sieger: Franz Buchberger, Spindelmühle.

1912 - Franz Buchberger ist der überragende Wettläufer dieses Jahres. Guido Rotter d. Ä. (Hohenelbe), Wilhelm Pick (Spindelmühle) und Ernst Just (Marschendorf) werden am 20.9. in den Vorstand des ÖSV gewählt.

Zusammenpacken - und ab nach Ägypten!

Eine Buchempfehlung von W. F.

Die heilige Familie befindet sich auf der Flucht vor den Häschern des Königs Herodes. Es muß wohl so um 1900 „unserer Zeitrechnung“ sein. Steht nicht drin in der Erzählung, ist aber so, denn Franz Tschertner, Pfarrer von Grulich, ist seit 1889 als Dechant in Hohenelbe im Amt und wird es erst 1907 wieder verlassen. Möglich ist alles, so auch, daß der Weg nach Ägypten über die Oberlausitz in das verschneite Königreich Böhmen hereinführt. Eines Tages kommt so Maria mit ihrem Knäblein und Josef und dem biblischen Esel nach Hohenelbe. Das ist der Grund, weshalb der in Reichenberg 1923 geborene Otfried Preußler in diesem Buch über Hohenelbe einen Platz findet zum Vergnügen - hoffe ich - meiner Leser. Denn diese „Flucht nach Ägypten“ ist mehr als ein launiger Spaß.

Leseprobe aus Otfried Preußler: Die Flucht nach Ägypten, dtv Taschenbuch ISBN 3-423-01707-4. „Kapitel Numero fünfundzwanzig, worin wir von einer im Städtchen Hohenelbe gehaltenen Sonntagspredigt erfahren werden - sowie von der namenlosen Betrübnis, welche sie bei der Muttergottes zur Folge hat“.

Nach der Morgensuppe haben sich die biblischen Wandersleute gleich wiederum aufgemacht und sind weitergezogen, von Waltersdorf auf der Straße nach Hohenelbe zu, und es hat sich der Esel Gottes schon ausgerechnet, daß sie an diesem Tag vielleicht noch bis Schatzlar hinauf es schaffen möchten. Und so ist er natürlich darauf bedacht gewesen, daß sie auf ihrem heutigen Wege nach Möglichkeit nirgends sich lange aufhalten.

Wie sie jedoch nach Hohenelbe gekommen sind, da haben bei ihrer Ankunft die Glocken vom Turm der Stadtkirche gerade zur Sonntagsmesse geläutet; und wie das die Muttergottes gehört hat, da meint sie zum heiligen Josef: In Anbetracht dessen, daß heute Sonntag ist, möchte sich´s schon gehören, daß man zumindest auf einen Sprung in die Kirche geht. Und wenn auch der heilige Josef des Esels wegen nicht mitkommen können wird, möchte doch wenigstens sie auf ein Vaterunser hineinschauen.

Da müssen der heilige Josef und der Esel des Herrn die Muttergottes gewähren lassen und sind mit dem lieben Jesulein draußen zurückgeblieben, während sie in die Kirche hineingeht, wo längst schon die heilige Messe begonnen hat. Eben jetzt, wo die Muttergottes im Winkel neben der Tür sich zum Beten hinkniet, da fügt es sich, daß der Herr Dechant Tschertner gerade zur Kanzel emporsteigt: Er tut sich ein bissl schwer dabei, weil er ein alter Herr ist, und manchmal, besonders beim Treppensteigen, gerät er vorübergehend in Atemnot. Schließlich jedoch, wie er oben ist auf der Kanzel, und wie er nach kurzem Verschnaufen dann mit der Predigt anhebt, da läßt er wie eh und je seine Stimme erschallen, als möchte es an der nötigen Luft ihm niemals ermangelt haben.

Es hat aber der Herr Dechant Tschertner an diesem Sonntag, welches der Sonntag nach dem Dreikönigsfest ja gewesen ist, zum Gegenstand seiner Predigt sich eine Stelle beim Evangelisten Matthäus erwählt gehabt, ohne daß er natürlich hat wissen können, daß ausgerechnet die Muttergottes ihm zuhören wird dabei.

Nämlich es hat der Herr Dechant Tschertner zum Ausgangspunkt seiner Predigt die Flucht nach Ägypten erwählt gehabt - no, und da wird man sich nicht verwundern dürfen über die Muttergottes, wenn sie ein bissl länger sich in der Kirche verweilt hat, als ursprünglich mit dem heiligen Josef ausgemacht.

Die Flucht nach Ägypten hat Herr Dechant Tschertner zum Anlaß genommen, daß er an ihrem Beispiel der Christengemeinde von Hohenelbe im ersten Teil seiner Kanzelrede vor Augen führt, wie man vertrauensvoll immer und allezeit in den Willen des Allerhöchsten sich fügen soll: so wie der heilige Josef es damals getan hat in Bethlehem, wo bei Nacht ihm der Engel des Herrn erschienen ist mit der Botschaft, sie sollen sich auf der Stelle zusammenpacken - und ab nach Ägypten! „Das muß man sich nämlich, Geliebte im Herrn, einmal vorstellen“, sagt der Herr Dechant Tschertner, „wenn eines schönen Tages wir selber zu nächtlicher Stunde in unseren Häusern möchten vom Schlaf erweckt werden, und man täte uns abverlangen, daß wir noch diese Nacht uns von Hohenelbe hinwegbegeben, bei Mitnahme lediglich dessen, was man im Reisebündel - no, sagen wir also in einem Rucksack tragen kann. Und dann, nach dem Willen Gottes, möchten wir also hinausmüssen auf die Landstraße und den Weg nach Ägypten - oder sonstwohin... Wer von uns, wie wir dahier in Christus Jesus versammelt sind, möchte es diesfalls dem heiligen Josef wohl gleichtun können, indem er in solchen Ratschluß sich fügen möchte ganz ohne jegliches Murren, Klagen und zweifelndes Aufbegehren?“ Obzwar ja natürlich, wie der Herr Dechant Tschertner hinzufügt, nach aller Voraussicht kaum zu befürchten steht, daß man gerade hierorts die Probe auf das soeben vor Augen gestellte Exempel jemals wird machen müssen.

So ist er denn fortgefahren in seiner Predigt und hat einem weiteren Punkt der Betrachtung sich zugewandt, indem er die Frage aufwirft, was denn die Folge möchte gewesen sein, wenn damals der heilige Josef dem Willen Gottes sich widersetzt haben möchte, aus

Dummheit oder aus Trägheit oder aus sonst einem Grunde des Ungehorsams? Es möchte dann nicht nur das liebe Jesulein den Herodischen Kriegsknechten in die Hände gefallen sein - Nein! auch noch etwas anderes möchte der heilige Josef durch seinen Ungehorsam verschuldet haben. „Nämlich, wie hätte denn Gottes Wort sich an uns erfüllen sollen, wenn man das liebe Jesulein damals in Bethlehem möchte getötet haben? Da möchte das Werk der Erlösung ja schon zunichte geworden sein - lange bevor unser Herr und Heiland es hätte vollbringen können."

Wie das die Muttergottes in ihrem Winkel gehört hat, da hat sie vom ganzen Herzen dem beigepflichtet. Wenn sie dem heiligen Josef erzählen wird, denkt sie, wie schön man von ihm gepredigt hat, wird er mit Recht sich darüber freuen und es gewiß ihr nicht übelnehmen, daß er ein bissl länger nun auf sie warten muß. Es hat aber der Herr Dechant Tschertner indessen den dritten und letzten Teil seiner Predigt begonnen, mit seiner Betrachtung darüber, wie sehr man natürlich dem heiligen Josef danken muß, daß er dem Willen des Allerhöchsten in jener Nacht sich gehorsam bezeigt hat, freudig und auf der Stelle: „Doch mehr noch", sagte er, „muß man dem himmlischen Vater selber danken, daß er uns seinen eingeborenen Sohn bewahrt hat vor aller Herodischen Nachstellung..."

Und dann stellt er, nach kurzem Besinnen, sich und den Gläubigen unvermittelt die Frage; „Ob wohl der heilige Josef - und ob wohl die Muttergottes damals bereits geahnt haben werden, welche Bewandtnis es mit der Flucht nach Ägypten gehabt hat? Denn freilich, sie haben dem lieben Jesulein vorerst das Leben zwar retten können auf diesem Wege. Aber es ist ja der Weg nach Ägypten im Grunde genommen der Anfang von jenem Wege bereits gewesen, welcher in späteren Jahren zu unser aller Erlösung dort sich geendigt hat - auf dem Berge Golgatha." Damit streckt er den Arm aus und deutet zur Wand hinüber, auf den Gekreuzigten mit der Dornenkrone.

Wie nun die Muttergottes ihn solchermaßen hat sprechen hören, und wie der Dechant Tschertner den Blick ihr dabei auf den Heiland am Kreuz gelenkt hat, den bleichen, vom Blut überströmten, und wie sie begreift, daß ihr lieber und leiblicher Sohn es ist, welchen man da mit Dornen bekrönt und ans Kreuz geschlagen hat: Da trifft es die Muttergottes mit sieben Schwertern, so daß sie im Schmerz erstarrt. Und weder achtet sie des Herrn Dechants, wie er nun von der Kanzel wieder hinabsteigt, noch achtet sie auf das Klingeln der Ministranten, auf Orgelspiel und Gesang - und selbst dann, wie die heilige Messe zu Ende gewesen ist und die Leute nach Hause gehen: selbst dann noch hat sie in ihrem Winkel gekniet, wie zu Stein geworden. Und erst, wie der heilige Josef nach ihr geschaut hat, erst dann ist sie langsam wieder zu sich gekommen und hat zu ihm aufgeschaut. Und es ist eine solche Trauer gewesen in ihrem Angesicht, daß der heilige Josef aus Mitleid sich unwillkürlich vor ihr bekreuzigt hat.

Und so ist sie dann aufgestanden, die Muttergottes, und ohne daß sie ein Wort gesagt hat zum heiligen Josef, hat sie das liebe Jesulein wieder ihm abgenommen; und kaum, daß sie

vor der Kirche draußen den Esel Gottes bestiegen hat, schlägt sie den Saum ihres Mantels sich über den Kopf nach vorn und hat mit dem lieben Jesulein sich darunter eingehüllt... Und so haben sie eiligen Schrittes die Wanderung wieder aufgenommen.

Benno Dlouhy: Holzschnitt Kirche im Winter

Rübezahl als Quargelmann

Von Else Schnabel

Er hieß „Ettrich“ und kam aus Schreibendorf. Er brachte uns alle Wochen die „Quargeln“, jene kleinen, köstlichen Quarkkäse, die jeder Riesengebirgler kennt und schätzt. Ich bin ihnen seither nicht mehr begegnet. Meine Vater liebte sie besonders. Wenn ich nur an sie denke, schmecke ich das würzige Aroma auf der Zunge. Sie waren milde im Geschmack, trotz des Paprikas, in den sie gehüllt waren und dem sie ihre schöne Farbe verdankten. Reinlich in Reihen geschlichtet, ruhten sie in eigens dafür gearbeiteten Holzkistchen, die fürsorglich in feuchte Tücher gehüllt wurden, damit die Käse frisch und saftig blieben. Viele solcher „Quargelkistel“ hatten in einer Kraxe Platz, die der brave Ettrich jahrein, jahraus auf seinem Rücken ins Tal herab trug.

Aber, ich will ja nicht von den Quargeln erzählen, sondern von dem, der sie uns brachte. So lang ich denken kann, kam er so zu uns, ein alter, schmächtiger Mann mit verwitterten

Zügen und einem langen, flammend roten Bart. Er hielt sich sehr gerade, obwohl doch die Kraxe, seine geliebte Käsefuhre, schwer auf seinem Rücken gelastet haben mußte. Woher und warum der alte Ettrich in unserer Familie den Spitznamen „Rübezahl“ erhalten hatte, weiß ich nicht. Nun sah er aber tatsächlich so aus, wie sich die Phantasie unserer Gebirgler den Berggeist vorstellt. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich mich stets aus dem Staube machte, wenn unser „Rübezahl“ im Hause auftauschte. Ich fürchtete mich, hatte wohl nie ein ganz reines Gewissen, die wilde kleine Hummel, die ich war. Der alte Ettrich war sehr schweigsam. Doch er hatte freundliche blaue Augen. Diese Augen waren es schließlich auch, die mir die Kinderangst vor dem „Rübezahl“ nahmen.

Als ich groß geworden war, lernte ich, über meine Kinderängste zu lächeln. Aber in einem Winkel meines Herzens sehnte ich mich zurück nach jener Zeit, da ich noch so glücklich unwissend, so töricht bange und so unwiederbringlich geborgen war, damals! Wenn der alte Ettrich noch lebte, dann wollte ich ihm danken für alle die heilsame Furcht, für das Bild des Rübezahls, das ich durch ihn in mir trage. Und - für die Quargeln. Ja, für sie ebenfalls, denn auch ihnen gilt mein Heimweh.

Damals - als ich in Schreibendorf Milch holte

Von Gitta Gnausch-Reil

Mit Schreibendorf verbinden sich nicht nur Erinnerungen an sonntägliche Ausflüge mit den Eltern, gekrönt von der Einkehr im Gasthaus Fink bei Schlagsahne, Kuchen und Kaffee aus dickwandigen Gläsern und Musik aus dem Orchestrion. Dort wohnte auch „unser“ Bauer Wonka. Jede Woche kam er mit Pferd und Fuhrwerk in die Stadt und versorgte unsere drei Familien im Haus mit Milch, Butter und Kartoffeln. Zu den Feiertagen gab es einen Viertelliter Rahm gratis. Herr Wonka war groß, robust und rothaarig, seine Frau war klein und zierlich mit roten Apfelbäckchen.

Irgendwann zu Kriegszeiten konnte er nicht mehr kommen, und wir mußten uns die Milch selbst von seinem Hof holen. Das war meine Aufgabe und die meines Cousins, wir wechselten uns ab. Der Weg dorthin war lang und langweilig, fand ich. Um eine Schulfreundin als Begleitung zu gewinnen, bot ich ihr saure Gurken als Wegzehrung an, die bei uns damals sehr begehrt waren. Und das klappte. Wir holten uns beim Fetscher-Kaufmann die Gurken und verteilten sie in die zwei großen Blechkannen. Ab dem Gelben Kreuz ging es kauend und schwatzend bergauf bis ungefähr zur Kapelle. Die Gurken waren nun aufgegessen, und es war Zeit für eine ausgiebige Pause. Außerdem hatten wir es jetzt „nötig“. Ein großer Baum mit Gestrüpp war der richtige Platz dafür, fanden wir. Am besten ließ sich das Geschäft auf dem unteren Ast sitzend verrichten. Es kam ja keiner, und es machte Spaß.

Danach setzten wir unseren Weg fort, vorbei an einem kleinen Wäldchen, dann über die Wiese den Berg hinunter, auf der anderen Seite wieder bergauf, die angriffslustig zeternden Gänse mit geschwungener Kanne abwehrend - und wir waren am Ziel. Manchmal bekamen wir von der Wonka-Bäuerin einen Kanten vom flachen, selbstgebackenen Brot mit Butter und Quark und erfrischende Buttermilch mit Butterklümpchen.

Der Heimweg verlief dann flott, obwohl die Kannen schwer an den Armen zogen. Aber bald gab es ein Problem: Die Milch wurde sooo schnell sauer, aber nur, wenn ich sie geholt hatte. Die Bäuerin war verwundert, sie konnte es sich nicht erklären. Keiner war sich einer Schuld bewußt, auch ich nicht. Aber dann ging man der Sache auf den Grund und entdeckte den Ursprung des Phänomens: die sauren Gurken! Seitdem kamen die nicht mehr in die Kannen.

Ernst Prediger, *1900 in Oberhohenelbe geboren, kann ebenso als ein Hohenelber gelten. In der Stadt ging er ins Gymnasium, hier wurde er Bankkaufmann bei der Böhmischen Unionsbank, später hieß sie Deutsche Bank.*

In Hohenelbe war er ehrenamtlich für den Deutschen Riesengebirgsverein tätig, hier zählte er als Souffleur zum festen Inventar der Liebhaberbühne.

Ernst Prediger setzte nach dem Krieg sein segensreiches Wirken in den Organisationen der vertriebenen Sudetendeutschen fort. Er starb 1981.

Ernst Prediger erzählt

Die Rosenkavaliere

Wir Hohenelber Gymnasiasten - Marx Karli, Fink Fredl, Lauer Tonsch, Wendt Hans, Stein Erich und ich - waren sehr betrübt, daß wir beim Stadtbummel am Sonntagvormittag unseren jeweils gerade verehrten Damen keine Rosen schenken konnten. Im Blumenladen bei der Fischer Wally paßte der Preis für Rosen nicht zu unserem schmalen Taschengeld. Eine Lösung bot sich in den Sommermonaten: die Rosenpracht des Schloßparks.

Der Park war damals an Sonntagen für Besucher geschlossen. Und gerade da brauchten wir die Rosen. Zwei diskrete Freunde wurden die Rosenbesorger: Erich Ritter von Stein wohnte im Forstamt im Schloßhof und Konrad Willner hatte, weil dort zu Hause, durch das Küchenfenster im Hotel Mohren ungehindert Zugang zum Park. Die schönsten, taufrischen Rosen konnten sie an die am Rathausplatz und im Mohrengarten wartenden Kavaliere verteilen. Erich versorgte uns Gymnasiasten, Konrad bedachte die Bürgerschüler mit den begehrten Blumen.

Mit wohlgesetzten Worten in Versen, möglichst in Latein oder Französisch, überreichten wir dann die Rosen an die von uns würdig befundenen Damen. Die Frage nach der Herkunft überhörten wir. Nur einem von uns damaligen Gymnasiasten scheint es gelungen zu sein, beim Sonntagsbummel seine spätere Ehefrau zu finden. Oder waren es gar nicht die Rosen, die der Lauer Tonsch der Hollmann Marie überreicht hat, was die beiden fürs Leben zusammengeführt hat?

Café Richter

Wohin ging man an so einem Sonntagvormittag in Begleitung einer Dame? Ins Café Richter! Dort lockte ein schwarzer oder weißer Cremekuchen, ein Mandelkipfel, ein Eiskaffee, ein Glas Wein oder ein Whisky mit Soda. Da wurde gleich der Nachmittagsausflug nach Benetzko zum Pittermann oder zu Adolf oder Erben nach Pommerndorf festgelegt.

An Arbeitstagen war in der Mittagspause die Stunde der Männer im Café Richter für einen Kronenschwarzen (Preis pro Tasse Kaffee 1 Krone). Die aktuellen Tagesereignisse - Schreier Rudl berichtete regelmäßig, was seine Mutter ab 8 Uhr früh in den Lauben an Neuigkeiten von Vorübergehenden gesammelt hatte - aber auch politische Themen wurden diskutiert. Der gewitzte Otto Klemperer deklamierte Karl Kraus aus der satirisch-politischen Zeitschrift „Die Fackel“. Dem Edelkommunisten Kober Alfred, gerade von seiner Schulung aus Moskau zurück, gelang es trotz lebhafter Unterstützung seines Gesinnungsgenossen Paul Burstein nicht, uns von den Vorzügen der Theorien von Marx und Lenin zu überzeugen.

Otto Klemperer war der originellste, aber auch der intelligenteste in der Runde. Ziemlich groß, spindeldürr, ein auffallend typischer Prager Jude. Stadtbekannt. Auf sein Äußeres legte er keinen Wert: Zwei Anzüge, mehr oder weniger abgetragen, ein verbeulter Hut, zwei Paar schiefgelatschte Schuhe, zwei Krawatten und einige Oberhemden und Taschentücher (diese angeblich Geschenke seiner Bankkundschaft) sollen seine Garderobe gewesen sein. Ja, und zwei Spazierstöcke nannte er sein eigen, einen dünnen aus Bambusrohr und einen knorrigen Haselnußstock. Auf Mantel und Pullover, auch einen Regenschirm, verzichtete er „wegen der zeitlich begrenzten Benutzungsmöglichkeit“. Auf unsere Frage,

ob er winters nicht friere, antwortete er gelassen: „Aber meine Herren, ich trage in dieser grausamen Jahreszeit meine Wollkrawatte und benutze meinen Winterstock.“ Klemperers Leben in Hohenelbe spielte sich nur auf dem Wege von der Escomptebank über Café Richter und Café Ettrich zur Bridgestube im Hotel Bremen ab.

Hotel Schwan

Lange Jahre gehörte der Appelt Karli, Sohn des Schwanwirts, zu unserer Freundesgruppe. So saßen wir viele Stunden im Hotel Schwan, lernten so das ganze Haus kennen, von unten bis oben. Nur die Küche durften wir nie betreten.

Besonders aufmerksam beobachteten wir - im Restaurant sitzend - die Kartenspieler, die sich täglich gegen 16 Uhr an den kleinen Spieltischchen einfanden, sorgsam ihr abgezähltes Spielkapital in den seitlichen Schublädchen verwahrten, bevor sie mit dem Kartenmischen begannen. Die Spielrunde der alten Taschentuchfabrikanten interessierte uns nur wenig. Lohnender war es, eine andere Spielgesellschaft zu beobachten. Sie bestand aus dem Augustinerprior Pater Schuster, dem Freidenker und Sozialdemokraten Doktor Schnitzer, dem evangelischen Bahnbeamten Wintersteiner und dem jüdischen Kaufmann Steiner Fritzek. Diese vier waren bemüht, einander übers Ohr zu hauen, und wenn einer beim Falschspielen ertappt wurde, gab es Debatten und Injurien (Beleidigende Äußerungen). So konnte man aus der Runde hören: „Fritzek, du Saujud, hast keinen Trumpf zugegeben, und Wintersteiner, du Lutheraner, hast nicht aufgepaßt.“ Prompt kam Steiners Gegenrede: „ Halts Maul, du Lügenpfaff!“. Keiner nahm dem anderen so etwas übel, man mußte sich doch am nächsten Tag wieder am Spieltisch treffen.

Nach dem Kassenschluß in der Unionbank kamen Stoczek Poldi oder Schäfer Bruno, um ihr tägliches Billardspiel mit dem Schwanwirt auszutragen. Das Spiel mußte nur unterbrochen werden, wenn sich ein Übernachtungsgast einfand, weil ihn Appelt persönlich in sein Hotelzimmer bringen mußte. Das „Zimmermädchen“, die alte Stubenfee, noch vom Vorbesitzer Schreiber übernommen, war taub geworden und reagierte nicht mehr auf Zurufe des Wirts oder Klingelzeichen der Gäste.

Appelt Karli bewohnte ein Zimmer im Hintergebäude. Dort hielten wir uns auf, wenn wir uns z. B. für einen Faschingsball vorbereiteten und die Stubenfee gewisse Änderungen an den Kostümen vornehmen mußte. Sehr neugierig war ich auch auf das „Türkische Kachelbad“, das in Meyers Führer durch das Riesengebirge zu den Vorzügen des „Hotel Schwan in Hohenelbe, Haus 1. Ranges“ erwähnt war. Karli bedauerte. Der Hotelkutscher, der Lange Heinrich (Wiesner), habe in der Badewanne den Hafer für seine Pferde aufbewahrt.

Der begnadigte Bürgermeister

Im Juli 1933 war nicht nur das Jubiläumsfest „400 Jahre Stadt Hohenelbe“. Auch die Gothia beging ihr 70-jähriges Stiftungsfest.

Aus diesen beiden Anlässen hatte unser Ehrensenior Bürgermeister Dr. Roland Plech zum Festkommers unserer Verbindung im „Stallbankl“ ein Faß Bier spendiert. Der Stoff war noch nicht verbraucht, da schlug der Bundesbruder Herkner Max vor, unserem Ehrensenior auf seinem Heimweg das Geleite zu geben. Als sich Bb Feistner Franzl dann durch Klopfen auf dem Faß überzeugt hatte, daß es wirklich leer war, setzte sich - es war schon nach Mitternacht - das Ehrengeleite unter Vortritt des CB Heribert Baier mit seiner Klampfe in Bewegung. Wir zogen, mehr laut als schön Studenten- und Marschlieder singend, stadtwärts und erreichten die Lauben der Hauptstraße, welche unseren Gesang noch akustisch verstärkten.

Gegenüber dem Rathaus stellte uns der diensttuende Polizist Erben in der dunklen Laube. Er forderte uns auf, zwecks Feststellung der Personalien ins Rathaus zu kommen. Einige nahmen schon einmal Aufstellung in der kleinen Wachstube, die übrigen, unter ihnen Dr. Plech, warteten draußen. Der Wachhabende, Polizist Materna, konnte schnell feststellen, mit wem er es zu tun hatte und daß einige der Missetäter wegen ähnlicher Vergehen schon persönlich bekannt waren. Dann kamen die Übeltäter aus dem Hausflur an die Reihe. Dabei entdeckte Materna den Bürgermeister. Als gedienter Feldwebel der k.u.k. Armee sprang er von seinem Sitz auf und erwies seinem Vorgesetzten seinen Respekt. Nach einer kurzen Verlegenheitspause murmelte er etwas von bedauerlichem Irrtum seines Kollegen Erben, und wir waren alle entlassen. Dankbar wie wir waren, sangen wir in der Rathauslaube noch „Weh, daß wir scheiden müssen“.

NON SOLUM...SED ETIAM (nicht nur...sondern auch)

Im Tamm Herrensalon war der von der Kundschaft bevorzugte Friseur Josef Balihar. Dieser Meister seines Fachs war stets bestrebt, seine recht geringen Schulkenntnisse aus der tschechischen Volksschule seines Heimatortes Niederstepanitz und seine Kenntnisse der deutschen Sprache zu vervollkommnen. Seine Vorliebe waren Fremdwörter, die er aber meist an falscher Stelle anwendete.

Eines Tages kam wieder einmal der Lateinprofessor Howorka in den Friseursalon. Auf die Frage von Josef: „Wünschen der Herr Professor Rasieren oder Haarschneiden?“ antwortete der Kunde: „Beides, non solum, sed etiam.“ Dem Josef gefiel das, er ließ sich diese lateinischen Wörter aufschreiben und war felsenfest überzeugt, daß non solum Rasieren und sed etiam Haarschneiden bedeuten müsse. Howorka und andere ließen ihm seinen frommen Glauben, er habe die richtigen lateinischen Ausdrücke für seine Friseurleistungen gefunden.

Von nun an verlangten wir Eingeweihten nie mehr Rasieren oder Haarschneiden, sondern non solum beziehungsweise sed etiam. Oder beides. Und Josef freute sich über die wohlklingenden Aufträge.

Leiden und Freuden eines Souffleurs

Für eine Sprechrolle war ich absolut ungeeignet. Als Statist aber war ich bei der Hohenelber Liebhaberbühne willkommen. Das war zu Willy Jeries Zeiten. Als meine Frau 1928/29 von den Spielleitern Franz Ritter und Fritz Plech für Charakterrollen entdeckt worden war und in die erste Garnitur aufrückte, begann auch für mich eine gehobene Tätigkeit. Nicht eigentlich gehoben, weil nur auf halber Höhe zwischen Bühne und Unterbühne, nämlich im Souffleurkasten. Fünfzehn Jahre lang! Der Grad meiner Beliebtheit bei den Spielern stand im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Können.

Der Souffleur kann aus der Froschperspektive so manches Schöne wahrnehmen, was dem Zuschauer, aber auch dem Akteur auf der Bühne verborgen bleibt. Zum Beispiel die Ballett tanzenden jungen Mädchen. Soufflieren brauchte ich ja während der Tänze nicht, so konnte ich mich der Betrachtung und Qualifizierung der Mädchenbeine widmen. Ich kam mir fast vor wie ein Toulouse-Lautrec im Moulin Rouge zu Paris.

Andererseits aber gab es Momente, in denen ich genau so Blut schwitzte wie der „hängende“ Schauspieler. Wenn der Schrimpl Hubert die für seinen Partner bestimmten Sätze als die seinen betrachtete und mir nachsprach, dann war es eine gute Fügung, wenn Luschtinetz Hans der Gegenspieler war. Mit der Routine des Schmierendarstellers wiederholte

er den ihm von Schrimpl gestohlenen Satz mit der stereotypen Einleitung „Ihr sprachet es eben, daß...“, und der Zusammenhang war wieder hergestellt. Wenn der Luschti mal selbst hängen blieb, ließ er eine Kunstpause eintreten, die er mit mehreren gravitätischen Schritten quer über die Bühne überspielte, ehe er sich an meinem Souffleurkasten Hilfe heischend aufbaute. Wenn er dann knapp vor meinem Gesicht mit den Fußspitzen wippte, wußte ich, daß es höchste Zeit war, ihm das ersehnte Stichwort emporzuschleudern.

Mit Vergnügen beobachtete ich die Gesten der Mimen. Wie kühn drapierten doch Walther Jokel oder Luschtinetz Hans, auf Thronen sitzend, ihren Königsmantel zu malerischem Faltenwurf. Oder Dlouhy Bruno, Kowarsch Teddy, Rieger Reinhold, Göllner Hans, Pospischil Seff und Schneller Gustl - wie gut verstanden sie es, ihre Schwerter zu zücken oder die Säbel aufblitzen zu lassen! Mit welcher geradezu spanischen Grandezza konnte Rotter Bruno als Kammerdiener die gefüllten Sektgläser reichen, wenn auch nur Weigends Limonade, Marke „Mirelli“, drin war.

Schön hatte ich es in meinem Souffleurkasten im Vergleich zu den Akteuren auf der Bühne. Ich konnte mein Glas Bier neben mir stehen haben, ab und zu einen Schluck trinken, oft unter den giftigen Blicken durstiger Schauspieler. Im Winter brachte mir die Kantinenwirtin ein Glas Glühwein in mein Gehäuse, und als mir unser Finanzverwalter Goder auch noch einen wärmenden Fußsack spendiert hatte, hielt ich auch die längsten Probenabende gut durch. Danach blieb dann immer noch Zeit für die „Nachprobe“ beim Hoffmann.

Hohenelbe, du –
O heilige Stätte einst der göttlichreinen Kunst,
wo dort im neuen Schützenhause
Ostböhmens beste Bühne stand
Und Goethes Faust
und Gerhart Hauptmanns Wunderglocken tönten !

Othmar Fiebiger

Ein Beitrag von Otto Hütter : „Dieses Gedicht hat Großvater Hollmann einstens im Kreise angehender k. k. Postbeamter vorgetragen.“

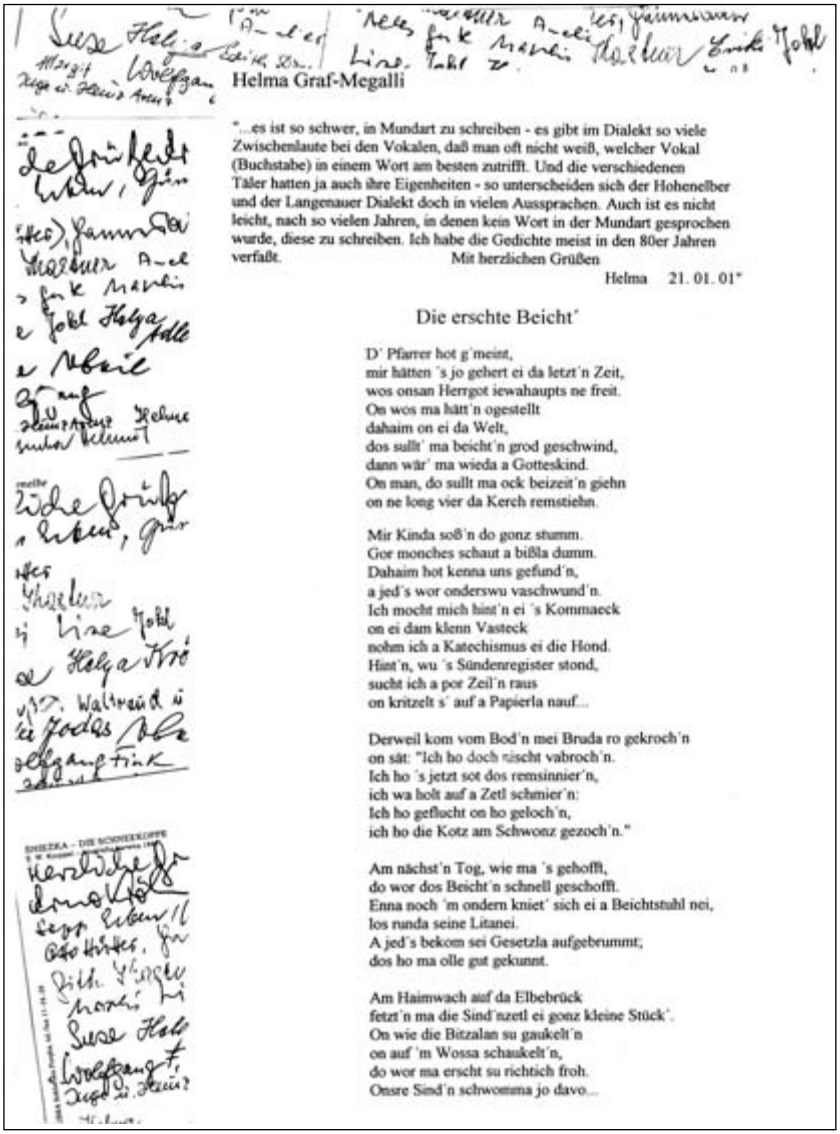
Ei da Stoodt

Ich gieng amol ei de Stoodt
unn kaaft mer enn neu´n Hut.
Da Hut, da poßt mer a recht gut,
a hot enn gruußn breeten Rond
unn umadum a Somdabond;
zwee gruuße Quosta hinga ro.
Ich hotte meene Freede dro.

Und wie ich wullt uf heemzu giehn,
do gieng ich ei em Gaßla nim.
Do hoort ich Tonzmusik.
Ich wuult´s holt wocha, wullt holt sahn,
wos drenna werd geschahn.
Unn wie ich ei de Stube koom -
das wor eich nee wie ei em Stooll,
dos wor a gruußer, schinner Sool,
long unn breet, fost ohne End;
´s hott sogor gemolte Wend´.
De Musikanta sooßa huuch,
se mußte iber a Treppla steicha.
A jeda hott vihr sich a Buch,
drauß tota se blosa oder geicha.
Unn wenn se koom amol eis Spiel,
donn mochtn se gor rosend longe Sticke,
derzwischen oder eene gruuße Licke.

De Stedter Herr in longen Freckn,
dos sein gor andere Kampl wie mir in unsern korzen Reckn.
Die renna em Soole auf unn nieder.
Unn se hottn Handschkn oo.
Do toot ich enn froon;
unn da tät mich belehrn:
Ohne Handschkn tät ma da Tänzer´n s Kleed beschmeern.

Aus einem Rundbrief an die Dreiklassengemeinschaft Hohenelber Schüler Mai 2001



Helma Graf-Megalli

"...es ist so schwer, in Mundart zu schreiben - es gibt im Dialekt so viele Zwischenlaute bei den Vokalen, daß man oft nicht weiß, welcher Vokal (Buchstabe) in einem Wort am besten zutrifft. Und die verschiedenen Täler hatten ja auch ihre Eigenheiten - so unterscheiden sich der Hohenelber und der Langenauer Dialekt doch in vielen Aussprachen. Auch ist es nicht leicht, nach so vielen Jahren, in denen kein Wort in der Mundart gesprochen wurde, diese zu schreiben. Ich habe die Gedichte meist in den 80er Jahren verfaßt.

Mit herzlichen Grüßen

Helma 21. 01. 01"

Die erschte Beicht'

D' Pfarrer hot g'meint,
mir hätten 's jo gehert ei da letzt'n Zeit,
wos onsan Herrgot iewahaupts ne freit.
On wos ma hätt'n ogestellt
dahaim on ei da Welt,
dos sullt' ma beicht'n grod geschwind,
dann wär' ma wieda a Gotteskind.
On man, do sullt ma ock beizeit'n giehn
on ne long vier da Kerch remstiehn.

Mir Kinda soß'n do gonz stumm.
Gor monches schaut a bißla dumm.
Dahaim hot kenna uns gefund'n,
a jed's wor onderswu vaschwund'n.
Ich mocht mich hint'n ei 's Kommaeck
on ei dam klenn Vasteck
nohm ich a Katechismus ei die Hond.
Hint'n, wu 's Sündenregister stond,
sucht ich a por Zeil'n raus
on kritzelt s' auf a Papierla nauf...

Derweil kom vom Bod'n mei Bruda ro gekroch'n
on sät: "Ich ho doch nischt vabroch'n.
Ich ho 's jetzt sot dos remsinnier'n,
ich wa holt auf a Zetl schmier'n:
Ich ho geflucht on ho geloch'n,
ich ho die Kotz am Schwonz gezoch'n."

Am nächst'n Tog, wie ma 's gehofft,
do wor dos Beicht'n schnell geschofft.
Enna noch 'm ondern kniet' sich ei a Beichtstuhl nei,
los runda seine Litanei.
A jed's bekom sei Gesetzla aufgebrummt;
dos ho ma olle gut gekunnt.

Am Haimwach auf da Elbebrück
fetzt'n ma die Sind'nzetl ei gonz kleine Stück'.
On wie die Bitzalan su gaukelt'n
on auf 'm Wossa schaukelt'n,
do wor ma erscht su richtich froh.
Onsre Sind'n schwomma jo davo...

Kindheitserinnerungen der Amerika-Mizzi aus Hohenelbe

Feuer und Wasser

Damals war ich noch nicht vier Jahre alt. An der Hand meiner Mutter lief ich mitten in der Nacht neugierig und ein wenig ängstlich zum Großfeuer in der Hauptstraße. Die Tischlerei brannte in Löwits Haus, an dessen Stelle jetzt die Post steht. Ein großes Feuer war es, und es bestand Gefahr für die ganze Hauptstraße mit ihren vielen Holzhäusern.

Meine Mutter ging ausnahmslos zu jedem Feuer, und sie nahm mich immer mit. Sie hatte Angst um den Vater. Der war ein eifriger Feuerwehrmann und als Spritzenmann immer oben auf der Leiter. Auch versah er das Amt des Hornisten.

Das zweite Feuer war der Klosterbrand (19. Juli 1895, d. Red.). Diesmal war es am Mittag. Mutter war wieder mit mir und wir sahen Vater, unter Herzklopfen, auf dem Dach der Klosterkirche. Beide blieben wir dort bis in die Nacht hinein, bis das Schlimmste vorüber war.

Dann loderte es wieder einmal in der hinteren Jerie-Spinnerei. Bei Nacht war das, ein Riesenfeuer! Der brennende Flachs flog bis in die Stadt. Und einmal gegen Abend stand die Ettel-Fabrik (später Menčik) in Flammen. Sie brannte gänzlich aus. Im Sommer 1897 gab es Feuer in der Erben-Buchdruckerei. Es war Nacht. Mit Staunen und Erschrecken sah ich, wie man oben aus der Giebelstube inmitten von Rauch und Flammen zwei Säuglinge zum Fenster herabließ. Das geschah kurz vor dem Hochwasser 1897.

Die Klosterkirche 19. Juli 1895:
Sogar die Glocken schmolzen.

Postkarte anläßlich des Hochwassers 1897.
Im Riesengebirge starben damals 120 Menschen.

Doch laßt mich zuerst von den Überschwemmungen i. J. 1895 berichten. Es war am Pfingstsonntag. Am Abend gab es ein schweres Gewitter. Ein außergewöhnliches Hochwasser füllte kurz darauf die Elbe. Beim Löwit-Wehr war ein Steg. Der geriet in große Gefahr, als sich das mitgeführte Treibholz dort gewaltig staute. Ein Onkel meiner Mutter, der bei Löwit als Schlosser beschäftigt war und auch in der Fabrik wohnte, bemühte sich dort mit vielen anderen, darunter die beiden Söhne des Onkels, um Abhilfe. Tante, Mutter und ich standen auf der Fabrikbrücke, unweit des Steges. Dieser war voller Menschen. Da plötzlich, ein Schreien und ein unheimliches Krachen: Der Steg samt den Menschen war zusammengebrochen. Wir sahen Onkel gerade noch in den Fluten. Die Tante brach ohnmächtig zusammen. Ignaz Gottstein, einer ihrer Söhne, den man bei der Österreicher-Fabrik hatte aus dem Wasser ziehen können, trug sie nach Hause. Danach machte er sich mit meinem Vater auf die Suche nach seinem Bruder und dem Onkel. Den 18jährigen Jungen fanden sie in Pelsdorf auf einer Wiese. Den Onkel trieb die Flut bis nach Königinhof! Bis auf vier Tote konnten alle anderen gerettet werden. Drei Opfer wurden in Hohenelbe beerdigt, ein Tischler in Königinhof. Es hat lange gedauert, bis ich die Angst vor dem Wasser verlor.

Vor dem Hochwasser 1897 regnete es ohne Unterbrechung. Bald trat die Elbe in der Stadt fast über ihre Ufer. Die Schützenhausbrücke war damals gerade noch im Bau. Man sagte: solange die Brücke hält, ist noch Hoffnung. Ich stand mit Peter und Lisl im Garten der Weiß-Buchbinderei. Dort hatte Peters Vater, ein Gastwirt, seinen Eishaufen. Seinerzeit wurde das im Winter aus dem Fluß gezogene Eis mit Sägespänen zugedeckt. So hielt es den ganzen Sommer. Auf diesem Hügel standen wir und sahen zu, was da alles geschwommen kam: Hundehütten, Holz, tote Tiere, Teile von Häusern. Am nächsten Tag brachte mich Mutter mit meinem 6 Wochen alten Brüderchen zu Frau Rasierer Seidel am Kirchplatz, da waren wir sicher. Währenddessen standen unsere Feuerwehrleute bei der eisernen Brücke in Oberhohenelbe und fischten ganze Bäume aus dem „Langen Grab“, um die Brücke vor Schaden zu bewahren.

Jahrmärkte

Das war für uns Kinder ein Fest. Vier Jahrmärkte gab es damals: Maimarkt, Schnittermarkt, Katharinenmarkt - den vierten habe ich vergessen. Aus allen Dörfern kamen die Leute herbei. Was gab es da alles zu sehen! Von der „Stadt Wien“ bis hin zum Kirchplatz Buden, lauter Buden! Meine Eltern hatten zu der Zeit die „Alte Krone“ in Pacht. Das war ein altes Haus am Kirchplatz. In der Küche wurde schon tags zuvor gekocht, gebraten und gebacken. Große Töpfe Kuttelsuppe, Körbe voll Würsteln, die dann in einem eisernen Topf heiß gemacht wurden. Vom Bäcker Podubsky die guten Buttersemmeln, Mohnsemmeln, Brezeln! Die Marktleute wollten ständig guten Kaffee haben mit Schmetten, den wir in der Dechantei holten. Ja, unter Dechant Tschertner gab es dort auch Viehwirtschaft. Wir Kinder sahen dem Treiben mit Wonne zu. Für uns hatte an diesen Tagen niemand Zeit. Das Geschäft ging vor, und es blühte für alle vom Dämmermorgen bis in die Nacht hinein.

Weltuntergang - erlebt im Stadtpark

Ostern 1908 war die Eröffnung der Stadtparkrestauration, die mein Vater gepachtet hatte. Der Betrieb währte bis 1920. Er endete für uns durch die Tschechen.

1910 aber sollte die Welt untergehen. An diesem Tage zogen gegen Abend die Menschen in Massen in den Stadtpark, um den Untergang dort zu erleben. Überall lagen die Leichtgläubigen auf den Wiesen. Wir in unserem Gastgeschäft hatten Hochbetrieb. Das nun bald nutzlose Geld rollte - Lustige - Traurige - Berauschte - Hoffende - Bangende - mit allen lief ein glänzendes Geschäft. In der Frühe ging alles lustig, enttäuscht oder schweigend nach Hause. Der Weltuntergang war vorbei.

Zum Schluß könnte ich noch berichten von Studentenverbindungen, ihren Kneipen, ihren Paukereien, bei denen es oft blutig zuging, könnte erzählen von dem Damenclub der Fünf - aber die Zeit, das Schicksal ging darüber hinweg... Wie Märchen klingt es herüber aus dem Land der Erinnerung.

Hohenelber Heimatfreunde, Euch grüßt alle
die **Amerika-Mizzi** aus Mauer-Wien!

Wien wurde der ehemaligen „Amerika-Wirtin“ Mizzi Kraus nach der Vertreibung zur zweiten Heimat. Im September 1969 gratulierte ihr der alte Bekanntenkreis der Hohenelber zu ihrem 80. Geburtstag.

Die Schreckensteiner im Hammerich

Im Frühjahr 1878 kam ein Tuchweber aus Schreckenstein bei Aussig nach Hohenelbe. Hier wohnte er am Tuchplan, das ist die Gasse zwischen Neustadt und Elbe-Ufer. Sein Stammlokal wurde der kleine Gasthof gegenüber der Webschule, später die Singstube genannt. Mit seinen Stammtischbrüdern unternahm der Schreckensteiner auch Wanderungen. Man ging durch den Hammerich nach Schreibendorf. Der schöne freie Platz bei der hohen Tanne (sie überragte den Fichtenbestand um viele Meter) war zunächst gut für eine Rast. Später wurde er mit Zustimmung des Meißner-Bauern (Hammerich-Hof in der Igelsgasse) der Treffpunkt für die „Vereinigung der Schreckensteiner". Ein natürlicher Waldbrunnen, der dort ständig plätscherte, wurde eingefaßt. Gewöhnlich sonntags trafen sich die Mitglieder des Vereins mit Frauen und Kindern unter der großen Tanne. „Hoch Tanne!" war ihr Gruß.

Am Muttertag zog man auf den über 40 Meter hohen Baum eine rot/gelbe Fahne auf, die Farben der Stadt Hohenelbe. Da wehte sie bis zum nächsten Mai. Fast alle Jahre feierten die Schreckensteiner auf dem Platz bei der Tanne und unterhalb am Waldrand im Schatten zweier großen Buchen ein Waldfest. Dazu fanden sich oft viele hundert Gäste ein. „Heute kommen mir die Plätze so klein vor und ich kann mir nicht vorstellen, daß dort Feste mit so vielen Teilnehmern gefeiert wurden", wundert sich Walter Meißner, Nachkomme der Hammerich- Bauern. Man brachte sich das Essen von daheim mit oder verließ sich darauf, daß der Jodas-Fleischer seinen Krenwürstel-Ofen aufgestellt hat und es eine Bäckerbude und einen Getränkeausschank gibt.

„Eine Blaskapelle machte Musik und der Honka-Wääner (der Hanka-Wagner) spielte auf seiner Ziehharmonika", erinnert sich Walter Meißner. „Bis 1946 haben wir Kinder, während wir die Kühe hüteten, auf diesem Platz bei der Tanne gespielt. Es standen drei stabile Tische dort, Bänke dabei, alles in die Erde eingelassen. Ein kleiner Steingarten mit dem eingefaßten Brunnen war da und daneben ein kleiner Teich, in dem ein hoher weißer Stein stand, mit zwei eingehauenen Jahreszahlen. An den Bäumen ringsum hingen drei oder vier Uhren in Blechgehäusen, wohl für die nicht heimgehwilligen Trinkbrüder gedacht."

Von seinem Vater, dem Meißner Ferdi, weiß der Walter noch, daß es auf dem Festplatz ein Gefängnis gab. Das war ein Viereck 2 x 3 Meter aus Zeltleinwand, darin eine Bank und ein Tisch. Ein langer Schnauzbart in blauer Uniform und mit Pickelhaube und Säbel kam ab und zu heraus. Er verlas einen Haftbefehl und führte den damit Angesprochenen ab in die Zelle. Gab es Widerstand, so machte er auch vom Säbel Gebrauch, zum Gaudium der Zuschauer. Der Häftling wurde meistens zum Bezahlen einer Flasche Schnaps verurteilt.

Von der Liquidierung dieses skurrilen Vereins durch die reichsdeutsche Obrigkeit nach

1938 ließen sich eingefleischte Schreckensteiner nicht schrecken. Denn „auch in den Jahren um 1940 wehte immer wieder eine scharz/rot/goldene (!) Fahne auf dem hohen Wipfel der Tanne, bis ein Sturm im Jahre 1943 den mächtigen Stamm in 6 oder 8 Meter Höhe abbrach. Den Stumpf schützten Unbekannte mit einer Blechplatte, und sie hinterließen auch eine geschnitzte Holztafel mit dem Hinweis auf die Schreckensteiner und mit dem Gruß Hoch Tanne!“

„Im Jahr 2002 war ich wieder in unserem Wald“, berichtet der Sohn des letzten Hammerich-Bauern, „ ich fand auch noch den Platz mit der Quelle und den Teich mit dem Stein - aber ringsum war alles versumpft und mit Erlen und anderem Buschwerk zugewachsen.“

Gruppenbild der Schreckensteiner von 1938 am Gelben Kreuz

Der Urtext des Liedes „Blaue Berge, grüne Täler“

von Othmar Fiebiger

Bloe Barche, grüne Täla,
metta dren a Heisla kleen,
herrlich is dos Steckla Erde
on ich bin ju dart doheem.
Ols ich einst ei´s Land gezocha,
hon die Barch mir nochgesahn
mit dar Kendhet, mit dar Jugend,
wosste nee, wie mir geschahn.

O mei liewes Riesageberche,
wu die Elbe su hemlich rennt,
wu dar Rüwazohl mit sen Zwercha
heit noch Saga on Märlan spennt.
Riesageberche, Riesageberche –
Meine liewe Hemert du!

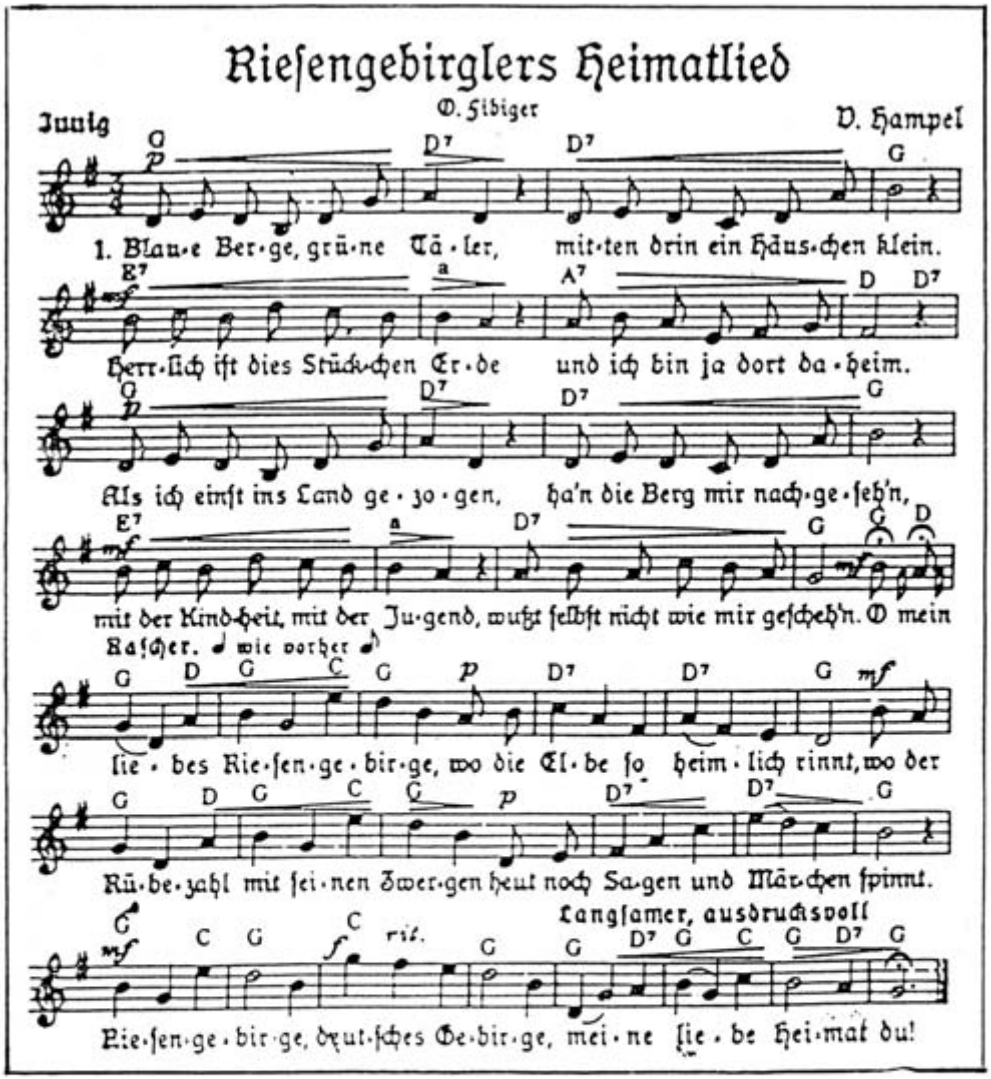
Is mir gutt on schlecht gegonga,
ho gesonga on gelacht.
Doch ei moncha bonga Stunda
Hot mei Herz ganz stell gepocht.
On mich zuchs noch Johr on Stunde
Wiedo heem ei´s Elternhaus,
hielt´s nee mehr vür lauto Sehnsucht
bei dan fremda Leita aus.

O mei liewes Riesageberche...

On kemmt´s emol zom Begrowa,
mücht ihr eiern Wella tun;
ock dos Eene, jo dos Eene:
Loßt mich ei do Hemert ruhn.
Wird dar Herrgot dann druf frocha
Uwa noch´m Hemertschein,
zieh ich doitsch on stolz on frelich
flugs ei´s Himmelreich dann nei.

Bin aus´m liewa Riesageberche...

Geschrieben wurde der Text 1914 in der Peterbaude und in Anseith. Die Melodie stammt von dem Lehrer **Vinzenz Hampel,** als er sich 1915 **in Hohenelbe** dem Gesangverein „Die Liedertafel“ angeschlossen hatte.



´s ist mir gut und schlecht gegangen,
hab gesungen und gelacht.
Doch in manchen bangen Stunden
hat mein Herz ganz still gepocht.
Und mich zogs nach Jahr und Stunde
wieder heim ins Elternhaus,
hielts nicht mehr vor lauter Sehnsucht
bei den fremden Leuten aus.
O mein liebes Riesengebirge...

Und kommts einstens zum Begraben,
mögt ihr euren Willen tun.
Nur das Eine, ja das Eine:
Laßt mich in der Heimat ruhn !
Wird der Herrgott mich dann fragen
oben nach dem Heimatschein,
will ich laut und deutsch und deutlich
vor dem Himmelstore schrein :
Bin aus dem lieben Riesengebirge...

Wer kennt die Straßen, nennt die Namen?

Wer Hohenelbe besucht, findet dort nur die tschechischen Straßennamen vor. Er kennt möglicherweise die Stadt nicht aus der Zeit vor 1945 oder hat die früheren Namen vergessen. Die Orientierung soll ihm durch die Gegenüberstellung der heute im aktuellen Stadtplan und an den Straßen selbst ablesbaren Bezeichnungen mit den alten deutschen Straßennamen erleichtert werden.

Nicht aufgeführt werden konnten Straßen in den ehemaligen Nachbargemeinden Oberhohenelbe und Harta, jetzt (Vrchlabí) II und III, weil diese auf dem alten Stadtplan nicht dargestellt waren. Straßen in den nach 1945 entstandenen Bebauungsgebieten wurden mit „neu“ bezeichnet.

Wenn es darum geht, ein bestimmtes Haus oder Anwesen zu identifizieren, sollte man die sogenannte Konskriptionsnummer wissen. Sie ist heute noch an fast jedem Haus - neben der Ordnungsnummer innerhalb des Straßenverlaufes - zu finden. Bis Kriegsende waren das zwei- oder dreistellige Zahlen, heute gehen sie in den vierstelligen Bereich. Die Konskriptionsnummer ist somit ein Indiz für das Alter eines Gebäudes oder eines bebauten Anwesens. Sie war früher auf fast jedem persönlichen Dokument (An- und Abmeldebescheinigungen, Heimatschein, Ausweisungsbefehl etc) vermerkt.

Einen heute gültigen Stadtplan mit dem aktuellen Verzeichnis der Straßennamen kann man u. a. bei der Information im Rathaus bekommen.

	Aktueller Straßenname in neuzeitlichem Stadtplan	**Historischer Straßenname** aus den Jahren bis 1945
A		
A.	Dvořáka	neu (über Gendorfstr.verläng.Töpfergasse)
A.	Jiráska	Watzelgasse, nördliches Ende
B		
B.	Němcové	Schreyergasse
B.	Smetany	Mozartstraße
	Benecká	Schreibendorfer Weg
	Bělopotocká	Weißbachweg
	Bucharova	II
C		
	Cukrářská	Richtergasse
	Českých bratři	Kablikstraße
D		
	Dělnická	Harta-Pelsdorfer Straße
	Dlouhá	III
	Dobrovského	Krankenhausgasse, nördl. Teil
	Družstevní	neu
	Dukelská	neu
F		
	Fr.Kavana	Seidelsteggasse
	Fügnerova	im alten Plan ohne Bez. (Peteragasse?)
H		
	Hálkova	Flurgasse
	Havličkova	Klostergasse, ab Kloster bergwärts
	Horská	Gebirgsstraße, ab Elbebrücke nach Nord
	Hřbitovní	Dreihäuserweg
	Husova	Klostergasse, zw. Kirchenpl. und Kloster
CH		
	Chelčického	Kirchenstraße
J		
	J. Kablíkové	neu (ehem. Weißbachweg z. Büttelkreuz)
	J. Opletala	III
	J. Suka	Böhmgasse
	J. Švermy	III
	Jihoslovanská	Brückenstraße
K		
	K. Čapka	Steffengasse
	K. J. Erbena	III

K. Světlé	Gartengasse
K. V. Raise	Gutenbergstraße
K zámku	III
Kalvárie	Ölberg
Klicperova	Straußgasse
Komenského	Bräuhausstraße
Kpt. Jaroše	Ehingerstraße
Krkonošská	Gebirgsstraße, Kirchenpl. bis Elbebrücke
L	
L. Svobody	Brüder-Weiß-Straße
Labská	Elbegasse
Lánovská	Langenauerstraße
Letná	Staffelberg
Lesní	III
Lidická	neu
Lipová	III
Liščí kopoc	(vor 1945 geplante) Fuchsbergstraße
Lucní	neu
Lužická	unklar (wörtlich: Lausitzergasse)
M	
Mánesova	neu (ehemals „Papierberg“)
Mikulikova	Gabelsbergerstraße
N	
Na bělidle	Hochstraße
Na kopci	neu
Na nivě	III
Na stráni	II
Na valech	neu („Jankaberg“)
Nádražní	Bahnhofstraße, südl. Teil ab dem Kreisel.
naměstí Miru	Kirchenplatz
naměstí T. G. M.	Rathausplatz (Masaryk/Donnhäuser-Pl.)
Nerudova	neu
P	
5. května	Konrad-Wiesner-Straße
Palackého	Töpfergasse
Pod parkem	neu („Mariahilf“)
Pod strání	neu
Pod Žalým	II
Polní	Feldgasse
Poštovní	III
Pražská třída	Hennersdorferstraße
Příčná	III

R		
	Revoluční	neu
	Rolnická	neu
S		
	S. Čecha	Breite Gasse
	Severní	neu
	Slovanská	Gendorfstraße
	Spotovní	III
	Stavidlový vrch	Schleusenberg
Š		
	Šafaříka	Watzelgasse, südlicher Teil
	Šírova	Ufergasse
	Školní	neu
	Škroupova	neu
T		
	Tichá ulička	II
	Tkalcovská	Tuchplan
	Tylova	Neustadt
	Tyršova	Thallmeyerstraße
U		
	U jezu	II
	U lázní	Wassergasse
	U nemocnice	Krankenhausgasse, südlicher Teil
	U splavu	II
	U vodojemu	neu
V		
	V zátiší	III
	Valteřická	Waltersdorfer- od.Hrabačover-Str.
	Vančurova	Schützenstraße
	Vápenická	Galgenbergstraße
	Ve svahu	III
	Větrná	neu
	Vítězná	neu
	Vychodní	neu
Z		
	Za Teslou	II
	Zahradní	III
	Zámecká	neu
Z		
	Žižkova	Böhmannstraße

Eine Buchempfehlung:

Miloslav Bartoš

Hohenelbe auf alten Ansichtskarten

80 Seiten Bilder und Text tschechisch/deutsch. Eine Probe daraus:

Wie kommt der „Mohr" in diese Gebirgsgegend in Böhmen? Das frage ich mich und versuche mit Hilfe der Heimatkunde des Hohenelber Bezirkes, entstanden zwischen 1907 und 1915, eine Deutung. Dort steht auf Seite 1184:

„1635 wurde dem k. k. Generalfeldwachmeister Freiherrn Rudolf von Morzin die Herrschaft Hohenelbe verliehen ... Die Familie Morzin soll aus dem alten Geschlechte der Herren von Mohr abstammen. Anselm und Caspar von Mohr erscheinen als die ersten unter dem Namen Morzin. Caspars Enkel, der Marschall Rudolf, wurde 1632 in den Freiherren- und 1635 in den Reichsgrafenstand erhoben."

Fünfter Teil

Hohenelbe – Stadt mit Geschichte und Zukunft

Bilderteil

Jungturner 1904. „Von denen lebte 1967 nur noch Karl Ther.“ schrieb Josef Wolf. Ther, mit dem dreifachen Eichenlaub

Fröhliche Gesellschaft im Schwimmbad, nennt Josef Wolf dieses Foto aus der Zeit um 1930. Der 2. von rechts, stehend, ist der dem Leser bekannte Oskar Kober

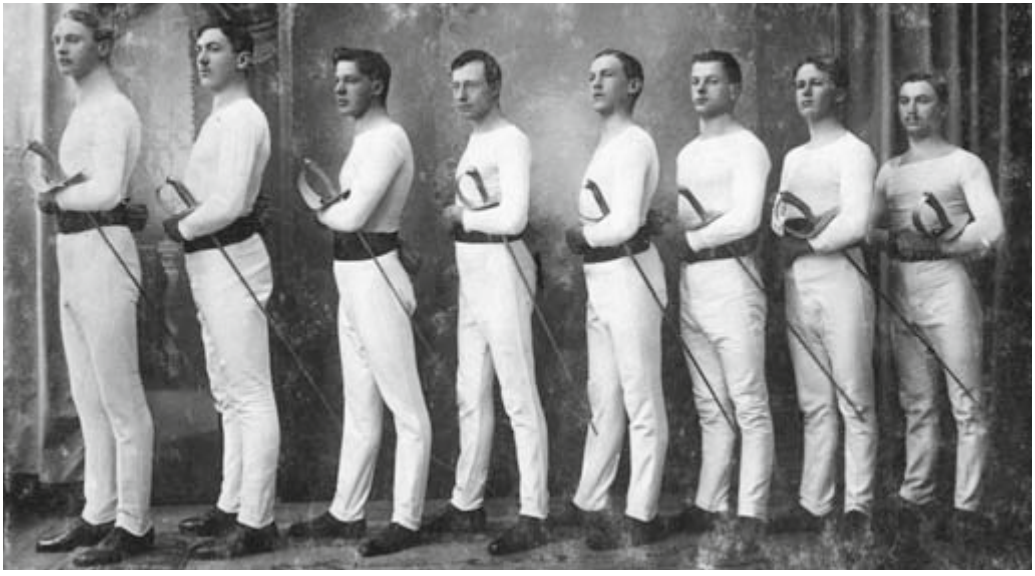
Das Schwimmbad neben dem Sportplatz an der Böhmannstraße.
Erbaut vom Sportclub Hohenelbe

Aus dem Archiv des Riesengebirgsmuseums Marktoberdorf, Mappe SC Hohenelbe von Josef Wolf, Riesengebirgs-Turngau und Sportarchiv

Zwei weitere Photographien aus der Mappe von Josef Wolf

„Deutscher Sport Klub (D. S. K.) Hohenelbe“

Die Schwerathleten (um 1930)
Der Ringer mit dem Kranz ist Josef Wolf, der 2. v. r. in Zivil der Meisterringer Ferdinand Meißner



Die Fechtriege
Eine vermutlich 10 Jahre ältere Aufnahme. Fotos und Bildtext: Sportarchiv Josef Wolf

Die Turnhalle des deutschvölkischen Turnverbandes 1937 Alte Ansichtskarte

Dazu eine Photographie aus dem Jahr 1936, mir vor vielen Jahren eingesandt von Gretl Hanka, einer Tochter des Paterbauern Franz Gottstein. Ihre Erläuterung lautet:

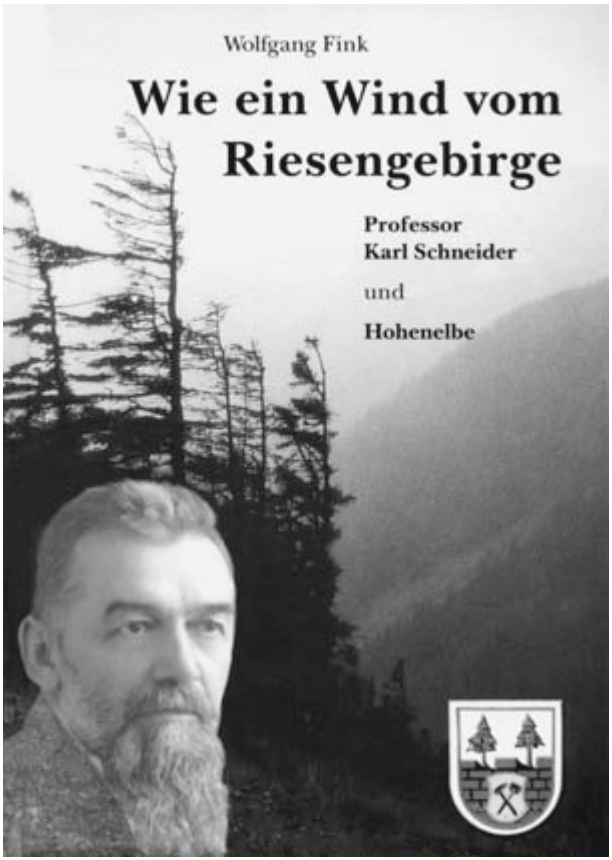
„Es sind Turner. Der Lenker ist Herr Anton Schreier (Landwirtschaftliche Kasse), sitzend die beiden Brüder Adolf (Turnwarte), stehend Herr Knittel, Herr Kuhn (Sparkasse). Zwischen der Gruppe noch Herr Reil und stehend Herr Walter Zirm. Von den jüngeren kenne ich die Namen nicht. Die Pferde und der Wagen sind vom Paterbauer. **Die Wagenladung ist der Grundstein zur Hohenelber Turnhalle,** wohl direkt im Steinbruch abgeholt.“

Noch eine Buchempfehlung:

Wolfgang Fink

Wie ein Wind vom Riesengebirge

Professor Schneider und Hohenelbe



15 x 22 cm, 136 Seiten, mit vielen, teilweise auch farbigen Abbildungen.

Noch ist das Buch im Riesengebirgsmuseum vorrätig, und über den Autor (Tel. 089-605932) erhalten Sie es zugesandt für 13,50 Euro frei Haus.

Das Angebot gilt, solange der Vorrat reicht.

Stand September 2007.

In diesem Buch findet der Leser Texte von Autoren wieder, die er bereits von „Heimat HOHENELBE. Geschichte und Geschichten“ kennt:
Von Karl Schneider natürlich, denn er ist der Mittelpunkt des Buches, von Karl Wilh. Fischer, Emil Goldberg, Erhard Müller und von Wolfgang Fink, der Sie wieder durch das Buch führt.

Greifen Sie zu, wenn Sie „Professor Schneider und Hohenelbe“ näher kennenlernen wollen.

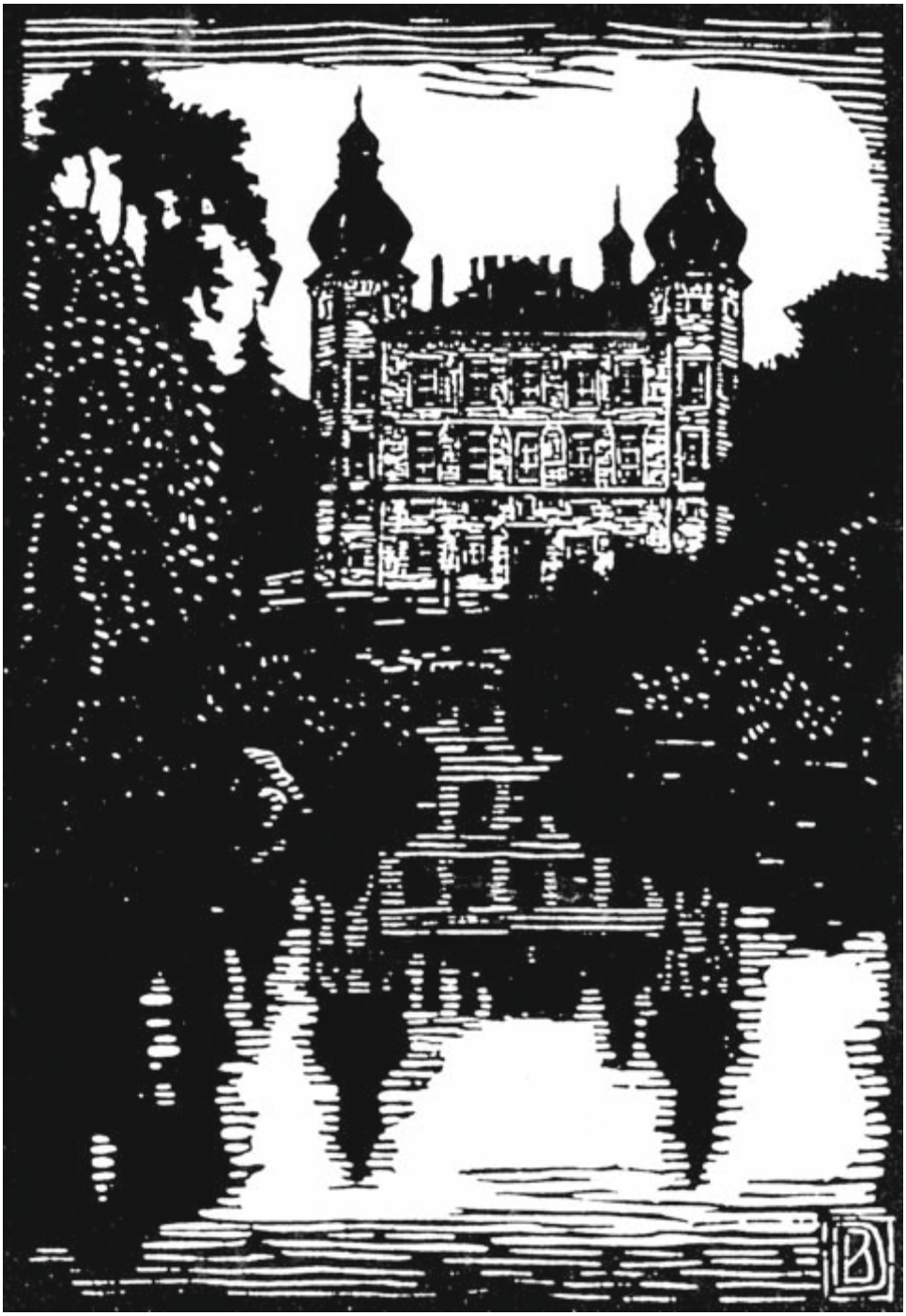
Das Portal des Gymnasiums zu Hohenelbe

Bald nach dem Kriegsschluß 1918 konnte er seine reiche Tätigkeit als Professor für Zeichnen und Mathematik an dem Staatsreformrealgymnasium in Hohenelbe entfalten, und er wirkte an dieser Schule bis zum bitteren Ende des zweiten Weltkrieges.

So schrieb sein Lehrerkollege Dr. Karl Fischer 1956 zum Gedenken an Benno Dlouhy.

Zeugnisse seines künstlerischen Schaffens, Leihgaben aus Hohenelbe/Vrchlabí und aus privaten Händen in Deutschland, zeigt eine Ausstellung in Marktoberdorf während der Jubiläumstage „50 Jahre Patenstadt der Hohenelber“ im September 2007.

Die Schau wird am Samstag, dem 22. September, im Foyer des Rathauses an der Jahnstraße eröffnet. Sie wird während der beiden Festtage und wohl noch kurze Zeit danach für Besucher zugänglich sein.

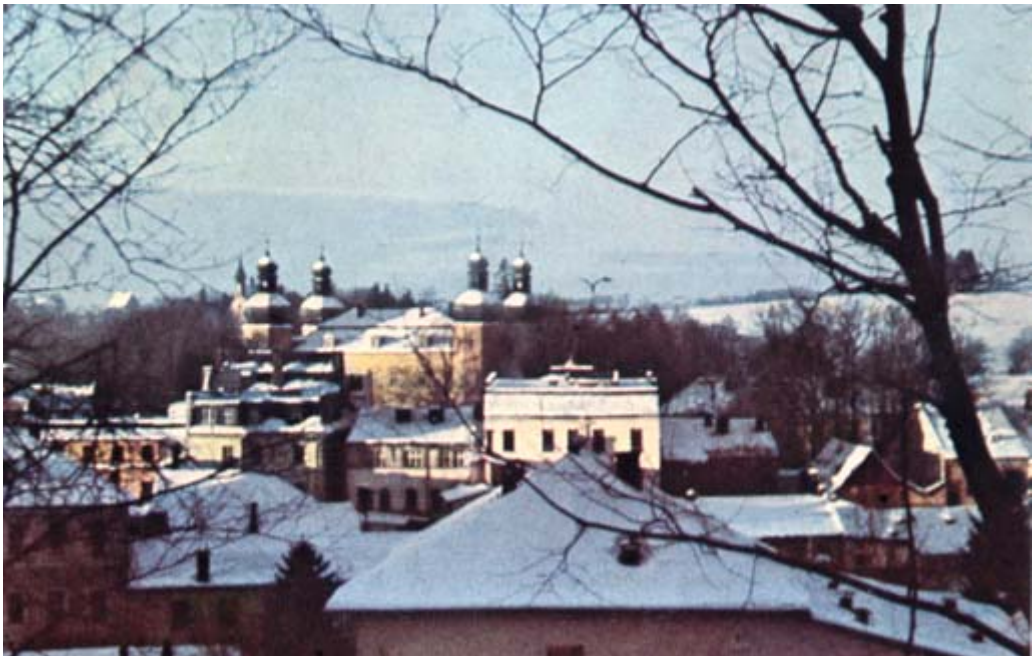


Benno Dlouhy: Das Schloß zu Hohenelbe

Hinterglasmalerei, angefertigt von Zeh-Glaser in Hohenelbe

Als Werner-Bleiche 1858 erbaut: die Schreiber-Fabrik in Oberhohenelbe

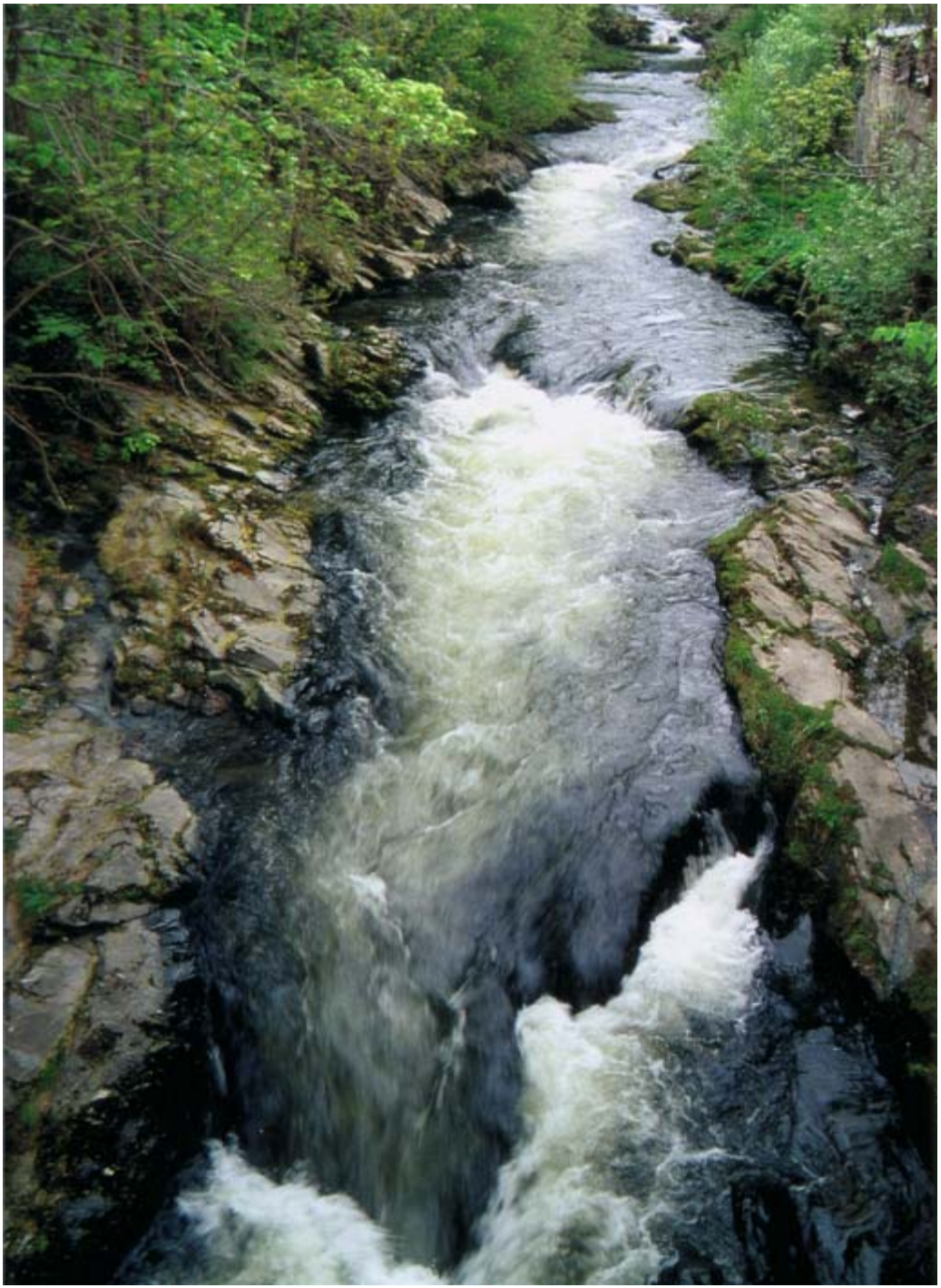
Hohenelbe um 1900: Die Walther-Fabrik, Schloß und Rathaus



Das Hohenelber Schloß - Historische Aufnahme

Die obere Stadt mit dem heute bebauten Stadtpark

Das Flußbett der Elbe in Hohenelbe (Sommer 1981)



Die Elbe zwängt sich durch das Lange Grab

Hohenelbe vor 1900. Die untere Hauptstraße, Höhe Flurgasse

Das Finkbäcker-Haus in der Neustadt, um 1674 erbaut (1981)

Vom selben Standpunkt wie links, in entgegengesetzte Richtung, im Jahr 2005

Das „Kaiserpanorama“, erstes Rathaus der Stadt (Foto 1993)

Fassade des Kießling-Hauses gegenüber der Post (2002)

Drei der vier Laubenhäuser in der oberen Hauptstraße (1981)

Das Erben-Haus in der Hauptstraße

Die vier Laubenhäuser restauriert (Aufnahme 2005)

Die Dekanalkirche zum Hl. Laurentius in Hohenelbe

Neue Glocken für die Kirche - Laurentius-Tag 10. August 2002

In der wieder erstandenen Kapelle am Annabrünnl (2005)

Die Glocken vor dem Portal der Dekanalkirche 10. August 2002

Das Siebengiebelhaus - 1981 in tadellosem Zustand

Das neue GENDORF-Karree - Aufnahme 2004

Detail des Gymnasiums (Zustand in den 90er Jahren)

Auf dem Friedhof in Hohenelbe (Foto von 2001)

Der Jankaberg vom Friedhof gesehen (Foto von 2001)

Mariahilf auf dem Schanzenberg, Stadtpark (pod parken) 1992

Das Land,
in dem ich nur 17 Jahre
meines inzwischen langen Lebens verbrachte,
nenne ich meine Heimat.
Dort liegt Hohenelbe.

Die Reise in die Vergangenheit
War schön und reichhaltig.

- Nicht schmerzhaft und traurig? –

Nein. Das schwere Erleben von Fünfundvierzig tritt zurück.
Tragend sind die schönen Erinnerungen
aus Kindheit und Jugend.
Sie erwachen, wenn ich Hohenelbe wieder sehe.

W. F. nach einem Text von A. S. 2001

OB. HOHENELBE

OB. LANGENAU

MITTELLANGENAU

BRANNA

HENNERSDE.

HARTA

Weißbach

Holzgrundbach

Fingergrund

Stadtpark

Kr.-D.

Aufbahrungshalle

Israelitischer Friedhof

Hinter dem Kloster

Schloßbach-Graben

Fabrikgraben

Rapperich

Krankenhausgasse

Weisbach Strasse

Krabacover Strasse

Brauhaus Strasse

Kirchen Str.

Kühlgraben

Ehinger Str.

Galgenberg Gasse

Papierfl.

Fabrikgraben

Öffentliche Gebäude:

1. Staats-Fachschule für Weberei.
2. Städtisches Schützenhaus.
3. Stadt Hohenelber Sparkasse, Knaben-Volks- und Bürgerschule, Mädchen-Volks- und Bügerschule.
4. Dekanalkirche.
5. Riesengebirgsmuseum.
6. Dechantei.
7. Reformkino.
8. Augustiner-Kloster.
9. Bezirks-Siechenhaus.
10. Böhmische Eskomptebank und Kreditanstalt.
11. Czernin-Morzinsches Schloß.
12. Rathaus.
13. Böhmische Unionbank.
14. Postamt, Steueramt, Bezirksgericht.
15. Landwirtschaftliche Bezirksvorschußkasse.
16. Bezirkskrankenhaus.
17. Bezirksbehörde.
18. Städt. Licht- und Kraftwerke.
19. Evangelisches Bethaus und Pfarramt.
20. Aktienbrauerei.
21. Gemischte Volksschule.
22. Staats-Reform-Realgymnasium,
23. Fürsorgeheim der Deutschen Landeskommission f. K. u. J.
24. Studentenheim.
25. Städtischer Schlachthof.
26. Bahnhof.

PLAN
DER FREIEN BERGSTADT
HOHENELBE

MASSTAB: 1 : 10000.